

## **Werk**

**Titel:** Göttingische gelehrte Anzeigen : unter Aufsicht d. Akademie der Wissenschaften

**Verlag:** Vandenhoeck & Ruprecht

**Jahr:** 1827

**Kollektion:** Wissenschaftsgeschichte

**Werk Id:** PPN319721507\_1827

**PURL:** [http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PID=PPN319721507\\_1827|LOG\\_0012](http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PID=PPN319721507_1827|LOG_0012)

## **Terms and Conditions**

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

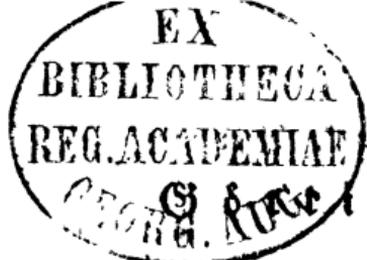
Each copy of any part of this document must contain these Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

## **Contact**

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen  
Georg-August-Universität Göttingen  
Platz der Göttinger Sieben 1  
37073 Göttingen  
Germany  
Email: [gdz@sub.uni-goettingen.de](mailto:gdz@sub.uni-goettingen.de)



1561

# Gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften



157. Stück.

Den 1. October 1827.

G e s t i n g e n .

Libri Wakedii de Mesopotamia expugnatae historia pars e codice bibliothecae Gottingensis arabico edita et annotatione illustrata. Qua descriptione professoris philosophiae publici extraordinarii in academia Georgia Augusta munus rite adiuturus ad orationem publicam audiendam invitatus Georgius Henricus Augustus Ewald. Sumtibus Dieterichianis. 1827. XXVI S. mit 24 S. arab. L. in 4.

Je dunkler die Geschichte der ersten Ausbreitung des Islam über die Hälfte der damaligen Welt ist, desto nöthwendiger wird es, das lange veräußerte und in unsern großen universalthistorischen Werken fast ganz vermischte Geschäft der Kritik der über jene Periode überlieferten Nachrichten zu üben und soviel möglich die ältesten und treuesten Historiker mehr durch den Druck bekannt zu machen und zu prüfen. Denn obgleich sich als allgemeines Resultat der Kritik

dieses voraussehen läßt, daß die Araber über die Geschichte der Eroberungen in den ersten Decennien des Islam nur unzusammenhängende und besonders chronologisch unbestimmte sagenähnliche Nachrichten haben, und daß es auch nicht wohl anders seyn kann, da die übergroße Menge jener in nahen und fernen fremden Ländern unglaublich schnell vollbrachten Thaten und Eroberungen lange nur in einzelnen lyrischen Gedichten und in Erzählungen fortlebte, bis sie fast zweihundert Jahr später durch Historiker fixirt wurde: so ist die Kritik dennoch im Einzelnen unerläßlich, um die frühern Nachrichten von den spätern vielfach verschönernten und entstellten zu unterscheiden und besonders durch dieß Mittel die Widersprüche der Historiker zu lösen. Wakebi's, des Zeitgenossen Raschid's, Name glänzte bisher in den Annalen der frühern Geschichte des Islam; seine Erzählung der Eroberung Syriens, durch Ockley im Auszuge, aber leider als einzige Quelle dieser Geschichte, ins Englische übersetzt, ging als glaubhaft fast in alle spätere historische Werke über. Aber die Kritik zeigt, daß ein späterer Verfasser jenes Werk und alle ähnliche der Art schrieb und daß seine Nachrichten, da er mehr einen paränetischen als rein historischen Zweck vor Augen hatte, nur mit Vorsicht und im Einklang mit den frühern Werken für die Geschichte benutzt werden können.

Mit der Kritik der historischen Werke Wakebi's ist Hr. Prof. Hamaker in Leyden jetzt beschäftigt und wir dürfen von seinem Fleiß und von den Hülfsmitteln der Leydener Bibliothek große Ausbeute für die Beleuchtung der frühern arabischen Geschichte erwarten. Demselben Wakebi werden mehrere Werke über die Eroberungen (Fotuch) einzelner Länder im Anfange des

Islam zugeschrieben, alle sehr ähnlich in Geist, Darstellung, Zweck und Sprache. Hamaker kannte nur zwey solcher Fotuch, die außer dem längst bekannten Werke über Syrien demselben Wakedi bengelegt werden müssen: die Eroberung von Aegypten, welche im J. 1825 durch Hamaker mit Erläuterungen, aber ohne Uebersetzung herausgegeben ist, und die von Persien. Nachdem Ref. das Werk über Aegypten in diesen Anzeigen St. 65 des gegenwärtigen Jahrg. recensiert hatte, fand sich ein Codex auf unserer Universitätsbibliothek mit dem Titel: *Wakedii historia Syriae et Aegypti*. Bey näherer Untersuchung fand sich aber, daß er auch am Ende, obgleich ohne trennende Ueberschrift, einen bedeutenden Theil der bis jetzt ganz unbekanntem und in europäischen Bibliotheken, wie es scheint, nicht weiter gefundenen Geschichte der Eroberung Mesopotamiens enthält, und Ref. beschloß das Wichtige daraus mit Erläuterungen abdrucken zu lassen. Denn wenn auch dieses Werk gleich den ähnlichen nicht einen unmittelbaren historischen Nutzen hat, da es erst geprüft und mit den wenigen sonst vorhandenen Nachrichten verglichen werden muß, so bekommt es doch aus vielen Rücksichten eine nicht geringe Wichtigkeit. So kann die Geographie des historisch wichtigen Mesopotamien aus ihm wenigstens extensiv mehr bereichert werden, als durch alle bis jetzt gedruckten geographischen Werke über jenes Land, und ein großer Theil der Erläuterungen mußte der Geographie gewidmet werden; die sehr ausführliche historische Darstellung stimmt, obgleich stark geschmückt und bisweilen unglauhaft, doch in wichtigen Puncten mit der anderer alter Historiker überein und dient zur Erläuterung dieser; über den Verfasser selbst findet sich in unserm

Coder ein neuer Aufschluß, durch den es gewiß wird, daß man ihn nicht für einen Verfälscher unter dem Namen des alten Wakedi, sondern für einen jüngern Wakedi zu halten hat. Dieses und ähnliches wird in der Vorrede und den Anmerkungen erläutert. Die Texteskritik verlangte mehrere Emendationen des nachlässig geschriebenen Coder, welche neue Codices, wenn sie gefunden werden sollten, vielleicht bestätigen. Da der Verf. nach des Ref. Meinung schon eine mit der spätern und vulgären Sprache gemischte Schreibart hatte, so konnte sich Ref. nicht entschließen, nach Hamakers Beyspiel, die gewiß nicht vom Copisten herrührende, durchgängige Abweichung von der feinem arabischen Grammatik im Texte selbst zu verbessern. — Die Antrittsrede, welche diese Einladungsschrift veranlaßte, handelte über den Nutzen des Studiums der Sanskrita-Sprache und deren Verhältnis zu den verwandten Sprachen Asiens und Europa's.

Erwald.

### W ü r z b u r g.

Cleri Wirceburgencis Universitati specialis suae sub S. Chiliani auspiciis initae fraternae consociationis secularia festa Idibus Quintilis celebranti hoc programma adplaudit Franciscus Oberthür, ecclesiae cathedralis, quae Wirceburgi est, Canonicus capitularis senior, ejusdem fraternae consociationis membrum. 1827. 86 Seiten in 8.

Der Eintritt des hundertjährigen Stiftungstages jener Verbrüderung des gesammten Würzburgischen Clerus, die unter dem Namen der

Kilianischen Bruderschaft noch fortbauend besteht, gab dem Herrn Domcapitular eine erwünschte Gelegenheit, diesen Glückwunsch an ihn zu richten; denn ließ wohl der ehrwürdige Greiß in dem Laufe seines langen Lebens eine Gelegenheit unbenuzt, wobey er etwas gemeinnütziges, etwas menschenfreundliches, oder etwas für Menschen erfreuliches thun konnte? Er selbst ist ohne Zweifel eines der ältesten Mitglieder der Bruderschaft und hat daher die Aussicht, des Segens ihrer Gemeinschaft, worauf sie vorzüglich nach dem Muster ähnlicher Associationen in der katholischen Kirche gestiftet ist, früher als andere theilhaftig zu werden, wiewohl gewiß die Bruderschaft selbst wünschen wird, ihre Verpflichtung gegen ihn so spät als möglich erfüllen zu dürfen: doch glauben wir, daß ihn noch ein anderer Grund eben so stark bestimmte, sich bey dieser Veranlassung öffentlich auszusprechen. Er konnte keine schicklichere finden, um den Ruhm und die Ehre der ihm so theuern Würzburgischen Kirche und ihrer so vorzüglichen klerikalischen Bildungs = Institute, ihres Seminars und ihrer Academie auf die würdigste Art zu verherrlichen, als durch die Feyer des Angedenkens so vieler trefflichen Männer, die in älterer und neuerer Zeit zu ihrem Klerus gehörten, aus ihren Instituten hervorgingen, und durch vorzügliche Verdienste um die Religion, um die Wissenschaften und um den Staat sich auszeichneten, welche nicht nur in ihrem besonderen Kreise, sondern in ganz Deutschland anerkannt wurden. Dieß füllt daher auch den größten Theil der Schrift aus, denn schwerlich hat eine deutsche Kirche solcher Männer so viele als die Würzburgische aufzuführen: die Wärme aber, womit Herr D. ihr

Angeboten und besonders das Angebot einiger ihm näheren Zeitgenossen, eines Neller, Endres, Barthels und Schmidt gefeyert hat, gibt der Schrift auch für das größere Publikum einen eigenen Reiz.

## K o p e n h a g e n .

Der Stern der Weisen; Untersuchungen über das Geburtsjahr Christi; von D. Friedrich Münzer. 1827. 117 S. in 8. mit einer Kupfertafel.

Bereits im J. 1821 hatte der berühmte Verfasser in einem Programm die Idee ausgeführt, daß der Stern der Weisen nicht ein einzelner Stern, sondern eine Constellation gewesen sey; nämlich die Zusammenkunft der obern Planeten Jupiter und Saturn im Zeichen der Fische; wofür schon ein jüdischer Lehrer Ubarbanel in seinem Commentar zum Daniel sie erklärt habe; da nach den Berechnungen schon von Kepler und andern Astronomen eine solche Zusammenkunft, wie sie im Jahr 1609 und wiederum im Jahr 1821 einen prachtvollen Anblick darbietend erfolgte, auch um die Zeit der Geburt Christi eingetreten sey. Diese Erklärung wird von dem Hn. Bischof nun mit der gewohnten Gelehrsamkeit weiter ausgeführt. Es wird daher zuerst die Erzählung der Evangelisten critisch erörtert, um zu zeigen was sie wirklich enthalte und nicht enthalte. Es werden darauf die Zeugnisse anderer Schriftsteller wie des Celsus u. a. beygebracht; und selbst aus den Talmud, was die Rabbinen darüber gesagt. Hierauf wird die Frage untersucht: in wie fern das Jahr 747 a. u. c. welches man bisher als das wirkliche Jahr der Geburt Christi, (wenn man gleich in unserer gewöhnlichen Chronologie das Jahr 753 angibt) anzusehen

pflegt, es gewesen sey? Der Vf. schlägt nun den historischen Weg ein, um folgende Sätze darzuthun: 1) Christus ist vor dem Tode Herodes d. G. geboren; dessen Todesjahr ist das Jahr 750 a. u. c. 2) Christus ist gegen zwey Jahre vor dem Tode Herodes geboren. 3) Christus ward geboren während des vom August befohlenen Censüs. Der Anfang dieses Censüs fällt in das Jahr 746, etwas über drey Jahr vor dem Tode Herodes; er mußte aber mehrere Jahre dauern. Aus der Erörterung dieser Sätze zieht alsdann der Vf. folgende Resultate: 1) Herodes d. G. starb wenige Tage vor Ostern 750 a. u. c. 2) Christus muß, der Geschichte vom Bèthlehemitischen Kindermorde zufolge, wenigstens gegen zwey Jahre vor dem Tode Herodes geboren seyn. 3) Die Ankunft der Magier fällt 748 und zwar vor Anfang Septembers; sie sahen den Stern vor Ausgange Mays 747. 4) Die Geburt Christi fällt in die letzte Hälfte des Jahrs 747. Die Folge davon ist, daß unsere gewöhnliche Zeitrechnung, die mit 753 a. u. c. anfängt, um sechs Jahr zu kurz ist, und wir statt 1827 eigentlich 1833 schreiben müßten; eine Neuerung welche jedoch nur große Verwirrung anrichten würde, und die wohl Niemand in die Geschichte einzuführen sich wird einfallen lassen. Wir mußten uns begnügen, die Resultate dieser gelehrten Schrift anzugeben, in welcher die Leser auch außerdem mehrere interessante Erörterungen, welche damit in Verbindung stehen, finden werden.

Hn.

B r e s l a u.

Neues Jahrbuch der Landwirthschaft, in zwanglosen Heften herausgegeben vom Cammerrath Plathner und Prof. D. Weber. 1827.

Wenn wir gleich nach dem Plan dieser Blätter Zeitschriften dieser Art nicht Stückweise, sondern nur ein für allemal anzeigen können, so benutzen wir doch gern die Gelegenheit, da mit dem uns zugesandten ersten Hefte des fünften Bandes die Herausgeber selber den Verlag übernommen haben, die Freunde der Landwirthschaft auf dieß Jahrbuch aufmerksam zu machen. Es besteht theils in Abhandlungen, theils in Anzeigen landwirthschaftlicher Schriften. Das vorliegende Hefte wird fast ganz von einem Aufsatz des Hn. Prof. Weber: zur Geschichte der Gewinnung der feinen und edlen Wolle, des Wollhandels und der Wollpreise, ausgefüllt. Der berühmte Verfasser gibt darin (wie es auch die Aufschrift sagt) zwar keine Geschichte, aber einzelne Materialien zu der Geschichte des so hoch wichtigen Gegenstandes, die aber natürlich keines Auszuges fähig sind. Ein zweyter Aufsatz: Ueber Verbesserung weniger tragbaren Wiesen, durch Ueberfahren mit Erdboden, durch Abheben und Zieferlegen der Rasendecke, durch Verjungen, und eine gleichzeitige Graseinsaat, und endlich durch Heraufbringen des bessern Untergrundes zur Oberfläche (nebst einer Zeichnung) zeigt schon durch seine Ueberschrift den Inhalt hinreichend an, ist jedoch noch nicht beendigt. Endlich ein dritter Aufsatz, aus den hinterlassenen öconomischen Papieren des Grafen von Schönburg-Rosburg handelt theils von dem Ziefer-Pflügen nach Englischen Grundsätzen, theils von dem Rübsamenbau nach Erfahrungen und Beobachtungen.

Hn.

# G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

158. Stück.

Den 4. October 1827.

---

G ö t t i n g e n,

In der Sitzung der Königlichen Societät der Wissenschaften am 25. August theilte Hr. Hofr. Stromeyer die chemische Analyse einer neuen Abänderung des Magnesits mit, welche von ihm mit dem Namen Magnesit-spath belegt wird. Dieselbe kommt theils in vollkommen rein auskrystallisierten Rhomboëdern, theils in rhomboëdrisch-körnig zusammengehäuften Massen vor, und besteht außer einigen Procenten kohlsaurem Eisenorydul und kohlsaurem Manganoryd nur aus kohlsaurer Talkerde ohne die geringste Beymischung von kohlsaurem Kalk.

Bekanntlich hat man bisher den Magnesit bloß amorphisch angetroffen, und nur in den Bitterspathen ist die kohlsaurer Talkerde in Verbindung mit kohlsaurem Kalk krystallinisch gefunden worden. In krystallogischer Beziehung, zumal hinsichtlich der Untersuchungen über Isomorphose der Körper, ist daher die Auffindung einer vollkommen krystallisierten kohlsaurer Talk-

erde ohne allen Kalkgehalt von nicht geringem Interesse. Uebrigens ist den Mineralogen dieses Fossil schon länger bekannt gewesen, aber von denselben bisher für Bitterspath gehalten worden. Nur Hrn. Prof. Mohs ist dessen wesentliche Verschiedenheit vom Bitterspath nicht entgangen, und dasselbe ist auch bereits von ihm in seiner Mineralogie als eine eigene Mineralspecies des Kalkhaloids unter der Benennung Brachytypes Kalkhaloid aufgeführt worden, weil seinen Untersuchungen zufolge sich dasselbe nicht nur durch eine etwas größere Härte und ein etwas größeres specifisches Gewicht, sondern auch durch ein mehr zugespitzteres Rhomboëder von dem eigentlichen Bitterspath, oder seinem matrotypen Kalkhaloid, unterscheidet. Eine so wesentliche Verschiedenheit in der Structur und den physischen Eigenschaften ließ daher Hrn. Prof. Mohs auch nicht ohne Grund vermuthen, daß sich dieses Fossil ebenfalls in seiner Mischung vom Bitterspate unterscheide, und wahrscheinlich den kohlensauren Kalk und die kohlensäure Talkerde in einem andern Verhältnisse mit einander verbunden enthalte, als dem, worin dieselben im Bitterspate vorkommen. Um hierüber indessen volle Gewißheit zu erlangen, übersandte derselbe dem Hrn. Hofr. Stromeyer sehr reine und characteristische Bruchstücke von dem brachytypen Kalkhaloid aus Salzburg, um dieses Fossil einer genauen chemischen Untersuchung zu unterwerfen. Durch diese ist nun nicht allein die Vermuthung des berühmten Wiener Mineralogen, daß sich dieses Fossil auch in seiner Mischung von dem Bitterspath unterscheide, vollkommen bestätigt worden, sondern es hat sich auch aus derselben ergeben, daß dessen Mischung von der des Bitterspaths gänzlich verschieden ist, und insbe-

sondere dadurch von demselben abweicht, daß es gar keinen kohlensauern Kalk enthält. Demnach kann dasselbe auch fernerhin nicht mehr zum Kalkhaloid gezählt werden, und möchte daher wohl am passendsten seine Stelle im System als späthiger Magnesit oder Magnesitspath beyrn Magnesit erhalten. Dieses in der That höchst unerwartete Resultat veranlaßte hierauf den Hrn. Hofr. Str. auch eine Untersuchung der unter dem Namen Bitterspath, Dolomit, Miemit, Braunspath, Bitterkalk, Gurhofian &c. bekannten Fossilien vorzunehmen, deren Mittheilung er sich aber für eine andere Sitzung der Königlichen Societät vorbehält. Indessen verschaffte ihm diese Untersuchung doch Gelegenheit das Mohs'sche Fossil noch von drey andern Orten zu erhalten, und dadurch das Resultat der ersten Analyse vollkommen bestätigen zu können.

Die vier von ihm zerlegten Varietäten des Magnesitspaths fanden sich folgendermaßen zusammengesetzt:

I. Magnesitspath in weingelb gefärbten Rhomboëdern krystallisiert vom rothen Kopf im Salzburgerischen Bitterthale, und von Hrn. Prof. Mohs als brachytynes Kalkhaloid erhalten, bestand aus:

Kalkerde . . . .	41,06
Eisenoxydul . . . .	8,57
Manganoxyd . . . .	0,43
Kohlensäure . . . .	48,94
	<hr/>
	99,00

Ober, als kohlensaure Verbindung berechnet, und die Kohlensäure nach der Capacität der Basen bestimmt, wobey auf 100 Kalkerde 106,5 Kohlensäure, auf 100 Eisenoxydul 61,2 Kohlensäure und auf 100 Manganoxyd 60,4 Kohlensäure angenommen worden sind, aus:

Kohlensaurer Talkerde . . . . .	84,79
Kohlensaurem Eisenorydul . . . . .	13,82
Kohlensaurem Manganoryd . . . . .	0,69
	<hr/>
	99,30

II. Magnesitspath in blaß gelblich braun gefärbten Rhomboedern in Chloditschiefer eingewachsen aus dem Fassathal in Tyrol, hielt:

Talkerde . . . . .	40,19
Eisenorydul . . . . .	10,53
Manganoryd . . . . .	0,49
Kohlensäure . . . . .	48,48
	<hr/>
	99,69

Ober:

Kohlensaure Talkerde . . . . .	82,89
Kohlensaures Eisenorydul . . . . .	16,97
Kohlensaures Manganoryd . . . . .	0,78
	<hr/>
	100,64

III. Magnesitspath in erbsengelb gefärbten rhomboedrisch-körnigen Massen mit Bitterspath und blättrigem Talk von St. Gotthard in der Schweiz gab:

Talkerde . . . . .	42,40
Eisenorydul . . . . .	6,47
Manganoryd . . . . .	0,62
Kohlensäure . . . . .	49,67
	<hr/>
	99,16

Ober:

Kohlensaure Talkerde . . . . .	87,56
Kohlensaures Eisenorydul . . . . .	10,52
Kohlensaures Manganoryd . . . . .	0,99
	<hr/>
	99,07

IV. Magnesitspath in schwarz gefärbten rhomboedrisch-körnigen Massen von Hall in Tyrol, enthielt:

Talkerde . . . . .	43,44
Eisenoxydul . . . . .	4,98
Manganoxyd . . . . .	1,52
Kohlensäure . . . . .	49,93
Kohle . . . . .	<u>0,11</u>

Ober :

Kohlensaure Talkerde . . . . .	89,70
Kohlensaures Eisenoxydul . . . . .	8,02
Kohlensaures Manganoxyd . . . . .	2,44
Kohle . . . . .	<u>0,11</u>
	100,27

Die in diesem Magnesitspath enthaltene Kohle ist wie beym Anthrakonit Ursache der schwarzen Farbe desselben, und man könnte daher denselben auch als eine besondere Varietät des Magnesitspaths, vielleicht unter der Benennung von Anthrako-Magnesitspath, betrachten. Die Kohle kommt übrigens in demselben ebenfalls nur mechanisch eingemengt vor.

Da alle vier untersuchten Magnesitspathe neben der kohlensauren Talkerde auch zugleich kohlensaures Eisenoxydul und kohlensaures Manganoxyd enthalten, so läßt es sich zwar vor der Hand nicht mit völliger Bestimmtheit entscheiden, ob diese kohlensauren Salze auch wesentlich zur Mischung dieses Fossils gehören und mit der kohlensauren Talkerde als Doppelsalz vereinigt darin vorkommen, oder ob sie sich darin vielmehr nur zufällig und bloß in der kohlensauren Talkerde aufgelöst befinden. Die geringe Menge derselben im Vergleich zu der kohlensauren Talkerde, und noch mehr ihr veränderlicher Gehalt machen es indessen um vieles wahrscheinlicher, daß sie nur als zufällige Bestandtheile in diesem Fossile enthalten sind, und deshalb hat der Hofr. Str. auch kein Bedenken getragen, dasselbe zum Magnesit zu zählen.

Den Beschluß dieser Abhandlung machten noch einige Bemerkungen über die bey dieser Analyse befolgte Methode und ein dabey eingeschlagenes neues Verfahren zur Scheidung des Mangans von der Talkerde, welches auch mit gleich günstigem Erfolge zur Trennung dieses Metalloryds vom Kalk benützt werden kann.

Die bisher von den Chemikern zur Scheidung des Mangans von der Talkerde und dem Kalk in Anwendung gebrachten Methoden sind zum Theil sehr umständlich, zum Theil gewähren sie auch keine vollständige Abscheidung dieses Dryds von den genannten Basen.

Durch die Fällung aller drey Basen in der Wärme durch basische fixe kohlensaure Alkalien, Glühung des Niederschlags und Behandlung desselben mit diluierter Salpetersäure bewirkt man nur selten eine einigermaßen genügende Trennung des Mangans. Besser gelingt dagegen dieselbe, wenn man den durch die fixen kohlen-sauren Alkalien erhaltenen Niederschlag gleich in Salpetersäure auflöst, die Auflösung zur Trockenheit verzerracht, und die trockne Salzmasse vorsichtig glüht, bis alles salpetersaure Mangan zersezt worden ist, wo dann das gebildete Manganhyperrydul durch Wasser leicht getrennt werden kann. Diese Methode erfordert indessen große Behutsamkeit, und öftere Prüfungen, damit durch nicht zu starkes Glühen auch etwas von dem salpetersauren Kalk- oder Talkerdesalze zersezt wird, oder sich bey zu gelindem Glühen ein Theil des salpetersauren Mangans der Umänderung in Manganhyperrydul entzieht, welches besonders da leicht der Fall ist, wo größere Mengen von Kalk und Talkerde mit kleinen Mengen von Mangan vorkommen. Die Fällung des Mangans durch schwefelwasserstoffsaure Salze, welche von Hrn. Berzelius öf-

ters benützt worden ist, führt gleichfalls zu keiner vollständigen Scheidung dieses Metalloryd's, selbst wenn die Auflösungen möglichst neutral sind. Auch hat nachgehends die Fortschaffung des überflüssig angewandten schwefelwasserstoffsauren Salzes große Unbequemlichkeiten, und außerdem muß das dadurch gefällte Mangan von Neuem wieder aufgelöst und durch kohlen saure Alkalien niedergeschlagen werden, wenn man die Menge desselben mit Genauigkeit bestimmen will.

Diese Umstände machten es dem Hofr. Str. schon lange wünschenswerth einen leichtern und sicherern Weg zur Abscheidung des Mangans zu erhalten. Diesen schmeichelt er sich jetzt durch folgendes bey dieser Analyse angewandte Verfahren wirklich erlangt zu haben. Aus der salzsauren, durch Salpetersäure zuvörderst gehörig oxydierten, Auflösung des Fossils wurde zuerst das Eisen in der Kälte und bey angemessener Verdünnung durch neutrale fixe kohlen saure Alkalien niedergeschlagen; eine Methode welche zur Fällung des Eisens, und Abscheidung desselben vom Mangan, Kalk und Talkerde allen übrigen an Genauigkeit vorzuziehen ist, so bald sie mit der gehörigen Umsicht ausgeführt wird. Nachdem das Eisen auf diese Weise fortgeschafft worden war, wurde durch die rückständige, zuvor wieder angesäuerte und etwas in die Enge gebrachte Auflösung ein Strom Chlorine hindurchgeleitet, bis dieselbe in Verhältniß ihres Mangangehalts hinreichend damit gesättigt war, worauf dieselbe nun aufs neue wieder mit neutralen kohlen sauren Alkalien bis zum leichten Ueberschuß versetzt wurde. Hierdurch wird das Mangan auf das vollständigste im Zustande des Hyperoryduls ausgeschieden. Da das Mangan indessen nicht momentan niederfällt, sondern allmählich, so thut man gut das kohlen saure Alkali,

zumal da wo viel Mangan vorkommt, und auch zugleich Kalk vorhanden ist, ebenfalls nur nach und nach hinzuzufügen, bis die Flüssigkeit sich völlig entfärbt und kein Mangan sich weiter ausscheidet, weil man sonst leicht Gefahr läuft, daß bey einer Uebersättigung mit kohlensaurem Alkali durch längeres Stehen der Flüssigkeit an der Luft etwas Kalk, und auch wohl Talkerde mit niedergeschlagen wird. Bey einem sehr geringen Mangan Gehalt bedarf es keiner Hindurchleitung eines Stroms Chloringas, sondern man reicht auch schon mit Chlorinwasser aus.

Nach Entfernung des Mangans ist die Talkerde durch phosphorsaures Natron und äzendes Ammoniak gefällt worden. Dabey ist aber die Vorsicht gebraucht, die Auflösung zuvörderst wieder mit Salzsäure zu übersättigen und zu kochen, um alle Kohlensäure fortzujagen, und dann derselben erst nach dem Erkalten zuerst phosphorsaures Natron und nachgehends äzendes Ammoniak hinzuzufügen. Ohne diese Cautel gewährt diese Methode keine Sicherheit. Den gehörig ausgesüßten und hierauf geglühten Niederschlag berechnet der Hofr. Str. zufolge eigener darüber angestellten Versuche auf 100 zu 37 Talkerde. Derselbe bedarf nur bis zum anfangenden Rothglühen erhitzt zu werden. Das von dem verstorbenen Murray zu Edinburg empfohlene starke und anhaltende Glühen desselben ist ganz überflüssig. Bey der Anwendung des kohlensauren Ammoniaks, so wie auch bey einem Rückhalt von kohlensaurem Alkali, wird viel phosphorsaure Talkerde in den Auflösungen zurückgehalten, woher auch wohl die Abweichungen in den Angaben des Talkerdegehalts dieses Salzes liegen mögen.

---

# G e t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

159. Stück.

Den 6. October 1827.

---

Dorpat und Hamburg.

Bei Sticinsky und Perthes: Das älteste Recht der Russen, in seiner geschichtlichen Entwicklung dargestellt von Joh. Phil. Gust. Ewers, Ritter u. s. w. Staatsrath, ordentl. Prof. an der K. Univers. Dorpat, Mitglied mehrerer gel. Gesellsch. 1826. XVI und 348 S. in 8.

Die Aufgabe des vorliegenden, mit seltener Gründlichkeit, und ungemein geistreich ausgearbeiteten Werks, ist, den stufenweisen Fortschritt des Rechts aus dem sogenannten patriarchalischen Zustande der bürgerlichen Gesellschaft in der Geschichte Rußlands nachzuweisen, und zu gleicher Zeit einen Beitrag zu der noch so mangelhaften Entwicklung des Rechts überhaupt zu liefern. Grundlage der angestellten Untersuchungen ist Nestor's Chronik, vorzugsweise dazu geeignet, um jene Aufgabe zu lösen, da sie den Stempel der Glaubwürdigkeit an sich trägt, und in so früher Zeit nach der Gründung des Staats abgefaßt ist, wie wir sie von keinem andern Lande haben, und da dieselbe ein einheimisches

Gesetz aufbewahrt hat, welches die Spuren des höchsten Alterthums an sich trägt, wahrscheinlich das erste geschriebene Gesetz nach Gründung des Staats ist, und ein Denkmal, welchem kein anderes Land ein ähnliches zur Seite stellen kann — nämlich Jaroslaw's Pravda (z. Anfang des 11ten Jahrhunderts). 'Jene Chronik, bemerkt der Herr Verf., gibt uns zwar nur geringen Stoff, aber doch genug, um die stufenweise Entwicklung des Rechts in seinen Hauptzügen verfolgen zu können; dieses Gesetz, sofern es wirklich ein erstes Gesetz ist, zeigt uns an einem klar vor Augen liegenden Beispiele, wie zuerst aus der bloßen Sitte und dem Herkommen ein Gesetz ward, wie die ersten Rechtsideen in unserm Sinne des Wortes sich bildeten, was die frühesten Staatsbürger unter der Sphäre des Rechts umfaßten; und was sie von derselben ausschlossen.' In Bezug auf die in dieser Chronik enthaltenen Thatsachen, und mittelst vergleichender Berücksichtigung der Geschichte anderer, auf derselben Culturstufe stehenden Völker, wird uns nun eine äußerst anziehende geschichtlich entwickelnde Darstellung der ältesten Rechtsverhältnisse der Russen, in allen ihren Beziehungen, seit Rurik's Regierung bis auf Jaroslaw gegeben, welche ganz gelesen werden muß, und aus welcher Ref. nur einzelne Momente ausheben kann, da ein gedrängter Auszug aus derselben, selbst wenn er, ohne den Ideengang des Hrn. Verf. zu zerreißen, möglich wäre, die engen Grenzen dieser Blätter weit überschreiten würde. Das erste Buch umfaßt die heidnische Zeit, nämlich die Regierungen Rurik's, Dleg's, Igor's, Swjatoslaw's, Jaropolk's, und Wladimir's, bis 988, oder bis zur Einführung des Christenthums; das zweyte, die christliche Zeit, nämlich die Regierungen Wladimir's seit 988, Swjatopolk's,

und Jaroslaw's. Abgesehen von den Einrichtungen über die Thronfolge, über die Reichsverwaltung, über Erhebung der öffentlichen Abgaben, werden unter Swjatoslaw's Regierung die Blutrache überhaupt, unter Jaropolk's Regierung die Blutrache gegen Brüder und unter Vladimir's Regierung — alles noch während der heidnischen Zeit, — Bestimmungen über die Abwendung derselben, erwähnt; unter Swjatoslaw's Regierung, und zwar während der Reichsverwaltung der Olga, heißt es, daß diese im Jahre 964 'das Fürstliche abschaffte, und verordnete, von dem Bräutigam einen schwarzen Marder zu nehmen, sowohl dem Fürsten, als dem Bojar von seinem Unterthanen, welches der Herr Verf. von dem bekannten jure primae noctis oder praelibationis erklärt, von welchem also auch hier, und bey einem so entfernten Volke, ein sehr frühes Datum nachgewiesen wird. Unter Vladimir's Regierung zur heidnischen Zeit war die Vielweiberey sehr gewöhnlich. Merkwürdig sind auch die Rechtsbestimmungen über Todtschlag, Verwundung und Mißhandlungen, so wie über den Diebstahl, und den Proceß, welche sich in den Friedensschlüssen Oleg's und Igor's mit den Griechen, befinden, und auf das älteste Russische Recht hindeuten. In der christlichen Zeit, unter Vladimir, kömmt zuerst die obrigkeitliche Bestrafung des Mords, und die Veränderung des Wehrgelds, unter Swjatoslaw, die Blutrache auch gegen Stiefbrüder, und die Nothwehr gegen Nachträuber vor. — Nach der Ermordung von Boris und Glib wurde Swjatopolk von Jaroslaw, Fürsten von Nowgorod, mit Krieg überzogen, der mit wechselseitigem Glücke geführt, endlich durch einen entscheidenden Sieg des letztern über den erstern, endete. Swjatopolk kam auf der Flucht um

(1019), und Jaroslaw blieb ruhiger Besitzer seines Throns. Er belohnte seine Krieger, vor allen die Novgoroder, und ließ 'ein Gesetz niederschreiben' wie die Chronik besagt. So entstand die Pravda Jaroslaw's, die älteste Rechtsurkunde der Russen, zunächst für Novgorod bestimmt, aber bald für ganz Rußland gültige Kraft habend. Sie besteht aus 17 Artikeln, und wird von dem Herrn Verf. S. 264 flg. Russisch und Deutsch mitgetheilt, und durch sehr lehrreiche Erläuterungen commentiert. Daß in ihr enthaltene Recht besteht eigentlich nur aus fünf Sätzen: 1) Beschränkung der Blutrache auf nahe Verwandtschaftsgrade, also mittelbare Bestätigung derselben in diesen, und Festsetzung eines Geldersazes im Falle sie nicht wirklich vollzogen wird; 2) Bestätigung, oder vielmehr stillschweigende Anerkennung der Privatrache bey körperlichen Verletzungen, und Bestimmungen eines Geldersazes statt derselben; 3) Bestätigung der eigenmächtigen Wegnahme seines Eigenthums, wo jemand es fand, und Festsetzung eines Ersazes außerdem für die Verletzung; 4) im Fall des Streits über dieses Eigenthum, Zurückgehen auf frühere Besitzer, so daß der letztere, der auf keinen weiter zurückweisen kann, den Ersaz leisten muß; endlich 5) Entscheidung aller verwickelten Sachen durch ähnliches Zurückgehen auf die frühern Besitzer in Gegenwart von zwölf Männern aus der Gemeinde, mit Festsetzung des gleichen Ersazes von Seiten dessen, der dem Andern das Seinige vorenthalten hatte. Sehr geistreich wird über den Inhalt dieses Gesetzes in Bezug auf die Wegnahme des Eigenthums bemerkt, daß das ganze Recht über das Mein und Dein auf dem einfachen Satze beruhte: du sollst nicht etwas dem Andern Gehöriges nehmen; Verbrechen gegen das Eigenthum und bloße Ci-

vilforderungen wurden gar nicht unterschieden; alle Streitigkeiten über das Eigenthum wurden lediglich auf die einfache Frage zurückgeführt: hat der, an welchen ich mein Eigenthum verloren, es genommen oder nicht. Denn nur durch das Nehmen kann es widerrechtlich in seinen Besitz gekommen seyn: gleichviel ob er, oder ein Anderer, von welchem er dasselbe erhielt, es genommen habe. Mein bleibt Mein; also ich bekomme immer mein Eigenthum zurück, d. h. ursprünglich; ich nehme es vor aller Augen ebenso, wie man im Naturzustande das Seinige geradezu zurückzunehmen gewohnt ist. Und der, welcher es wirklich genommen hatte, muß mir überdies für die Verletzung einen Ersatz zahlen. — Aber dieser ist einer und derselbe für alle Arten des Nehmens. Alle sogenannten Civilforderungen wegen Mein und Dein, im Gegensatz derer, wo nach unsern Begriffen eine Verletzung des Criminalrechts damit verknüpft ist, gründen sich ursprünglich auf die Beschuldigung, daß der Andere uns unser Eigenthum genommen habe. Ist das wahr, so ist er zum Ersatz für diese Verletzung verpflichtet, und daher ziehen alle Forderungen wegen Eigenthum, wenn sie als rechtmäßig erfunden werden, ursprünglich einen Ersatz nach sich, den der als unrechtmäßiger Besitzer erkannte Gegner leisten muß. — Aus dieser kurzen Uebersicht ist klar, wie Criminalrecht und Civilrecht ursprünglich innig verkettet sind. Jedes ganze Recht geht vom Begriffe der Verletzung aus, woran sich die Idee von der Rechtlichkeit des Zurücknehmens einer uns genommenen Sache schließt. Ursprünglich ist Alles — Verletzung, und nur von Verletzungen ist die Rede. Bey Verletzungen der Person bleibt die Privatrache, wie im Naturzustande; man sucht sie nur durch allmälige Beschränkungen und durch den Reiz

des Gewinnes (Wergeld) seltener zu machen. Bey Verletzungen wegen Eigenthums hebt man die Privatrache zuerst auf; hier kann man es am frühesten, weil der Schmerz und folglich der Trieb zur Rache weniger heftig ist. Statt derselben setzt man einen Ersatz in Hab und Gut. Ebenso ist der ursprüngliche Proceß ganz dem Verfahren im Naturzustande angemessen. — Nur, wenn die Sache verwickelt war, dann trat der Ausschuß der Gemeinde ein, zwölf Männer, die gewissermaßen die Gemeinde selbst darstellten. — Hier haben wir die Grundlage aller Jury, ein sehr altes, wahrscheinlich allen Völkern ursprünglich gemeinschaftliches Institut. Die zwölf Männer sprachen über die Thatsache, d. h. sie sprachen das Ergebnis der Nachweisung aus, und dadurch sprachen sie ursprünglich auch das Recht selbst aus, denn das Recht war noch keine besondere Wissenschaft geworden; es ging von selbst aus dem Erfolge der Untersuchungen hervor. Das alte Gesetz enthielt nichts vom Familien- nichts vom Erbrechte. Beides zusammen war anfänglich Familiensache, und keine Gesetzgebung hatte sich darein zu mischen; der Hausvater und das Familienhaupt entschieden unumschränkt in allen Familiensachen. — Als Beylagen sind endlich noch mitgetheilt: I. Die Erweiterung der Pravda Jaroslaw's durch seine Söhne, während der Jahre 1059 bis 1068, in deutscher Uebersetzung; und II. eine Pravda aus einer Handschrift des 13. Jahrh., deren Verfasser durchaus unbekannt ist; auch diese nur in deutscher Uebersetzung; die freylich schon viel umfassender ist, und einen höhern Zustand der Cultur voraussetzen läßt.

### H a n n o v e r.

Bey Hahn: Q. Curtii Rufi de rebus gestis Alexandri Magni libri superstites ad

optimarum editionum fidem scholarum in usum curavit G. H. Lünemann. 1827. VIII. ung 248 S. (9 Ggr.)

Justinii historiae Philippicae eben so von demselben. VI und 226 S. (8 Ggr.).

Diese beiden Schriftsteller verdienten vor vielen andern eine zweckmäßige Schulausgabe mit berichtigtem Texte und genauem fehlerfreyem Drucke, wie ihnen hier zu Theil geworden ist. Sie bilden den 7ten und 8ten Band von des Herausgebers mit großem Beyfalle aufgenommenen Sammlung nova bibliotheca Romana classica, welche sich außer den eben erwähnten Eigenschaften auch durch ein gutes und zweckmäßiges Aeußere, wozu für die Verlagshandlung gesorgt hat, und durch äußerst wohlfeilen Preis auszeichnet. Die früheren Bände enthielten: 1. den Sallust (4 Ggr.) 2. den Sueton (10 Ggr.); 3. den Tacitus mit vielen Berichtigungen und kritischen Bemerkungen des Herausg. in 2 Bden. (jeder zu 10 Ggr.) 5. den Quintilian (eben so); und diese außerordentliche Wohlfeilheit des Preises, verbunden mit dem inneren Werthe der Ausgaben läßt erwarten, daß dieselbe in sehr vieler Hände kommen und sehr viel dazu beitragen werden, die unberichtigten und ungenauen älteren Abdrücke immer mehr zu verdrängen, mit welchen sich noch immer zu ihrem größesten Schaden manche Anfänger behelfen. — Bey dem Curtius hat der Herausg. die Ausgabe von Schmieder zum Grunde gelegt, aber auch die Ausgaben von Freinsheim, Gutz und Koken benutzt und den Schmiederschen Text an manchen Stellen geändert. Die neue Ausgabe von Zumpt, welche 1826 erschien, kam ihm sehr zu Statten, weil sie außer andern Varianten insbesondere die Lesarten des Leidens. und Vossian. und 9 Florentinischer Handschriften darbot, und er hat sie sorgfältig benutzt. Doch stimmen wir

mit dem Urtheile des Herausg. ganz überein, wenn er S. VII bemerkt, daß der Berliner Herausg. in seiner Vorliebe für den neuen Variantenvorrath zu weit gegangen ist, und häufig die alte von ihm verworfene Lesart wieder hergestellt werden muß. Der Herausg. hat die von Zumpt eingeführten Lesarten einer sorgfältigen Prüfung unterworfen, und die Stellen, wo er sie angenommen, in der angehängten *varietas lectionis* S. 238 — 248 angezeigt. Hier hat er auch noch andere Verbesserungen beygebracht, und ein Paar Mal die Interpunction trefflich berichtigt. An einigen Stellen sind die Gründe seines critischen Verfahrens angegeben und grammatische und exegetische Bemerkungen beygefügt. In der Aufnahme der neuen Lesarten hat der Hrsg. eine vorsichtige Zurückhaltung beobachtet, die wir nur billigen können, und ist an den meisten Stellen der alten Lesart (in der Schmiederschen Ausg.) treu geblieben. In der Mitte sind an einigen Stellen Freinsheim's Supplemente eingeschaltet um den Zusammenhang herzustellen.

Der Text der zweyten Ausgabe von A. Gronovius (Lugd. Bat. 1760) ist bey dem Just in zum Grunde gelegt, wie in der Zwenbrücker Ausgabe, wogegen Wehel den weniger richtigen Text der Gräveschen Ausgabe meistens befolgt hatte. An mehreren Stellen, die in einer angehängten *varietas lectionis* angezeihen werden, ist der Hrsg. in der Interpunction und in den Lesarten von der Gronovschen Ausgabe abgewichen, meistens nach Gräve, den Bipontinern und Wehel, und nicht ohne gute Gründe, die er auch, wo es nöthig war, mit möglichster Kürze angegeben hat. Die Genauigkeit des Druckes, der durch die größte Sorgfalt und wiederholte Correc-turen erreicht ist, ist auch in diesen letzten Bänden ausgezeichnet, und gereicht diesen Ausgaben zu keiner geringen Empfehlung.

---

G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

160. Stück.

Den 6. October 1827.

L o n d o n.

Astronomical observations made at Göttingen from 1756 to 1761 by Tobias Mayer. In two parts, Published by order of the commissioners of latitude. 1826. Die erste Abtheilung 92 S., die zweite 62 S. in Folio.

Nach siebenzig Jahren ist den Beobachtungen des großen Göttinger Astronomen Tobias Mayer noch die Auszeichnung zu Theil geworden, auf Kosten einer ausländischen Behörde, welche die großen ihr zu Gebote stehenden Mittel gern zum Vortheil der Astronomie anwendet, gedruckt zu werden. Die Handschrift der Beobachtungen von den Jahren 1757 = 1761 war schon vor langer Zeit in den Besitz des Herrn von Zach gekommen, und von diesem der englischen Commission für die Meereslänge mitgetheilt: die Handschrift der Beobachtungen des ersten Jahres befand sich noch in dem Archiv der hiesigen Königl. Societät und wurde zu dem beabsichtigten Abdrucke hergeliehen.

Der bey weitem größte Theil der Beobachtungen ist an dem Birdschen Mauerquadranten ge-

macht. Mayer hatte sein Hauptaugenmerk auf die Verfertigung des Verzeichnisses der Zodiacalsterne gerichtet, und die Beobachtungen dieser Sterne sind daher auch der Hauptinhalt des Tagebuchs. Sie fangen mit dem 8. Februar 1756 an; zuerst bis zum 23. May finden sich bloß die Durchgangszeiten, und zwar schon auf den mittlern Faden reducirt; vom 23. May an hingegen erscheinen die Beobachtungen vollständig im Originale. Die Beobachtungen des Jahrs 1756 füllen die ganze erste Abtheilung aus; der Jahrgang 1757 nimmt in der zweyten Abtheilung 35 Seiten ein; dann 6 Seiten bis in die Mitte des Jahrs 1758. Hiermit hören eigentlich Mayers Beobachtungen am Mauerquadranten fast ganz auf; am 5. April 1759 übergab er sein Verzeichniß der Zodiacalsterne der Königlichen Societät. Aus den ersten Tagen des May 1759 Beobachtungen des Halleyschen Kometen an einem parallatich aufgestellten Fernrohr. Aus dem Junius und Julius 1760 Beobachtungen am Mauerquadranten von Mayers würdigem Schüler Niebuhr; endlich vom 6. Junius 1761 die Beobachtung des Durchganges der Venus durch die Sonne. Neben den Beobachtungen der Zodiacalsterne finden wir, in den ersten Jahren, noch sehr viele Beobachtungen der Sonne, mehrere von der Venus und dem Monde, und einige wenige vom Mars, Jupiter und Saturn, auch verschiedene Sternbedeckungen.

Man sieht aus diesem Inhalt, daß eine neue von Grund aus gemachte Bearbeitung dieser Beobachtungen keine so umfassende Ausbeute liefern könnte, wie die gleichzeitigen Beobachtungen von Bradley durch Bessels vortreffliche Bearbeitung gegeben haben. Mayer hatte sich ein beschränktes Hauptziel vorgesetzt, die An-

fertigung eines Zodiacalsternenverzeichnisses, und dieses hat er selbst auf seine Beobachtungen gegründet. Auch darf nicht übersehen werden, daß die Dürftigkeit von Mayers Hülfsmitteln, für die Reduction der Beobachtungen als absoluter, große Hindernisse in den Weg legt, und daß uns jetzt die Kenntniß von einigen Nebenhülfsmitteln die er noch benutzte, abgeht. Mayer hatte kein Mittagsfernrohr; die Reduction der am Mauerquadranten beobachteten geraden Aufsteigungen setzt die Kenntniß der unregelmäßigen Abweichungen des Instruments vom Meridian voraus, wozu Mayer auch correspondierende Sonnenhöhen an einem kleinen beweglichen Quadranten benutzte; allein nur von zwey Tagen finden wir diese aufbewahrt. Aehnliche Schwierigkeiten finden sich bey den Zenithdistanzen. Mayer hatte keinen Zenithsector. Eine zuverlässige Kenntniß des Collimationsfehlers konnte daher nur durch Umhängen erlangt werden, und dieß Umhängen ist nur Einmal geschehen. Alle vor den Umhängen beobachteten Zenithdistanzen verlieren noch durch die von Mayer selbst gemachte Bemerkung an Zuverlässigkeit, daß der Centralzapfen lose sitzend befunden wurde. Es ließen sich noch mehrere andere Bemerkungen beyfügen, wozu aber hier nicht der Ort ist.

Dagegen werden noch oft einzelne Fälle eintreten können, wo es den Astronomen sehr willkommen seyn wird, die Originalbeobachtungen benutzen zu können, wenn auch nur als Differentialbeobachtungen. Bekanntlich hat schon einmal die Handschrift den großen Nutzen geleistet, eine frühe Beobachtung des Uranus zu liefern, den Mayer am 25. Sept. 1756 unbewußterweise als Fixstern beobachtete.

In der Einleitung sind noch zwey Aufsätze der

Opera inedita wieder abgedruckt, nämlich Mayers Vorlesung *Observationes astronomicae quadrante murali habitae*, und Lichtenbergs Bemerkungen über das von Mayer gebrauchte Thermometer; und am Schluß findet sich ein vom Hrn. Prof. Bessel eingeliefertes Druckfehlerverzeichniß zu Bradley's Beobachtungen.

## C a r l s r u h.

In C. Fr. Müllers Hofbuchhandlung: Reiter-Bibliothek. Dritter Theil. 1827. 555 Seiten. 8. (S. G. g. Anz. 1826 St. 132).

Der Hr. Gr. von Bismark fährt in diesem dritten Theile seiner Reiterbibliothek fort, aus den Schriftstellern die über die Cavallerie geschrieben haben, dasjenige, was ihm am wissenswerthesten zu seyn scheint, auszuheben, und mit Anmerkungen zu begleiten. Bey der I. Abhandlung, überschrieben: Reiter-Literatur beschränkt er sich jedoch nur auf diejenigen Schriftsteller, welche das Gebiet der Reiterrey mit neuen Ideen bereichert haben. Ueber die tactischen Autoren führt er nur Warnery, de la Vacine, Brezé und Graf Melfort an. Von den Schriften derjenigen, die nicht selbst in der Reiterrey dienten, oder die nur zusammentrugen, was bereits vorhanden war, behauptet Gr. v. B., wie uns scheint, etwas gewagt, daß sie keinen Werth hätten. Neue Ideen sind immer schätzenswerth, erfordern aber eine sorgfältige Prüfung, die viele Vorkenntnisse und Erfahrung voraussetzt. Unter dem vielen Neuen, was täglich vorgeschlagen wird, eignet sich wenigens ins Leben zu treten. Man sollte freylich glauben, daß nur der Mann vom Fache, am besten über seine Wissenschaft schreiben konnte, als z. B. wie Gr. v. B. will,

nur der eigentliche Cavallerist; das ist zu sagen, nur ein solcher, der immer in dieser Waffe gebient hat, über die Cavallerie; unstreitig ist diesem das Detail derselben am genauesten bekannt. Allein die Erfahrung lehrt, daß in allen einzelnen Zweigen des Kriegswesens ein wahrer Handwerksgeist mehr oder weniger herrscht, der das Geistige zum Mechanischen herabwürdiget, an Vorurtheilen klebt und sich im Detail verliert. Den Blick nur auf einen Punct richtend übersieht dieser nur zu leicht das Verhältniß zum Ganzen. So sind z. B. beynahe alle wichtige Veränderungen in der Artillerie und im Ingenieur-Fache nicht ursprünglich von Artillerie- und Ingenieur-Officieren ausgegangen, und man hat sogar in vielen Diensten längst den Grundsatz angenommen: es sey zweckmäßig, die Chefs dieser Corps nicht aus ihnen selbst zu wählen. Der Gr. v. B. tabelt Scharnhorst in seinem Handbuche für Officiere gesagt zu haben: 'ich sehe bey der Tactik der Cavallerie voraus, daß man die der Infanterie gelesen habe, wie denn überhaupt ohne richtige Begriffe von der letztern niemand richtige von der der Cavallerie erlangen könne.' Scharnhorst ging von dem Grundsätze aus: daß das Studium der Tactik alle Zweige der Armee umfassen müsse, weil die Leitung eines Gefechts die Führung aller Waffenarten in sich begriffe; er erkannte für die Bewegungen der einzelnen Truppenarten nur die nämlichen Grundsätze an, und da er mit Recht die Infanterie als die entscheidende Waffe ansah, so wollte er, daß der Officier jeder Waffe zuvor, ehe er die Tactik seiner besondern Waffe studiere, sich mit den Grundsätzen der Infanterie-Tactik genau bekannt gemacht habe. Nach seiner Ansicht sollte der Officier (wie es in Oestreich

und auch in England, jedoch nur mit der Cavallerie und Infanterie der Fall ist) aus einer Waffe in die andere avancieren können. Als Scharnhorst seine Grundsätze aufstellte, war das System die Waffen zusammenzusetzen, mehr an der Tagesordnung, als in den letzten Feldzügen der gegen die Revolution geführten Kriege. Das System der Armee-Divisionen, daß die Französischen Feldherren in den ersten Feldzügen des Revolutionskrieges befolgten, so wie das darauf folgende der Armee-Corps, führte zu einer Vertheilung der Cavallerie bey den Infanterie-Divisionen und Brigaden. Nach diesen Grundsätzen war z. B. die Preussische Armee in der Schlacht bey Auerstedt formirt, und man bemerkte schon damals, sie sey zu vertheilt gewesen, um etwas Entscheidendes zu leisten. Späterhin wandte Buonaparte das System große Massen von Cavallerie, die, ohne einer Armee-Division, oder einem Armee-Corps zugetheilt zu seyn, unabhängig für sich agieren, einigemal mit Vortheil an, und fand Nachahmer. Verstehen wir nun den Gr. v. B. richtig, so will er die Waffen mehr als bisher geschehen ist, wieder trennen, und dem zufolge jeder Waffe ihre eigene Tactik vorschreiben. Einverstanden mit dem Verf. sind wir darin, daß ein Officier der von Jugend auf in seiner Waffe gebildet worden, nur diese vor Augen hat, nur diese kennt, eine größere Vorliebe und Anhänglichkeit für selbige habe, und wahrscheinlich in selbiger mehr leisten wird, als derjenige, der die Tactik aller Waffen nicht ausstudiert, sondern aus einer in die andere übertritt, denn hier ist große Gefahr vorhanden, daß er mit keiner recht vertraut seyn würde. Nur, wenn von dem Commando gemischter Waffen die

Rede ist, bedarf es guter Rathgeber, so wie es Blücher erging. Friedrich II. konnte seinem Seidlitz kein Corps oder gar Armee anvertrauen, und Lückner hat immer ihn mit Infanterie zu verschonen, höchstens ließ er sich einige Grenadier-Bataillone gefallen. Wie verschieden auch die Ansichten über diese Gegenstände seyn mögen: der Gr. von B. erwirbt sich ein Verdienst um die Cavallerie, ihrer Selbständigkeit mit so vielem Eifer das Wort zu reden. Diese Waffe hat bey der zu genauen Verschmelzung mit der Infanterie am mehrsten gelitten; und vielleicht erblicken wir hier eine der Hauptquellen ihres allgemein anerkannten Verfalls in der neuern Zeit. Man hat bey dem zu weit getriebenen Centralisiren im Civil in unsern Zeiten bedeutende Nachtheile gefunden, auch im Kriegswesen haben sich deren gezeigt. — Bey Erwähnung Scharnhorsts, erlauben wir uns die Behauptung des Verf.: dieser habe in der Hannöverschen Cavallerie zuerst seine militärische Bildung erhalten, zu berichtigen. Scharnhorst erhielt seine Bildung in dem Artillerie-Corps des Grafen Wilhelm von Lippe-Bückeburg, das zwar nur aus 300 Mann bestand, aber zu den gebildetsten und geübtesten der damaligen Artillerie gehörte; er diente in diesem Corps sechs Jahre, und zwar die letzten Jahre als Adjutant des berühmten Grafen, der sich selbst mit seinem Unterrichte beschäftigte, und ihm seine Denkwürdigkeiten dictierte. — Der Gr. v. B. stellt an einem andern Orte die Bemerkung auf: daß selten ein ausgezeichneteter Feldherr aus dem Generalstab und dem Genie-Corps hervorgegangen sey; wir setzen hinzu: auch nicht aus der Artillerie. Was die beiden ersten Zweige anbetrifft, so erklärt sich dieses leicht: zu ei-

nem guten Feldherrn gehört vor allen Dingen die schwere Kunst commandieren zu können; der Generalstab und das Genie-Corps commandieren nicht selbst, handeln immer nur als Gehülfen eines Höheren. Daher läßt sich mit Recht vieles gegen die im Frieden stehenden sogenannten großen Generalstabe einwenden. Wenigstens sollte vermieden werden, daß Officiere eine lange Reihe von Jahren in selbigen blieben. Das Genie-Corps ist seiner Natur nach zu doctrinell und die Artillerie wird in allen Armeen noch als ein abgesondertes, halb handwerkliches Corps betrachtet: man schließt die Artillerie-Officiere von dem Commando gemischter Waffen aus, nimmt die in höhern Graden stehenden nicht mit ins Feld, weil man sie nicht anzustellen weiß. Die Cavallerie- und Infanterie-Officiere haben einmal das Commando der Truppen an sich gerissen, und seltsam genug, sogar das Commando in den festen Plätzen vertraut man nur diesen an, obwohl sie selten die dazu nöthigen Kenntnisse besitzen.

Es liegt in dem ganzen Militärwesen so viel Widersprechendes, das sich nur aus der Geschichte der Entstehung und des Fortgangs der stehenden Heere erklären läßt. Wichtiger als alle tactischen und technischen Schriften, deren die Militär-Literatur eine große Zahl aufzuweisen hat, würde für den Unterricht selbst eine aus authentischen Quellen bearbeitete kritische Kriegsgeschichte seyn, allein der Mangel solcher Quellen wird der Erscheinung eines Werks dieser Art vielleicht nicht zu besiegende Schwierigkeiten in den Weg legen. Verordnungen auf das Militär Bezug habend, liegen von mehreren Ländern wenigstens seit einem Jahrhunderte vor; allein die von den

Feldherren im Laufe der Kriege erlassenen Orderns, die gerade das zeitige Bedürfniß anzeigen, sind selten aufbewahrt, und das Schlimmste ist die ungemein große Dürftigkeit der geschriebenen und gedruckten Berichte von den vorgefallenen Gefechten und Schlachten. Diese sind sich alle gleich Brüdern und Schwestern ähnlich; sie enthalten wenig von dem, was der Forscher sucht. Nichts könnte belehrender seyn, als eine getreue historische Darstellung der Ursachen, warum diese oder jene Einrichtung eingeführt, verändert, oder wohl gar wieder aufgegeben ward; wie man nach und nach zu demjenigen gelangte, was jetzt vor Augen liegt: man würde vielleicht mit einem Blick sich überzeugen, daß dasjenige, worüber man sich jetzt mit Heftigkeit streitet, schon früher versucht ward; daß, was der Theorie nach vortrefflich zu seyn scheint, sich in der Ausführung anders zeigt. Bey dem Militärwesen dreht sich, so wie in den übrigen Zweigen des menschlichen Wissens, alles im ewigen Circellaufe herum. Wir glauben durch Einführung des Landwehrsystems eine neue Organisation der Kriegsmacht erfunden zu haben; die Kriegsgeschichte von Savoyen lehrt, daß diese dort längst versucht und wieder aufgegeben ist. So hegt eine jede Generation von sich selbst die Meinung das Non plus ultra erreicht zu haben. Gustav Adolph, Wallenstein und Lillj, Condé, Turenne und Montecuculi, Carl XII., Marlborough und Prinz Eugen, Moriz von Sachsen und Friedrich II., endlich Napoleon und Wellington — große Namen, große Perioden in der Kriegsgeschichte! Und doch glauben wir, nachdem kaum zehn Jahre des Friedens verflossen sind, schon wichtige Verbesserungen im Kriegswesen entdeckt

zu haben. Sollten wir uns nicht täuschen? Der Hr. von B. legt einen großen Werth auf das Agieren der Cavallerie mit großen Intervallen zwischen den Schwadronen, und der in selbigen aufgestellten berittenen Schützen. Die Sache ist alt. In der Hannöverschen Kriegsgeschichte ergibt sich folgende Thatsache. In der Schlacht die der Erbprinz von Hessen am 14ten November 1703, gegen den Französischen Marschall Tallard verlor, befand sich der Hannöversche Brigadier von Schulenburg mit den beiden Hannöverschen Dragoner-Regimentern von Penz und von Schulenburg auf dem rechten Flügel. Er sah gegen sich über ein ihm weit überlegenes feindliches Cavallerie-Corps. Aus Besorgniß überflügelt zu werden, ließ er die Regimente Schwadronsweise mit Intervallen sich formieren. Das dritte Glied von jedem Regimente ließ er in zwey Detaschements, gleichfalls zu zwey Mann hoch, formieren; wovon er das eine einem Lieutenant, und das andere einem Wachtmeister zu commandieren gab. Diese aus dem dritten Gliede formierten Abtheilungen stellte er etwas rückwärts auf beiden Flügeln seiner Linie, und während er nun die feindliche Cavallerie in der Fronte angriff, ließ er durch jene Abtheilungen die Flanken der feindlichen Cavallerie angreifen. Die Cavallerie hatte damals den Gebrauch ehe sie zum Choc kam, ihre Pistolen abzufeuern. Schulenburg befahl, gleich den Angriff mit dem Degen zu machen. Er warf die feindliche Cavallerie und eroberte 19 Standarten. Schulenburgs neue Cavallerie-Tactik — ein Werk des augenblicklichen Bedürfnisses, sich gegen Ueberflügelung zu sichern — fand Nachahmer, die Hannöversche Cavallerie behielt in der Folge die Intervallen

zwischen den Schwadronen bey dem Angriffe bey, und gebrauchte auch, je nachdem die herrschenden Verhältnisse dieses zu erfordern schienen, das 3te Glied als einzelne Abtheilung; endlich verschwand letzteres, man reagierte zwey Mann hoch und hatte Flanqueurs zur Deckung der Intervallen, die später mit Kolben-Pistolen bewaffnet wurden. Friedrich II. war, wie Gr. v. B. bemerkt, durch Puissegur's Maximen verleitet, sehr gegen den Angriff mit Intervallen, und hatte nach dem siebenjährigen Kriege darüber einen lebhaften Wortwechsel mit dem Hannoverschen Oberst Otten, der das Glück gehabt hatte, mit seinem Infanterie-Regimente einen choc der Französischen Cavallerie abzuschlagen. — Der Gr. v. B. hebt auch in dieser seiner Schrift, wie in seinen vorhergehenden Werken, den wichtigen Satz hervor, daß man nur von einer alten Reiteren große Dienste erwarten könne; er citiert die 10,000 Gardes d'honneur, die Napoleon 1813 organisierte und Pompejus junge Römische Ritter. Wir erlauben uns noch ein Beyspiel hinzuzusetzen. Bey der Formierung der Königl. Deutschen Legion für den Englischen Dienst in 1803, wurden die alten Cavalleristen der aufgelösten Hannoverschen Cavallerie zum größten Theile in zwey schwere Dragoner-Regimenter vereinigt. Diese beiden Regimenter waren die einzigen Cavallerie-Regimenter in der Englischen Armee unter dem Herzoge von Wellington, denen es gelungen ist, die Französische Infanterie zu durchbrechen, sie warfen in der Schlacht bey Salamanca drey Französische Quarrées über den Haufen, während die größtentheils erst bey dem Ausbruche des Krieges formierten, oder doch zum Theil aus Recruten bestehenden Englischen Ca-

vallerie-Regimenter dieses in den fünf Feldzügen in der Spanischen Halbinsel oft vergeblich versuchten. Die Nothwendigkeit im Frieden eine bestehende Cavallerie zu unterhalten, ist gerade der Stein des Anstoßes für die Financiers der großen Kosten wegen. — Das Resultat der Untersuchungen des Sr. von B. ist: die Reiterrey zeichnet sich durch eigene Technik und Tactik, durch eine besondere Art, beide zur Ausübung zu bringen, aus. Vor-Allen ist unerläßlich, die Reiterrey in demjenigen nicht zu beschränken, was allein ihr das Uebergewicht geben kann. Es ist dieß ihre Unabhängigkeit. Die übrigen Aufsätze in diesem dritten Theile der Reiterbibliothek, sind von minderer Erheblichkeit. Die II. Abhandlung enthält eine systematisch geordnete Uebersicht älterer und neuerer Literatur im Gesamtgebiete der Pferdekunde und Behandlung, als Wissenschaft und Kunst betrachtet. Diese Abhandlung ist ein trockner Catalog. III. Graf von Bellegarde, General-Lieutenant und General-Inspecteur der Reiterrey in Sächsischen Diensten, von dem General-Lieutenant von Gersdorf. Diese Biographie bietet in militärischer Hinsicht wenig Interessantes dar, da dieser General nur Gelegenheit gehabt hat, seine Talente auf dem Exercierplatz zu zeigen. Er starb im Jahr 1792. Wenn es nicht allgemein bekannt wäre, wie sehr Eifersucht, Intrigue und Cabalen, gleich wie bey den Schauspielern, bey stehenden Heeren, vorzüglich wenn ein Officier außer der Anciennität avanciert ist, herrschen, so würden sich aus dieser Biographie viele Beweise ergeben. In dem IV. Aufsätze über die Hannöversche Reiterrey gibt der Sr. v. B. einige Notizen über die Einrichtung und den gegenwärtigen Zustand der

Hannoverschen Armee, so wie über die von einem Theile derselben im verwichenen Herbst zwischen Hannover und Hameln angestellten Uebungen. Der Gr. v. B. erklärt die Hannoversche Cavallerie eine der vorzüglichsten zu seyn. Der Schöpfer dieser Cavallerie ist der berühmte Georg, erster Herzog von Calenberg, der als Feldherr verdient neben, wenn nicht über seine Zeitgenossen, Wallenstein, Tilly und die Schwedischen Helden des dreyßigjährigen Krieges gestellt zu werden. An der Spitze seiner drey starken Cavallerie-Regimenter that Georg Wunder der Tapferkeit, vorzüglich in der Schlacht bey Dendendorf am 20. Junius 1633, in welcher das Kaiserliche Heer unter Groesfeld und Merode vernichtet ward. Diese nämliche Cavallerie zeichnete sich noch nach dem Tode ihres Herzogs in der Schlacht bey Wolfenbüttel am 19ten Jan. 1641 auf eine glänzende Art aus. Im J. 1661 entschied die Hannoversche Cavallerie, wie auch der Gr. v. B. anführt, die Schlacht bey St. Gotthard. Der Kaiser ließ dem sie commandirenden Obrist von Raachtlaup sein Portrait mit einer goldenen Kette durch den commandirenden General Montecuculi im Hauptquartier, im Beyseyn der ganzen Generalität umhängen, schenkte ihm 500 Ducaten, seinem Major Enderik 250 Ducaten, dem ganzen Regimente aber eine zwey monatliche Gage. Alle Fürsten des Hannoverschen Hauses haben eine große Vorliebe für die Cavallerie gezeigt, dieß ist ein günstiger Umstand für diese Waffe gewesen; daß aber auf ihre Erhaltung und Ausbildung so viele Sorgfalt verwendet war, lag vorzüglich in politischen Verhältnissen. Seit Hannover mit England in die noch bestehende nähere Verbindung

kam, und die Hannoverſchen Truppen bey Con-  
 tinentalkriegen mit den Engliſchen zuſammen  
 dienten, mußte Hannover immer den größten  
 Theil der Cavallerie zu der im Felde agierenden  
 Armee ſtellen, weil die Engliſche Armee im Frie-  
 den immer ſehr reduciert wird, und eine Ca-  
 vallerie nicht ſo ſchnell errichtet werden kann. In  
 Hannover fand ſich das Material zu einer guten  
 Cavallerie: Leute, von Jugend auf gewohnt  
 mit Pferden umzugehen, und Neigung für den  
 Cavallerie-Dienſt habend; gute und zum Ca-  
 vallerie-Dienſt tüchtige Pferde. — Was für das  
 Ausland aber intereſſant ſeyn muß, iſt im Han-  
 noverſchen das Problem, bey der auf dem Lan-  
 de zerſtreuten Bequartierung des Cavalleriſten,  
 und einer zehnmonatlichen Beurlaubung deſ-  
 ſelben mit ſeinem Pferde, doch eine ausgeſuchte  
 Cavallerie zu haben, durch eine Erfahrung von  
 mehreren Jahrhunderten, genügend aufgelöſet zu  
 ſehen. — Der Hr. von B. irret ſich übrigens,  
 wenn er S. 444 bemerkt: die Beybehaltung von  
 acht Cavallerie-Regimentern ſey geſchehen, die  
 Treue und geleisteten Dienſte derſelben zu beloh-  
 nen. Man iſt in Hannover immer von dem  
 Grundſatz ausgegangen, daß bey der Wahr-  
 ſcheinlichkeit einer ſehr ſtarken Vermehrung der  
 Cavallerie bey einem ausbrechenden Kriege es  
 zweckmäßiger ſey, die, welche man auf dem Frie-  
 densfuß unterhält, in mehrere ſchwächere, als  
 in einige ſtarke Regimente zu vertheilen. Ei-  
 nem ſchon beſthenden Regimente können ohne  
 Gefahr eine bedeutende Anzahl Recruten und  
 ungeübte Pferde zugetheilt werden; dieſe ſchließen  
 ſich bald an das ſchon Vorhandene, wenn dieſes  
 nur gut iſt, an. Dagegen lehren alle Erfah-  
 rungen, daß ein ganz neu errichtetes Cavallerie-

Regiment Jahre bedarf, ehe es mit Sicherheit vor den Feind gebracht werden kann. Eine Schwierigkeit starke Regimenter im Frieden zu haben, liegt in den ausgedehnten Quartierständen derselben; obwohl der Friedens-Stat der Hannoverschen Cavallerie-Regimenter nur 400 Pferde ist, so liegen die Mannschaften doch in einer sehr großen Entfernung vom Stabe; die Hannoversche Cavallerie vor dem Jahre 1803 war, bey geringerer Stärke als die gegenwärtige, in 11 Regimenter eingetheilt. — Am Schlusse dieser Abhandlung liefert der Verfasser einige Beyspiele tapferer Thaten aus der Geschichte der Reiterrey der Englisch-Deutschen Legion — V. Einige Bemerkungen über das System der reitenden Artillerie. — VI. Gutachtliche Aeußerung des K. W. Medicinal-Raths, Oberthierarzts Hordt zu Stuttgart, in Betreff der, von Norden aus sich verbreiteten seuchenartigen Krankheit. — VII. Das Sennengestüt am Teutoburger Walde, von dem Major von Düring.

### M a r b u r g.

Wenn gleich die frohe Theilnahme unserer Academie bey der dritten Säcularfeyer der Universität Marburg derselben auf anderem Wege bereits bezeugt worden ist, und wir die Beschreibung der dabey statt gefundenen Feyer anderen Blättern überlassen müssen, so soll doch das Programm nicht unerwähnt bleiben, durch welches der Herr Professor Wagner als Professor der Beredsamkeit zu derselben einlub. Es enthält dasselbe zugleich einen Beytrag zu den Annalen der Universität,

nach der Reihe der Prorectoren, welche seit 1777, also seit den letzten funfzig Jahren, dieses Amt bekleidet haben. So manche berühmt gewordene Namen unter denselben, sind zugleich eine stille, aber würdige Rück Erinnerung an die vielfachen Verdienste, welche sich die Universität um die Wissenschaften erworben hat; die jeder Freund derselben auch mit seinen besten Wünschen für die Zukunft begleiten wird.

Unter den bey dieser Gelegenheit erschienenen Glückwünschungsschriften erwähnen wir Eine, welche von einem vormaligen Zögling und Lehrer an derselben, Herrn G. R. C r e u z e r in Heidelberg eingesandt ward: *Friderici Sylburgi Epistolae quinque ad Paulum Melissum. Nunc primum edidit Frid. Kreuzer.* 32 Seiten in 8. 1827. Sylburg gehörte durch seine Geburt sowohl, als auch durch spätere Verhältnisse Hessen an; Melissus, wie er sich nach der Mutter nannte, eigentlich Schedius, war nach manchen abenteuerlichen Schicksalen 1586 Bibliothekar in Heidelberg geworden. Die fünf Briefe, aus Frankfurt geschrieben, enthalten literarische Anliegen, meist in Beziehung auf die Heidelberger Bibliothek. Aber der Herr G. R. hat sie zugleich mit einer Vorerinnerung und Anmerkungen begleitet, welche mehrere Punkte in dem literarischen Leben dieser Männer aufklären; und dadurch sich nicht nur den Dank der Universität sondern auch der Literaturfreunde überhaupt erworben.

Hn.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

161. Stück.

Den 8. October 1827.

---

L o n d o n.

Bey Murray: Rough notes taken during some rapid journeys across the Pampas and among the Andes, by Captain F. B. Head. Second edition. 1826. 309 S. in 8.

Captain Head ward im Jahr 1824 von einer der zahlreichen Gesellschaften, welche sich in England gebildet hatten um die Bergwerke der neuen Welt zu bearbeiten, nach Buenos Ayres und Chile geschickt um mehrere Minen zu untersuchen und die Arbeiten zu leiten. Er reiste von Buenos Ayres quer durch die Pampas nach Mendoza, von da zurück nach Buenos Ayres, dann wieder durch die Pampas nach Mendoza, von da über die Anden nach Sant Yago de Chile, von wo aus er mehrere Gold- und Silberminen besuchte, nach Sant Yago zurückkehrte, wiederum die Anden überstieg und die Pampas zum viertenmal durchfliegend nach Buenos Ayres zurückkehrte, von wo er sich nach Europa einschiffte. Die auf dieser größtentheils zu Pferde, fast im-

mer im Galopp zurückgelegten Reise, gemachten und an Ort und Stelle niedergeschriebenen Bemerkungen, theilt der wackere Captain mit der größten Anspruchslosigkeit mit. Man sieht es ihnen hier und da wirklich an, daß sie im Galopp geschrieben worden, indem sie nur aus einzelnen abgerissenen Sätzen oder Worten bestehen, andere Stellen sind weiter ausgeführt. Die Schreibart des Capitains ist nicht elegant und nicht classisch, aber lebendig, originell und wir möchten sagen, mahlerisch. Wenn er bey seinem Durchfluge nicht alles, vielleicht nicht einmal viel sehen konnte, so hat er doch das Verdienst nur das zu erzählen was er sah, und dieß dem Leser mit der größten Lebendigkeit vor die Augen zu stellen. Aber auch von dem Reisenden selbst gibt dieß kleine Buch ein sehr lebendiges und gewiß sehr günstiges Bild. Mit einem klaren Blick und Verstand, vereinigt er die liebenswürdigste Unbefangenheit, die unverwüßlichste Heiterkeit und gute Laune und eine echte Humanität, die leider bey wenigen Reisenden, besonders bey wenigen englischen Reisenden zu finden ist. Der frische Lebensmuth mit dem er über die unabsehbaren Steppen der Pampas von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang jubelnd dahin galoppiert, auf einem Stierschädel sitzend sich mit Rindfleisch und Wasser erquickt, in seinem Mantel gehüllt am Boden einschläft, einen Pferdeschädel zum Kissen, bis ihn am andern Morgen der Ruf des Hahnes der sich auf seinen Kopf gesetzt hat; weckt und er sich von neuem zu Pferde setzt, um wieder 150 — 200 Meilen zu galoppieren — muß den grämlichsten verweichlichtesten Leser erfrischend und stärkend anwehen, und während er das Werkchen zu den interessantesten und unterrichtendsten seiner Art

rechnet, wird er gestehen, daß der Verfasser der beste Reisegefährte unter der Sonne seyn muß.

Man würde jedoch sehr irren, wenn man das Werk als eine bloße Unterhaltungslectüre ansehen wollte. Es enthält zwar weder über Buenos Ayres noch über Sant Yago etwas neues, dagegen aber ist Captain Head der erste der uns von den Pampas und den Gauchos, diesen neuen Centauren, ein lebendiges Bild gibt. Wie wichtig aber unter dem rechten Gesichtspunct diese halbnackten, halbwildten Reiter seyn müssen, fällt in die Augen wenn man bedenkt, daß aus den bestehenden Materialien die einstige Größe von Amerika sich entwickeln muß, wenn man versucht, sich ein Bild von dem Gang und dem Character der künftigen Civilisation dieser Menschen zu machen. Auch über die Minen jener Gegenden und über die Ursachen des Mislingens der auf ihren Anbau gegründeten Speculationen finden wir hier neue und vollkommen genügende Aufschlüsse.

Folgendes Bild gibt uns Capt. Head von den Pampas: 'diese Ebene ist ungefähr 900 Meilen breit von Buenos Ayres bis an den Fuß der Anden; man bemerkt in ihr mehrere Regionen, welche sich durch ihr Clima und ihre Erzeugnisse von einander unterscheiden. Die ersten hundert Meilen von Buenos Ayres aus sind die Pampas mit Klee und Disteln bedeckt, die zweyte Region bringt langes Gras hervor, und die dritte am Fuße der Cordilleras hin ist mit Gruppen von niedrigen Bäumen und Gesträuch bedeckt. Diese zwey letzten Regionen behalten das ganze Jahr hindurch fast dasselbe Ansehen. Die Bäume und Sträucher sind immer grün, das lange Gras erhält nur in der Regenzeit eine bräunliche Farbe. Die erste Region dagegen bie-

tet je nach den verschiedenen Jahreszeiten die verschiedensten Anblicke dar. Im Winter stehen die Blätter der Disteln im üppigsten Grün und ganze Strecken gleichen einem ungeheuern Rübenfelde. Der Klee steht sehr schön und grün und die zahlreichen Heerden des wilden Rindviehs auf dieser herrlichen Weide nehmen sich sehr mahlerisch aus. Im Frühjahr verwelkt der Klee und die Distelblätter legen sich zu Boden. In weniger als einem Monat aber entsteht eine überraschende Veränderung; die ganze Region wird zu einem üppigen Wald von ungeheuern Distelköpfen in voller Blüthe, von acht bis zwölf Fuß Höhe. Der Pfad ist zu beiden Seiten gesperrt, der Blick völlig gehemmt, kein lebendes Wesen ist zu sehen und die Disteln sind so stark und stehen so dicht, daß abgesehen von den Stacheln sie eine undurchdringliche Wand bilden. Der plötzliche Wachsthum dieser Pflanzen ist wahrhaft wunderbar, und es läßt sich wirklich die Möglichkeit denken, daß ein fremdes Heer, des Landes unkundig, sich von diesen Disteln eingeschlossen finden könnte, ehe es Zeit hätte diese Region zu verlassen. Eben so plötzlich aber verlieren diese Disteln ihre Frische und Grüne, ihre Köpfe senken sich, die Blätter dorren, die Stengel werden schwarz und sterben ab, und rasseln im Winde gegen einander bis ein heftiger Pampero (Westwind) sie zu Boden reißt, wo sie schnell zersezt werden und verschwinden. — Die grasige Region der Pampas ist auf 5 — 600 Meilen ohne Strauch oder Baum. Die waldige Region ist eben so merkwürdig. Die Bäume stehen nicht dicht beisammen, sondern so, daß man nach allen Richtungen zwischen ihnen hingaloppieren kann. Die jungen Bäume grünen frisch empor, andere ste-

hen in ihrer ganzen Kraft, und lange sieht man sich vergebens nach einem Merkmal des Verfalls und des Alters in dieser Vegetation um, indem die ältesten Bäume schon während sie allmählig absterben und zersezt werden, hinter einem Schirm von jungen Schößlingen versteckt sind. Die Flüsse durchströmen diese ungeheure Ebene in ruhigem Laufe und das Ganze stellt sich in einer solchen ursprünglichen Ordnung und Fülle dar, daß wenn Städte und Millionen von Einwohnern plötzlich darauf vertheilt werden könnten, die Leute nichts zu thun haben würden, als ihr Vieh auf die Weide zu treiben und ohne weitere Vorbereitungen so viel Land zu pflügen als sie bedürften. — Der Winter ist in den Pampas so kalt als ungefähr der November in England. Im Sommer ist die Hitze sehr drückend. — In der Wald- und Grasregion ist die Luft sehr trocken und es fällt nur wenig Thau. In der Distelregion ist sie feucht. — Die Pampas werden von einzelnen zerstreuten Hirten in elenden Hütten bewohnt. Diese Gauchos bringen ihr ganzes Leben, den kurzen Schlaf abgerechnet, zu Pferde zu. Schon im vierten Jahre hilft der junge Gaucho das wilde Rindvieh in den Corral treiben, und wilde Pferde einfangen. Die Sporen und der Lazo bilden fast das einzige Geräth, das einzige Werkzeug dieser Leute. Wenn das Rind eben aufrecht stehen kann wirft es die lederne Schlinge (lazo) schon nach Hunden und Katzen, und der Knabe weiß schon dem wilden Stier im vollen Jagen die Schlinge um jeden beliebigen Theil des Körpers zu werfen und ihn damit nieder zu reißen. In den Hütten ist kein anderer Hausrath als einige Ochsenhädel, die als Sige und Bettkissen dienen. Doch wir

verweisen wegen der Einzelheiten dieser sonderbaren Menschen und ihrer Lebensart auf das Werk selbst. Capitain Head scheint den kühnen Reitern und Jägern sehr gewogen zu seyn und die einzelnen Züge seines Zusammenlebens mit ihnen sind höchst ergötzlich. 'Viele von ihnen stammen von dem besten Blute in Spanien ab; ihr Umgang hat etwas sehr anständiges (they possess very good manners) und ist sehr edle Gefühle. Ihr Leben ist wild, aber anziehend — sie bewohnen meistens die Hütten in denen sie geboren, und worin ihre Väter gelehrt haben.'

Der gefährlichste Feind des Menschen in diesen Steppen ist eine Art von Dachs: biscacho, der weit hin den Boden untergräbt, so daß die größte Erfahrung des Reiters dazu gehört um nicht mit dem Pferd einzubrechen und zu stürzen. 'Abends sitzen die biscachos vor ihren Löchern und sehen alle aus als wenn sie moralisirt. Sie sind die ernsthaftesten Thiere die mir je vorgekommen, und sogar die jungen haben graue Köpfe und Schnurbärte und sehen sehr nachdenklich und ehrbar aus. Den Tag über werden ihre Löcher immer von zwey kleinen Eulen bewacht, die beständig auf ihrem Posten sind. Wenn man an ihnen vorbeigaloppiert, sehen sie immer den Fremden an und dann wieder einander, und bewegen dann ihre alterthümlichen Köpfe auf eine ganz komische Art, bis man ihnen zu nahe kommt, dann trägt die Furcht den Sieg über ihr würdevolles Wesen davon und sie rennen in das Biscacholoch hinein.' — Aus den sehr interessanten Nachrichten die Capitain Head über die Minen in Chile und in der Gegend von Mendoza gibt, geht hervor, daß der vortheilhaftern Bearbei-

tung derselben nach irgend einer andern Methode als die alte spanische unübersteigliche Hindernisse im Wege stehen und daß alle jene englischen Speculationen ohne die geringste Sach- und Localkenntniß unternommen worden. Die Minen liegen mitten in ungeheuren, kahlen Gebirgen, ohne Wasser und ohne Holz auf hunderte von Meilen weit, ohne andere Pfade als solche die höchstens für Maulthiere gangbar sind. An die Anwendung von Dampfmaschinen ist also gar nicht zu denken, aber auch wenn diese mit unermesslichen Kosten möglich gemacht wäre, würden sie nur bey denjenigen Minen von Nutzen seyn, die mit Wasser angefüllt sind, was bey den wenigsten der Fall ist. Keine dieser Minen ist aber reich genug um auch nur entfernt solche ungeheure Auslagen möglich zu machen. Mit Recht wirft man den Spanieru vor, daß sie tausende und wieder tausende von Indiern in den Bergwerken aufopferten, aber Captain Head zeigt unwiderleglich, daß nur auf diese Art die Bergwerke mit Vortheil bearbeitet werden konnten, d. h. indem man das Leben der Arbeiter für nichts rechnete und die Arbeit fast umsonst hatte. — Die Fortsetzung dieses Systems ist jetzt glückliche: Weise unmöglich, aber eben deshalb kann Europa auch auf einen ferneren Zuschuß von edeln Metallen aus diesen, und aus den meisten amerikanischen Minen nicht mehr rechnen.

### B r a u n s c h w e i g.

Paraenesen für studierende Jünglinge auf deutschen Gymnasien und Universitäten; gesammelt und mit Anmerkungen begleitet von Dr. Fr. Traug. Friedemann. 1827. 247 S. 8.

Die Schrift eines practischen Schulmannes, den die Erfahrung gelehrt hat, was für Jünglinge nöthig und nützlich sey, die sich den Studien widmen. Der Zweck ist ihnen etwas in die Hände zu geben, das als Stoff zum Nachdenken, und um mit sich selbst einig zu werden, dienen kann. Dem Verf. schienen dazu Auszüge aus passenden Schriften, die sonst leicht sich verlieren, oder auch nicht in die Hände der Jugend kommen, am zweckdienlichsten zu seyn; jedoch so daß er sie auch mit eignen Anmerkungen, aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen begleitete. Die hier benutzten Schriften sind die beiden allgemein bekännten von Thiersch, über classische Bildung und Methode der classischen Studien; und Gellerts Aufsatz von den Fehlern der Studierenden bey Erlernung der Wissenschaften, die es wohl verdienten einmal wieder in das Gedächtniß zurück gerufen zu werden. Die beiden vorhergehenden, besonders der erste, haben aber in den Anmerkungen des Verfs. eine reiche Ausstattung erhalten; indem einige der wichtigsten practischen Fragen bey dem humanistischen Unterricht in Anregung gebracht werden; hauptsächlich nämlich die über Erlernung des Lateins und des Griechischen; so wie bey dem zweyten über Interpretationsmethode und Privatfleiß. Auch andere von Thiersch berührte Punkte werden hier weiter erörtert, die gerade dem Bedürfniß des Tages angemessen sind. Es reicht für uns hin, auf eine Schrift aufmerksam gemacht zu haben, in der gewiß Lehrer sowohl als Schüler Stoff zur Ueberlegung und Belehrung für sich finden werden.

Hn.

---

G e t t i n g e n  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

162. 163. Stück.

Den 11. October 1827.

L o n d o n.

Printed for J. Hatchard and son. 1823.  
A letter on the present state and future prospects of Agriculture. Addressed to the agriculturists of the county of Salop. By W. W. Whitmore Esq. M. P. The second edition, with some additions. 111 S. in 8.

Edinburgh, W. Blackwood, and London T. Cadell, Strand. 1826. A letter to the electors of Bridgnorth, upon the corn laws. By W. W. Whitmore, Esq. M. P. Second edition. 84 S. in 8.

Die Frage: ob eine freye Korn-Einfuhr rathsam sey, die im vorigen Jahrhunderte die Französischen Gelehrten so sehr beschäftigte, und dem Abbe Gagliani zu seiner bekannten witzigen Schrift Veranlassung gab, ohne zu einem entscheidenden Resultate zu führen, hat durch die Englische Korn-Bill neues Leben gewonnen. Beynahe kein Gegenstand, als etwa die catholische Frage, oder der Schonenhandel, ist im Parlamente so oft und so weitläufig verhandelt worden, als dieser; Pam-

phlets und sogar weitläufige Werke sind darüber aus Tageslicht getreten, und immer bleibt manches Für und Wider zu sagen. Das deutsche Publicum hat aus pecuniärem Interesse den lebhaftesten Antheil genommen, und unsere Zeitungs-schreiber und Journalisten haben nicht ermangelt von diesem Gegenstande der Parlamentsverhandlungen ausführliche Nachrichten und Auszüge zu liefern. Hr. Whitmore, der Vf. der angezeigten zwey Pampphlets, obgleich selbst ein bedeutender Grundbesitzer, gehört zu den heftigsten Gegnern der Kornbill im Parlamente. Der Zweck bey Herausgabe derselben war, seine im Parlamente geäußerten Meinungen näher auseinander zu setzen und zu vertheidigen. Das erste Schreiben an die Ackerbautreibenden der Graffschaft Salop gerichtet, beschreibt den Zustand derselben in Betreff der Einnahme und Ausgabe im J. 1822, untersucht die Ursachen des so auffallenden Sinkens des Ersteren, und schlägt Mittel zur Abhelfung des Unheils vor. Bis zum Jahre 1774 wurde Getreide von Großbritannien ausgeführt. Seitdem war, veranlaßt durch die Americanischen und Französischen Kriege und durch die Zunahme der Bevölkerung in dem Britischen Reiche fortdauernd Einfuhr. Von 1793 bis 1814 nahm die Korn-Einfuhr bis zu der von Bonaparte verfügten Continental-Sperre sehr zu, dagegen ward dem Ackerbau in Großbritannien selbst eine viel größere Ausdehnung. Die hohen Kornpreise veranlaßten die Engländer bedeutende Capitalien auf den Ackerbau zu wenden; vieles Land ward urbar gemacht, sogar solches von so schlechter Beschaffenheit, daß nur die hohen Kornpreise für den Kosten-Aufwand Entschädigungen gewähren konnten. Schon im J. 1806 war den Irländern verstattet worden, ihr Getreide, ohne Abgaben zu entrichten, in Großbritannien einzuführen, eine Maaßregel,

die wenn gleich gerecht, für die Verbesserung und Vermehrung des Ackerbaus in England von nachtheiligen Folgen war. Die Landarmee in der Spanischen Insel und die Flotte erforderte große Verproviantierungen; der Verdienst, den der Krieg verbunden mit dem beynah ausschließenden Besitze des Seehandels gewährte, wirkte auf die Bevölkerung; diese betrug in Großbritannien im J. 1801, 10,942,646; 1811, 12,596,803 und 1821, 14,379,670 Seelen. So lange der Krieg dauerte konnte der Pächter in Großbritannien eine hohe Pacht und gutes Tagelohn zahlen, auch ein bedeutendes Capital in den Ackerbau stecken. Kaum war der Friede und mit ihm der Kornhandel mit dem Auslande hergestellt, als sogleich die Kornpreise so sehr fielen, daß schon im Jahre 1815 die berühmte Kornbill, nach welcher der ausländische Weizen nur zugelassen wurde, wenn der Quarter zu 80 S., und das übrige Korn in Proportion gestiegen sey, ihr Daseyn erhielt. Diese Maafregel hat nicht den erwünschten Erfolg gehabt. Herr Whitmore beschreibt den Zustand der Ackerbautreibenden im Jahre 1822 in den schwärzesten Farben: Er sieht überall a gloom, a want of confidence, a fearful foreboding of the future, and an alarming degree of poverty, arising from destructions of Capital. Nach seiner Berechnung war 1822 der Marktpreis aller Producte des Ackerbaues auf 40 bis 50 Procente gefallen und die Netto-Einnahme von Grundstücken um die Hälfte. (In Deutschland ist das Verhältniß für die Grundbesitzer und Pächter noch nachtheiliger). Diese Verhältnisse hatten auf die Farmers, die Pächter, Dienstboten und Tagelöhner den nachtheiligsten Einfluß, und mußten auch bald die Grundeigenthümer treffen. Durch die hohen Kornpreise, die während einer so langen Reihe von Jahren Statt fanden, war der

Ackerbau in Großbritannien auf eine unnatürliche Höhe getrieben. Man war in Großbritannien zu dem Puncte gelangt, daß man mit Hülfe Irlands, gänzliche Mißjahre ausgenommen, der Einfuhr des fremden Kornes gar nicht mehr bedurfte; sogar Ueberschuß hatte, aber dieses war mit einem größern Aufwande von Capitalvermögen geschehen, als zur Disposition des Ackerbautreibenden stand; es war vermittelst angeliehener hochzuverzinsender Capitalien ausgeführt, die, als die Kornpreise sanken, den Ruin des Ackerbautreibenden nothwendig herbeiführen mußten. Hr. Whitmore ist der Meinung, daß in den Reichen Großbritannien und Irland eine im Vergleich der übrigen Nahrungszweige, zu hohe Production der Erzeugnisse des Ackerbaus (Overproduction) die Quelle des gegenwärtigen Glends der Ackerbautreibenden sey. Diesen etwas paradox klingenden Satz zu beweisen, untersucht er die gewöhnlich angegebenen vier Ursachen der gegenwärtig drückenden Lage der Ackerbautreibenden, nämlich: 1) Taxation. Hr. Whitmore glaubt aus dem Beyspiele von Nordamerika und einigen andern Staaten, wo noch höhere Abgaben auf dem Ackerbaue ruhen, als in Großbritannien den Beweis zu entlehnen, daß hohe Taxen auf den Producenten nicht die nachtheiligen Folgen haben, als man gewöhnlich voraussetzt, weil dieser den höhern Betrag der Taxen auf das Product schlägt, und der Consument d. h. der Käufer, ihn bezahlen muß. Mehr als die Gouvernements-Taxen belasten die Communal-Abgaben, als: Armen- und Kirchen-Taxen, Zehnten, Straßenbau etc. den Ackerbau. Wir bemerken hier, daß die Grundsteuer in England sehr mäßig ist. Pitt, so sehr er wegen des kostspieligen Krieges eines großen Ertrags der Steuern bedürftig war, wollte nie in die mehrmals in Antrag gebrachte Erhöhung der Grundsteuer willigen. Auf

dem Festlande haben sich viele Staaten von der Richtigkeit seiner Ansichten nicht überzeugen wollen, und den Grund und Boden mit so hohen Abgaben belastet, die auf die Quelle des Nationalvermögens, den Ackerbau, in Verlauf weniger Jahre die nachtheiligsten Folgen äußern werden.

2) Alteration in the value of the currency.

Hr. W. räumt ein, daß das Sinken des Papiergeldes und die schnelle Wiederherstellung des metallischen Werths, auf abgeschlossene Contracte, und dem zufolge auf den relativen Betrag und Werth des Eigenthums nachtheilig gewirkt habe. Der Raum verstattet uns nicht, dem Vf. in seiner Untersuchung dieses dunkeln Gegenstandes zu folgen. Im Allgemeinen scheint er der Meinung zu seyn, daß die Depreciation des Papiergeldes einen Verlust von 20 Procent erzeugt habe, ohne jedoch ein bestimmtes Resultat aufstellen zu können. Den Durchschnittspreis des Weizens von 1812 bis 1820 berechnet er z. B. auf 85 S. 10 D.; zieht er davon 20 Procente auf die Depreciation des Geldes ab, so bleiben 68 S. 8 D. Wir werden auf diese Berechnung noch einmal zurückkommen.

3) Verminderung der Consumtion; diese leugnet der Vf. so wie auch 4) daß die Zulassung von fremdem Getreide auf die Englischen Märkte nachtheilig gewirkt habe, so sehr dieses letztere auch die Ansicht der Ackerbautreibenden in England sey. — Die nachtheiligen Folgen der gegenwärtigen Kornbill sind: die Producte des Ackerbaus müssen bey reichen Ernten in eben der Maasse im Preise fallen, als sie bey Mißernten in die Höhe gehen. Durch diese Fluctuation entsteht, daß kein Englischer Negociant mit Englischem Getreide irgend eine Speculation unternehmen kann. Auch hat die Kornbill eine höchst nachtheilige Wirkung auf den Ausfuhrhandel Großbritanniens nach dem Auslande, und aus den nämlichen Gründen auf die Englischen

Manufacturen und Fabriken. Dessen ungeachtet hält Hr. W. für billig und nothwendig, daß der Staat etwas zur Beschützung des inländischen Ackerbaus thun müsse, weil Grundsteuer und drückende Localtaren auf selbigem ruhen. Dieser Schutz soll aber nur darin bestehen, daß auf das einzuführende ausländische Korn ein Eingangszoll von 10 bis aufs höchste 12 S. per Quarter auf Weizen, und nach diesem Verhältniß auf das übrige Getreide gelegt werde. Die Einwendungen gegen diesen Vorschlag sind: 1) das aus unfruchtbarem Boden aufgebrochene Land in Großbritannien, würde bey den daraus entstehenden niedrigen Kornpreisen nicht weiter cultiviert werden können. Mr. W. ist der Meinung, daß dieses bey der Fluctuation der Preise, bey dem gegenwärtigen System doch geschehen müsse. Durch seine vorgeschlagene Maaßregel würde der Ackerbau in Großbritannien aus den erkünstelten wieder in seine von der Natur vorgezeichneten Grenzen treten. 2) Das ausländische Korn würde die Englischen Märkte überschwemmen. Es ist erwiesen, daß eine starke Korneinfuhr nur dann Statt finden kann, wenn die Kornpreise in England sehr hoch stehen. Von 1773 bis 1815 war in England nur der geringe Einfuhrzoll von 6 Pence per Quarter, und doch war keine Beschwerde über zu starke Einfuhr. Angenommen der Zoll wäre 10 Procent, der Englische Ackerbautreibende würde mit Inbegriff der Transportkosten, die der ausländische Verkäufer hat, sein Product 18 bis 20 S. wohlfeiler geben können, als dieser. Der Vf. ist der Meinung, daß diese Erleichterung alles ist, worauf der practische Ackerbautreibende vernünftiger Weise rechnen kann. Wollte man ihn noch mehr begünstigen, so würde man ihm, so wie jetzt der Fall ist, ein für die übrigen Klassen im Englischen Volke schädliches Monopol ertheilen. Im Gefolge seines Vorschlags nimmt

er an, daß der ausländische Kornhändler sein Korn nicht unter 60 S. per Quarter in England loszuschlagen könnte, und folglich dadurch im Allgemeinen ein feststehender Preis des Getreides entstehen würde. Es ist möglich, daß wenn hinter einander zwey bis drey reiche Ernten auf dem festen Lande Statt finden, eine starke Einfuhr des fremden Kornes eintritt, die die Englischen Märkte überfüllt. Nach allen Erfahrungen treten solche Ernten, die auf allen Ausfuhrpunkten gleich ergiebig sich ausweisen, hinter einander nicht ein. 3) Man hat ferner eingewandt, bey Zulassung des fremden Kornes könnte, im Gefolge des dadurch entstehenden niedrigen Preises, der Ackerbautreibende in England die auf dem Grund und Boden ruhenden Abgaben nicht leisten. Dieses ist durch die bereits gemachte Erfahrung widerlegt. Das Aufhören der Fluctuation des Preises des Kornes ist hinreichender Ersatz. 4) Man wirft ein: England mache sich durch Zulassung fremden Getreides bey Mißernten zu sehr vom Auslande abhängig; feindselige Stimmung könnte davon zum Nachtheile Englands Gebrauch machen. — Dieß ist der schwächste Einwurf von allen; gerade die Kornbill hat feindselige Gesinnungen auf dem Continente erzeugt. Sobald der Ausländer mit Vortheil Kornspeculationen unternehmen kann, wird er solche nicht unterlassen.

In der zweyten Ausgabe dieses Pamphlets hat der Vf. in einem Proscript einige ihm gemachte Einwendungen zu widerlegen gesucht. Es ist zuvörderst eingewandt, daß durch seinen Vorschlag ein bleibender Preis von 60 S. p. Quarter nicht erreicht werden könnte, und wenn dieß wirklich eintreten sollte, der Ackerbau darunter leiden würde. Der Vf. räumt ein, daß bey dem Preis von 60 S. vieles ganz schlechte Land nicht bebauet, und selbst auf den besten Boden nicht das näm-

liche hohe Capital als gegenwärtig verwandt werden könnte. Er gibt ferner zu, daß die Kornpreise von 1773 bis 1812 immer im Steigen gewesen sind, er setzt dieses aber auf Rechnung außergewöhnlicher Fälle, als den Krieg, die Depreciation des Geldes, und zwey bis drey Perioden von Mißernten. Der Durchschnittspreis des Weizens von 1802 bis 1820 ist 85 S. 10 D. Nun rechnet er auf die Depreciation des Geldes 20 Procent, und schließt daher, daß der eigentliche Durchschnittspreis nur 68 S. 8 D. gewesen sey. In der nämlichen Periode von 1802 bis 1820 habe die auswärtige Korneinfuhr nur 764,933 Quarters jährlich betragen. Diese Ansicht scheint uns richtig; wir finden aber die Gründe des Mr. W. nicht ganz überzeugend. 1) Da wo er behauptet, daß die große Consumption, die während des Krieges durch die Landarmee und Flotte stattfand, dadurch einen Ersatz erhalten habe, daß der größte Theil der Soldaten und Matrosen nach Großbritannien zurückgekommen sey, und dort im Frieden die nämliche Quantität Korn verzehre. Es ist wahr, der Mann will sich satt essen; eine große Verschiedenheit ist aber, wenn z. B. 100,000 Menschen sich, in ihren häuslichen Verhältnissen bleibend, satt essen, als wenn sie im Kriege auf einen oder mehrere Punkte vereinigt, auf Kosten des Staats, viel kostbare Lebensmittel auf dem Wege der angehäuften Magazine erhalten. Wir möchten behaupten, daß diese 100,000 Menschen im letzten Fall vorzüglich in Betreff des Preises so viel consumieren als in häuslichen Verhältnissen eine Million. Dann scheint uns 2) die Vertheidigung des Vf. daß der Preis von 60 S. p. Quarter (als der den Ausländern die Einfuhr verstaten soll) wegen der Einfuhr aus Irland zu niedrig sey, als daß der Englische Ackerbautreibende dadurch nicht bedeutenden Verlust erleiden sollte, nicht

hinreichend ausgemacht zu seyn. Irland exportierte im J. 1820 1,431,029 Quarters nach Großbritannien. Der Verf. nimmt nämlich an, daß nur der damals in Großbritannien herrschende hohe Kornpreis die Irländer in den Stand setzte, eine solche Quantität Getreide zu producieren, und sie dieses bey einem Preis von 60 S. nicht vermöchten. Die Richtigkeit dieser Angabe möchte aber bezweifelt werden. In Irland ist noch vieles uncultiviertes Land, und das Tagelohn ist dort bekanntlich sehr gering. Man kann annehmen, daß der Irländer die Cultur seines Landes beynah mit eben den Kosten bestreiten kann, als der Norddeutsche. Der Irländer hat geringere Transportkosten als der Norddeutsche und ist zollfrey. Es scheint uns demnach daß die Irländer ihr Getreide unter 60 S. p. Q. auf die Englischen Märkte bringen können. Während daher der Vorschlag des Vf. den Englischen Ackerbautreibenden gegen einen nachtheiligen Einfluß des Kornes vom Festlande zu schützen scheint, so gewährt er diesen Schutz nicht in eben der Maaße gegen die Einfuhr von Irland, vorausgesetzt, daß diese Insel so viel Getreide producieren kann, um die 1,000000 Quarter, die Großbritannien jährlich im Durchschnitt bedarf, zu liefern. Endlich bemerken wir, daß im Fall in Großbritannien einige Jahre hinter einander Mißwachs erfolgte, während auf dem Festlande das Gegentheil Statt fände, die Gefahr eintreten könnte, die Englischen Märkte mit ausländischem Korn gleichsam überschwemmt zu sehen. — Wir werden bey der folgenden Anzeige des zweyten Pamphlets des Hn. W. sehen, daß er auf diese Einwendungen Rücksicht genommen hat.

Hr. W. wiederholt in seinem zweyten Pamphlet: a letter to the electors of Bridgnorth viele von den Gründen die er in seinem ersten, gegen die Kornbill aufgestellt hat. Diese Bill, heißt es

unter andern, established a monopoly, but failed in producing that essential ingredient of all monopolies, a limitation of quantity of the article monopolized. Soll, sagt er ein Monopol nicht schädlich seyn, so muß der Preis den der mit selbigem begünstigte erhält, nicht höher seyn, als er außerdem seyn würde; es muß nicht mehr produziert werden, als consumiert werden kann. Ist dieses so schützt kein Monopol daß der Preis nicht sinkt; oft kann dieses ein geringer Ueberschuß des Producierten bewirken. So wie die Holländischen Kaufleute einst in Ostindien Gewürze zerstörten, und die Fischhändler in London den Ueberschuß von gewissen Fischen, als z. B. Mackerells, die in zu großer Menge gefangen werden, ungenutzt ins Meer werfen, um den hohen Preis der Waare aufrecht zu halten, so müssen die Ackerbautreibenden bey gesegneten Ernten Kornvorräthe vorsätzlich verderben, wenn sie den Preis, der die ausländische Korneinfuhr ausschließt, beybehalten wollen. — Es liegt in der Natur des Kornhandels, daß eine Fluctuation der Preise von Zeit zu Zeit Statt findet; aber sehr verschieden ist es, wenn diese aus natürlichen Ursachen entsteht, denn alsdann führt sie ihre Compensation mit sich, als wenn sie das Werk von auf Irrthümer gegründeten Verordnungen ist. Es ist ein großer Unterschied für den Ackerbautreibenden, wenn sein Product auf einmal von 80 auf 40, als von 60 auf 50 sinkt. — Es ist schon durch secundäre Ursachen eine Veränderung mit dem Gesetze von 1815, das die Kornbill ins Leben rief, vorgegangen. Der Einfuhrpreis ist zwar noch 80 S.; aber die hinzugekommenen Abgaben und die Depreciation des Geldes veranlassen, daß die 80 S. 1815, 1826 nicht 70 S. betragen. Hr. W. behauptet, daß nur die Landeigenthümer und die Geistlichkeit von dieser Kornbill Nutzen ziehen, während alle übrigen darun-

ter leiden. Er sucht aber zu beweisen, daß der Vortheil der erstern so groß nicht ist, wie sie wähnen. Sie ziehen bey hohen Preisen hohe Pacht, müssen aber alle ihre Bedürfnisse desto theurer bezahlen; sinken die Preise, so müssen sie Remissionen geben, verlieren durch Banquerotte der Pächter, sehen ihre Güter ausgesogen und deterioriert. Wenn die geringern Klassen aus Verarmung die Abgaben nicht mehr zahlen können, so fallen diese desto schwerer auf die reichern. So zahlen z. B. 6 bis 7 Millionen Irländer nur 3 bis 4 Millionen, während die reichern 14 Millionen Einwohner in Großbritannien 50 Mill. Abgaben. Je wohlfeiler die Kornpreise sind, um so mehr Laren kann ein Volk zahlen. — Sollte dieser Satz des Vf. nicht einigen Widersprüchen unterliegen? Der Tagelöhner auf dem Lande, und der Handwerker in den Städten von Norddeutschland wünschen vielmehr, daß der Himbte Rocken nie unter 1 Thaler gelten möge, denn bey wohlfeilern Kornpreisen schränkt sich der Landbebauer ein, und die Gewerbe nebst dem Handel stocken sogleich. Ein jedes Monopol, heißt es ferner, vermindert den Nationalreichthum, weil es den Speculationen den Weg verschließt. Indem Großbritannien dem ausländischen Korn den Eintritt verschließt, bewirkt es im Auslande wohlfeile Kornpreise. Der Ausländer kann die Englischen Fabrikwaaren nicht mehr bezahlen; er legt sich selbst auf Fabriken und behilft sich mit eigenen Erzeugnissen; er bauet selbst Schiffe, bemannet sie mit Eingebornen und verproviantiert sie mit eigenen Erzeugnissen. (Der Vf. legt hier den Bewohnern des Europäischen Festlandes ein klügeres Verfahren bey, als sich in der Wirklichkeit zeigt. Der Genuß gewisser Colonialwaaren, als Kaffee, Zucker, Thee ic. ist zu sehr Bedürfniß geworden, natürliche Indolenz und Mangel an Speculationsgeist läßt sie nicht auf Repressalien bedacht seyn). Während der Englische Fabrikant, Handwerker und

Bewohner der Städte in seinem Verdienste einen so großen Verlust erleidet, muß er sein Brod durch einen erkünstelten Preis, wenigen Reichen zu gefallen, über Vermögen bezahlen. Wir sehen jetzt mit Bestimmtheit, daß der 1815 beabsichtigte Preis von 80 S. nicht aufrecht erhalten werden kann; aber eben so sehr hat auch die Erfahrung der drey Jahre 1823, 1824 u. 1825 uns gezeigt, daß der Ackerbau gar wohl bestehen kann, wenn, wie in diesen Jahren der Fall war, der Durchschnittspreis 60 S. und selbst darunter ist. Korn ist auch nicht das einzige Product des Ackerbaus. Pferde, Vieh und Schafzucht, Milch, Käse, Bier, Cyder u. leiden nicht, oder doch unerheblich durch Einfuhr vom Auslande. Durch eine kaum zu erklärende Anomalie legt man auf die Einfuhr des Weizen, dessen der gemeine Mann zu seiner Nahrung nicht entbehren kann, eine so hohe Steuer, die an Verbot grenzt, während der Eingangszoll auf die feine Wolle so geringe ist, daß der Ausländer dadurch gleichsam aufgefordert wird, sich statt auf Kornbau auf Schafzucht zu legen, um seine Tuchfabriken zum Nachtheil der Englischen zu vervollkommen und zu vergrößern. Auch ausländische Gerste ist keinem hohen Zoll unterworfen. Will England seine Korngesetze beybehalten, so muß es um consequent zu verfahren, wie Hr. Webb-Hall vorgeschlagen hat, allen auswärtigen rohen Producten die Einfuhr versagen. Auch der Vf. untersucht nun die wahrscheinlichen Folgen für den Ackerbau, wenn der ausländische Weizen einen geringen Einfuhrzoll leisten müsse. Von 1800 bis 1815 war kein gesetzliches Hinderniß ausländisches Korn einzuführen; nur aus den Häfen die die Franzosen auf dem Continente besetzt hatten, wollten diese solches nicht verstatten. In dieser Periode wurden im Durchschnitt jährlich 598,000 Quarter Weizen eingeführt nebst 81,346 Quarter Gerste, und 320,000 Q. Hafer. Der Kornpreis

war im Durchschnitt genommen hoch. Der Englische Ackerbautreibende hat sich über diese Einfuhr des fremden Kornes nicht beschwert. Die Consumtion in Großbritannien und Irland beträgt jährlich ungefähr 13,000,000 Quarters. Gesezt nun es würden jährlich 600,000 aus dem Auslande eingeführt, so kann diese geringe Quantität auf den Marktpreis keinen wesentlichen Einfluß haben. Der Vf. ist der Meinung, daß eine größere Quantität ausländischen Weizen in Großbritannien nicht eingeführt werden kann, wenn der Einfuhrungspreis nicht über 50 S. beträgt, und bezieht sich auf den bekannten Parlamentsrapport des Hn. Jacob über den Zustand des Ackerbaus in Polen, von woher die stärkste Einfuhr Statt findet. Die Einfuhr von Preußen nach London kostet den Kornhändler in Preußen, ohne eine Abgabe in England zu zahlen, der Quarter 43 S.; den in Krakau 45 und den in Warschau 48 S. Bey dieser Berechnung ist für den Vortheil des Kornhändlers nichts in Anschlag gebracht. Schlägt man nun den Profit den dieser nothwendig haben will, nur auf 4 oder 5 S. p. Quart. an, und rechnet 10 Procent Eingangszoll, so muß der D. Weizen schon auf 62 bis 63 S. in Großbritannien stehen, wenn von der Weichsel aus Kornspeculationen mit einiger Aussicht des Gewinnstes unternommen werden können. — Der geringe Stand der Kornpreise auf dem Continente, die daraus entstehende Fluctuation derselben und die Noth der dortigen Ackerbautreibenden, ist das Werk der Englischen Kornbill. Wenn die Ausländer in der eiteln Hoffnung die Korneinfuhr in England werde wieder frey gegeben werden, noch immer ihren Ackerbau auf den alten Fuß treiben, und sich insbesondere fort-dauernd so stark auf den Weizenbau legen, so ist es die Täuschung, die nur zu gern entsteht, wenn ein Handelsweg lange Zeit mit Vortheil befolgt worden ist, die diese irrige Maaßregel veranlaßt. Niemand auf dem Continente hat sich bis jetzt überzeugen kön-

nen, daß die Engländer unweise genug seyn sollten, länger in einem Exclusionsysteme des ausländischen Korn's fortzufahren, daß ihnen selbst so große Nachtheile bringt. Der Vf. ist der Meinung, daß, wenn die Ausländer erst anfangen, sich statt auf Ausfuhrartikel, als Weizen, auf die Erzielung solcher Producte zu legen, die sie selbst consumieren, oder ihnen die Colonialwaaren ersetzen, als der Anbau von Taback, Sichorien, Kunkelrüben ic., und damit Einfuhrverbote der Colonialwaaren verbinden, sie die Ausfuhr des Getreides nach Großbritannien allmählich zu entbehren lernen werden. Ihr Ackerbau würde dann durch eigene Consumtion sich erhalten, insbesondere wenn nach einiger Zeit die Continentalvölker sich erst an niedrige Kornpreise gewöhnt hätten. Wir setzen diesem noch hinzu, daß nach den Geburts- und Sterbelisten, die Bevölkerung in allen Ländern Europas jährlich ungemein zunimmt. Würde man auf dem Continente, statt 600,000 Q. Weizen, die ungefähr jährlich ausgeführt sind, ebenso viel Rocken bauen, so würde die zugekommene Vermehrung der Volksmenge wahrscheinlich diese consumieren. Endlich verdient bemerkt zu werden, daß die Jahre der Ruhe und des Friedens nothwendig den Luxus in ihrem Gefolge haben. Ein Volk ist mehr Weißbrot und Fleisch, je nachdem sein Wohlstand zunimmt. Nordamerika und selbst Irland führen gegenwärtig nach des Vf. Behauptung weniger Korn aus als früher, weil sie mehr consumieren. Nordamerika hat von 1800 bis 1821 jährlich nur 87,376 Q. nach England eingeführt, und Irland von 1817 bis 1826 1,363,673 Q. Getreide, worunter nur 318,817 Weizen. Nach diesen Bemerkungen, stellt Hr. W. folgendes System für die Zulassung des fremden Getreides auf: Die Abgabe soll seyn, wenn der Preis ist 45 S. 25 S.

von 45 bis 50 — 20 —

von 50 bis 55 — 15 —

von 55 bis 65 — 5 —

und wenn der Preis zu 70 S. kommt, so soll es, ohne irgend eine Abgabe, auf den Englischen Märkten zugelassen werden. Der Vf. äußert am Schlusse die Meinung, daß die Engländer nach und nach zu einem ganz freyen Kornhandel mit dem Auslande übergehen sollten. Er nimmt an, daß der Ackerbau in Großbritannien keine größere Fortschritte machen, die Population dagegen immer zunehmen, und die Engländer daher der fremden Zufuhr immer mehr benöthigt seyn würden. Gegen die behauptete sehr stark fortschreitende Vermehrung der Volksmenge in Großbritannien müssen wir einige Bedenken äußern. Ein jedes Land kann, wie alle Erfahrungen lehren, nur eine im Verhältniß mit seinen Nahrungsquellen stehende Volksmenge ernähren. Großbritannien u. Irland scheinen längst diesen Standpunct erreicht zu haben, einen Beweis geben die häufigen Auswanderungen, wozu die Colonien so günstige Gelegenheiten an die Hand bieten. Bey den Verhältnissen der Grundbesitzer und Ackerbautreibenden in Großbritannien lassen sich von den wohlgemeinten und, unserer Ansicht nach, auf Wahrheit gegründeten Bemerkungen und Vorschlägen des Hr. W. keine bedeutenden Erfolge erwarten. Der durch den langen Krieg entstandene hohe Kornpreis, hat die hohen Pachtpreise erzeugt. Diejenigen, die solche beziehen, die hohe Geistlichkeit und Aristocraten, haben im Oberhause die Majorität. Es läßt sich voraussehen, daß, so lange diese noch Pächter finden, die ihnen eine hohe Pacht zahlen, sie sich allen gesetzlichen Verfügungen widersetzen werden, die ihnen die fernere Ziehung dieser hohen Pacht gefährdet. Was Hr. W. nicht bemerkt hat, ist, daß die Pachtpreise mit Abschluß des Friedens von 1815 auf einmal bis zur Hälfte sanken, und erst nachdem die Kornbill in Kraft trat, wieder sich dem alten Standpuncte näherten. Ob England durch die Klagen und Beschwerden der Städter, und insbesondere der Manufacturisten und Handwerker, nicht am Ende gezwun-

gen wird, in seinen, gegen die Korneinfuhr gerichteten harten gesetzlichen Bestimmungen, bedeutende Modificationen eintreten zu lassen, ist eine andere Frage. Wir erlauben uns einen Augenblick bey den Folgen zu verweilen. Gesezt der Preis des Quarters Weizen käme bis auf 50 S. — ungefähr der Preis nach welchem, im Gefolge von Hn. W. Behauptung, freye Korneinfuhr Statt finden könnte — herab; dann würde nicht nur die Pacht auf mehr als  $\frac{1}{3}$  der jetzigen herunter gesezt werden müssen, sondern das Tagelohn, und das Arbeitslohn des Handwerkers und Fabricanten — die sich immer nach dem Kornpreise richten — müßte eine gleiche Verminderung erleiden. Man denke sich die Revolution die in der Lebensweise aller Familien in England vorgehen würde, wenn eine solche Verminderung der Einnahme plötzlich eintreten sollte. Tritt diese allmählich ein, so wird sie weniger fühlbar seyn. Und in diesem Sinne scheint Hr. W., der sich für einen freyen Kornhandel erklärt, seinen Vorschlag für die Herabseztung des Eingangszolls, nach Maaßgabe der Kornpreise, entworfen zu haben. In Deutschland hat diese Revolution der Einnahme, die den Englischen Grundbesizern noch bevorsteht, schon mehr oder weniger Statt gefunden. Auch in Deutschland hätten die durch den Krieg veranlaßten hohen Kornpreise einen hohen Betrag der Ländereyen und hohe Pachtpreise erzeugt. Mit niedrigen Preisen, hat der sich eingedrückte Luxus weichen müssen. Grundbesizer und Pächter haben sich in ihren häuslichen Verhältnissen großen Einschränkungen unterworfen, und unsere Städter fühlen sehr, daß es dem Landmanne an Geld gebricht. In England wird es schwerer sich einzuschränken, dort hat der Luxus in allen Klassen zu tiefe Wurzel geschlagen, und der Ackerbau ist, wie in Norddeutschland, nicht die einzige, oder doch die Hauptnahrungsquelle. Was den deutschen Landeigenthümer und Bebauer vorzüglich drückt, ist, daß die Grundabgaben auf hohe Preise berechnet sind. Möchte sich doch Niemand darüber tauschen, daß die hohen Kornpreise eine Folge des so lange Zeit dauernden und beynabe allgemeinen Krieges gewesen sind, um nicht — temporäre durch Miskernten entstandene Fälle ausgenommen — auf die Wiedererscheinung dieser ihm so willkommenen hohen Preise eine irrige und ihm schädliche Berechnung zu gründen!

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

164. Stück.

Den 13. October 1827.

---

P a r i s.

Bey Delaunay: Nouveaux principes d'économie politique, ou de la richesse dans ses rapports avec la population, par J. C. L. Simonde de Sismondi. Sec. Edit. T. I. XXIV u. 544 S. T. II. 506 S. in 8.

Die erste Ausgabe dieses Werks, welche 1819 erschien, ist im 170. St. dieser Blätter des Jahrs 1820 (von anderer Hand) angezeigt. Der Vf. folgt, wie schon damals bemerkt worden, in der Theorie der Entstehung und Vermehrung des Reichthums dem berühmten Werke des Adam Smith, dessen Inhalt von J. B. Say, mit der den vorzüglichsten französischen Schriftstellern eigenthümlichen Bestimmtheit, Klarheit und Leichtigkeit, in besserer Form als vom Urheber selbst vorgezogen, und auch in Deutschland durch manche theoretische Werke bekannt geworden ist. Durch diese sind Smiths Grundsätze mehrentheils unverändert in die herrschende Lehre eingeführt. Herr Hofr. Sartorius hat dagegen in seinen

Schriften von Smiths Lehren nur das aufgenommen, was davon wirklich, und zu der Erklärung der Verhältnisse in der Welt, und zur Beurtheilung der von den Regenten zu ergreifenden Maaßregeln dienlich ist: die aus einseitigen Beobachtungen gebildeten Grundsätze aber ausgeschlossen. Dieser deutsche Schriftsteller warnt vielmehr vor der gefährlichen Anwendung einer so dreist für allgemein gültig ausgegebenen Theorie.

In derselben herrscht durchaus eine Vermischung des Werths der Waaren, der durch die Kosten der Erzeugung bestimmt wird, und des Tauschpreises, der von der Nachfrage abhängt. Hieraus entstehen Irrthümer, die sich bis in den neuesten Streit über remunerating prices im Ackerbau erstrecken. Doch hatte schon Sir James Steuart in seiner Inquiry into the principles of political oeconomy dargethan, daß die Nachfrage und daraus entstehende Concurrenz, das einzige Princip des Verkehrs unter den Menschen ausmachen, und die Wirksamkeit dieses Rades, wodurch die ganze menschliche Gesellschaft in steter Bewegung erhalten wird, mit bewunderungswürdigem Scharfsinne und Consequenz entwickelt. In diesem Werke, welches 1763, mithin dreizehn Jahre vor Smiths Wealth of nations gedruckt worden, sind alle Principien des Verkehrs, des Werths der Waaren, des Geldes als allgemeinen Zeichens dieses Werthes, der Circulation und der künstlichen Hülfsmittel derselben, so vollständig entwickelt, daß zu den von Steuart aufgestellten Grundsätzen über die Fragen die er berührt hat, nichts erhebliches hinzugefügt werden können. Auch die reichhaltigen Schriften unseres Büsch enthalten nur eine aus eigener Ansicht und Kenntniß geschöpfte An-

wendung derselben. Smith selbst hätte durch Steuarts Werk von der einseitigen Verfolgung seines Weges abgehalten werden müssen, wenn er es gekannt hätte. Dieses kann aber der Fall nicht gewesen seyn: da er in der Vorrede zur vierten Auflage des seinigen anzeigt, er verdanke Herrn Hope die erste verständliche Erklärung der Amsterdamer Bank, deren Einrichtung doch schon von Stuart besser und vollkommen befriedigend erläutert war.

Die Vertheilung der Arbeit überläßt Smith allein der freyen Anwendung aller Kräfte des Menschen. Er stellt sogar den Grundsatz auf, daß die uneingeschränkte Freyheit in der Anwendung der Kräfte und des Vermögens die größte Vermehrung des Reichthums und verhältnißmäßige Vertheilung desselben herbeiführen werde; daß sie allein dieses zu bewirken vermöge, und daher zu dem allgemeinsten Grundsatz der Nationalökonomie erhoben werden müsse. Diese Lehre war den Gesinnungen eines die individuelle Freyheit über alles liebenden, nächst ihr aber das Eigenthum sehr hochschätzenden Volks so angemessen, daß sie in England großen und allgemeinen Beyfall finden mußte, obwohl sie dem gesetzlichen Zustande des Volks zuwider lief. Neuerlich sind die Maaßregeln der Regierung in mehr Uebereinstimmung mit jener Theorie gesetzt. Dieses ist aber keinesweges, wie von Manchem gemeint werden mag, geschehen, weil ihre Wahrheit endlich einleuchtend geworden wäre, und sie über Vorurtheil und Gewohnheit den Sieg davon getragen hätte; sondern weil der durch künstliche Mittel erzeugte, oder wenigstens unterstützte Erwerb und Reichthum der britischen Nation eine solche Höhe erreicht hatte, daß dieß nunmehr eine Befreyung von dem Zwange, der dazu behülflich

gewesen war, verlangte, und ein weniger feindseliges Benehmen gegen die Industrie fremder Mitwerber verstattete. Die Minister welche dieses einsahen, und den neuen Verhältnissen angemessene Maaßregeln angaben, haben sich zwar gelegentlich auch auf Adam Smith berufen: denn im Streite wird alles benutzt, was einen günstigen Eindruck auf eine oder andere Partey machen kann. Das Alles entscheidet aber nicht im Parlamente. Wenn daselbst Autoritäten gelten; so sind es am wenigsten schriftstellerische.

Da wo Smiths Analyse des Reichthums in den oben gedachten practischen Grundsatz übergeht, tritt Hr. Sismondi ein. Jener verlangt, die vollkommenste Freyheit aller individuellen Kräfte. Diese steht aber in geradem Widerspruche mit allen bürgerlichen Einrichtungen. Sie wird allenthalben durch Gesetze über das Eigenthum beschränkt. Diese regulieren auf mannigfaltige Art den Besitz und die Veräußerungen des Boders. Aber auch da, wo eine vollkommne Freyheit über denselben zu disponieren besteht, wirkt diese Freyheit nur dahin, das Vermögen bey zunehmendem Reichthum der Nation, immer mehr in einzelnen Händen zu concentriren. Das nämliche geschieht in Ansehung des Capitalvermögens: und die freye Concurrnz der Industrie der arbeitenden Classen mit der Macht des bereits erworbenen Reichthums, vermag nur unter besonders günstigen Umständen, einiges Gleichgewicht herzustellen. Kommt zu der Anhäufung der Mittel auf einer Seite, auf der andern eine zu weit getriebene Theilung der Arbeit hinzu, wodurch zwar die Masse der Erzeugnisse vermehrt wird, und welche deswegen nach Smiths Ansicht unbedingt empfehlenswerth seyn soll, so werden die Menschen allmählich zu Maschinen ge-

macht, und gerathen zuletzt sogar mit wirklichen Maschinen in eine Concurrnz, der sie unterliegen. Sie producieren immer mehr und mehr, gerathen aber auch in immer größere Abhängigkeit von denen, die ihre Arbeit bezahlen und benutzen. Sie selbst werden im Genusse immer mehr beschränkt und zuletzt davon ganz ausgeschlossen.

Hr. Sismondi zeigt dieses zuerst in Ansehung der Cultur des Bodens. Es hängt von gesetzlichen und herkömmlichen Verhältnissen ab, in wiefern die große Zahl derer, welche das Land bauen, wohlhabend werden, oder bis in das tiefste Elend herabsinken sollen. In dieser Beziehung stellt er die verschiedenen Arten der Bewirthschaftung dar. Freye Eigenthümer, welche ihr Land selbst bauen: Cultur durch Sclaven; durch dienstpflichtige Leute; durch Theilnehmer zur Hälfte (*métayers*); Pächter; Emphyteuten, und alle mannigfaltigen Modificationen dieser Systeme. Der Verf. zeigt die Wirkungen derselben auf den Wohlstand der verschiedenen Classen. Auf gleiche Art entwickelt er die Verhältnisse der Industrie, welche bald als Nebengeschäft ackerbauender Haushaltungen, bald als Gewerbe unabhängiger einzelner Arbeiter, oder als Bestimmung berechtigter Innungen, endlich als Geschäft großer Unternehmer, betrieben wird. Er zeigt, wie hier ebenfalls die Theilung der Arbeit und die Anhäufung der Capitalien die Masse des Reichthums vermehrt, aber den Genuß desselben wenigen Individuen ausschließlich zuwendet; die große Zahl derer aber, die von diesen abhängen, in solches Elend stürzt, daß zuletzt durch ihre Verzweiflung eine gänzliche Auflösung der bürgerlichen Ordnung herbeigeführt werden kann. Seitdem der Verf. in der

ersten Auflage seines Werks diese seine Ansichten und darauf gebaueten Grundsätze vorgetragen hatte, ist in der Nation, in welcher alles mehr als irgendwo ins Große getrieben wird, eine Crisis eingetreten, welche alle Classen des Volks nach einander ergriffen, schreckliche Leiden derselben herbeigeführt, und die Besorgnisse noch größerer erregt hat. Diese Catastrophen haben zuerst den während der Continentsperre auf den höchsten Grad künstlicher Bervollkommnung gebrachten Landbau betroffen; darauf die auf eine eben so erstaunenswürdige Höhe getriebenen Manufacturen; und endlich auch den Handel, der durch eine grenzenlose Ausdehnung des Credits und seiner künstlichen Hülfsmittel dahin gelangt war, den ganzen Erdkreis zu umfassen. Die ganze Nation ist durch eine allgemeine Erschütterung an den Rand des Verderbens geführt. Ganz Europa hat diese überraschenden Ereignisse mit Schrecken angesehen, und ihre Rückwirkung gefühlt. Die Erklärung derselben findet man in den Erläuterungen und Bemerkungen welche Hr. Sismondi dieser neuen Auflage hinzugefügt hat, und zu denen er den Stoff während eines neunmonatlichen zu diesem Zwecke ganz eigens bestimmten Aufenthaltes in England sammelte.

Der Ackerbau ist daselbst auf den höchsten Grad künstlicher Vollkommenheit gebracht. Aber wem kommt dieses zu Gute? Bey der unbegrenzten Anhäufung des Grundbesizes theilen sich Eigenthümer, Capitalisten welche Vorschüsse leisten, Pächter welche Kenntnisse und Industrie verwenden, und bloße Tagelöhner welche die Arbeit verrichten, in den Ertrag. Aus dieser Bewirthschaftung durch Menschen die sämmtlich in Selbde bezahlt werden und bezahlen, ist ein allge-

meines Bestreben der Eigenthümer und Unternehmer entstanden, um den reinen Ertrag der zu Gelde gemacht werden kann, und die Einnahme durch Erhöhung des Geldpreises zu vermehren. Alle künstliche Mittel werden angewandt, Kosten, das heißt, Hände zu sparen, und die Menschen welche arbeiten, aber keine Art von Theilnahme am Ertrage des Bodens haben, werden verdrängt, so viel solches nur immer möglich ist. Hr. S. führt ein Beyspiel an. Die Marchioness von Stafford, Eigenthümerin des größten Theils der Grafschaft Sutherland, hat, um diese ungeheure Besitzung auf eine wohlfeilere Art zu bewirthschaften und den Ertrag zu vermehren, die ganze Masse der Bewohner derselben, die als Tagedelbner lebten, an die Ufer des Meers versetzt, wo sie forthin von der Fischerey leben sollen. In einer kleinen Schrift, die sie rathsam gefunden, zu ihrer Rechtfertigung bekannt zu machen, rühmt sie sich, diese Leute besser behandelt zu haben, als ihre Nachbarn unter ähnlichen Umständen gethan. Schon vor mehr als funfzig Jahren schilderte Goldsmith in seinem berühmten Gedichte the deserted village ein ähnliches Verfahren. Seitdem hat es immer mehr Ueberhand genommen. Die Folge ist, daß auch auf dem Lande eine große Classe von Proletarien entsteht, dergleichen man sonst nur in großen Fabrikstädten fand, die aber auch eben so elend sind als diese. Der Verf. bemerkt nebenher, daß eben aus dieser Behandlung des Ackerbaues, als einer großen auf Geldertrag angelegten Unternehmung, die Verschiedenheit des Verhältnisses der ackerbauenden Classe zu der ganzen Volksmenge in England und in Frankreich begreiflich wird. In England beträgt sie nur die Hälfte, in Frankreich zwey Drittheile. Den-

noch wird auch in England die ganze Volksmenge mit den Erzeugnissen des Bodens ernährt, da die Einfuhr des fremden Kornes verboten ist.

Im Manufacturwesen, wo der Antheil und der Einfluß der Capitalien noch überwiegender ist, sind auch die Folgen des Systems, welches die Arbeiter zu bloßen bezahlten Tagelöhnern macht, und sie dadurch in die vollkommenste Abhängigkeit von den Unternehmern setzt, noch größer, und sie fallen noch mehr in die Augen. Wie lebt der große Haufe derer, welche den Reichthum der Fabrikherren herbeyschaffen und ihn vermehren! Zu welchem Grade von Anstrengung werden diese Menschen, die persönliche Freyheit haben, aber nichts besitzen, durch die Umstände und durch diejenigen, welche diese zu benutzen wissen, genöthigt! Wie werden die Kinder schon fast von der Wiege an angestrengt! Wie weit geht die Beschränkung ihres Lebensgenusses! Das Gemälde dieses Zustandes, welches auch demjenigen der es nicht selbst gesehen hat, aus den Verhandlungen im Parlamente hinlänglich bekannt ist, erregt Schauern, und die Besorgniß, daß die ganze bürgerliche Verfassung der Engländer, ungeachtet ihrer bewunderungswürdigen innern Stärke, wodurch sie so eben eine fürchterliche Catastrophe überwunden hat, einer ähnlichen nicht widerstehen würde.

Alles dieses ist, nach der im vorliegenden Werke entwickelten Ansicht, die Folge der sich selbst überlassenen Anwendung menschlicher Kräfte, und der unbedingten Vermehrung und freyen Benutzung des Capitalvermögens.

Nach den Grundsätzen des Verfs. sollte vielmehr die Gesetzgebung denen zu Hülfe kommen, die sich nicht selbst gegen die Uebermacht wehren

können, und sie gegen den Mißbrauch ihrer Freyheit schützen, zu dem sie verleitet werden, und wodurch sie zuerst sich selbst ins Elend stürzen, zuletzt aber den ganzen Staat mit hineinziehen.

Herr S. bezeichnet sehr richtig die Quelle alles dieses Ungemachs. Sie liegt in dem Mißverhältnisse zwischen dem Interesse des Eigenthums und der bloß persönlichen Kräfte. Wenn derjenige der den Acker bauet, gar keinen Antheil am Eigenthum, ja sogar kein Interesse an der fortdauernden Unterhaltung und Verbesserung der Cultur hat; wenn der Manufacturist von allem Antheile an dem Erfolge der Unternehmung für die er arbeitet, ausgeschlossen ist, so entsteht eine solche Theilung der Interessen, welche die bitterste Feindschaft erzeugt. Solche Mißverhältnisse sind in Frankreich eine mitwirkende Ursache der Revolution gewesen. In Ansehung des Ackerbaues sind sie gehoben: und von dieser Seite wenigstens ist daselbst eine neue Revolution nicht zu fürchten, und die vorgespiegelten Besorgnisse derselben scheinen wohl nur zum Vorwande von Bemühungen zu ganz andern Zwecken zu dienen. Will aber England einer ähnlichen Bewegung vorbeugen, so müssen in Zeiten Maaßregeln ergriffen werden, welche die verschiedenen Classen des Volks, die in andern Rücksichten in so schönem Einverständnisse sind, auch von dieser Seite mit einander versöhnen. Herr S. wünscht zu diesem Zwecke, die Substitutionen des großen Grundbesizes aufgehoben zu sehen, damit dasselbe doch wenigstens in die Hände derer kommen könne, welche die Vortheile zur Cultur hergeben. Eine unwiderrufliche und erbliche Verleihung zerstückelter großer Besitzungen an diejenigen die sie bauen, vorzügliche aber eine erbliche Verpachtung für die

Hälfte des rohen Ertrags, welche in mehreren Ländern üblich ist, würde noch mehr wirken, und wird nachdrücklichst vom Verf. empfohlen. Rec. ergreift diese Gelegenheit, um auf die Darstellung dieses Verhältnisses und seiner heilsamen Folgen, die sich in einem in mehreren Rücksichten höchst lehrreichen und trefflichen Buche findet, *Lettres écrites d'Italie en 1812 et 1813 à M. Charles Pictet, par Lullin de Chateauevieux, (2. Edit. Paris et Geneve 1820)* aufmerksam zu machen.

Auch in Ansehung der Manufacturen fährt Herr S. fort, wäre eine Aenderung rathsam. Er will zwar nicht die alten Innungen und Zünfte hergestellt wissen, wünscht aber Einrichtungen, wodurch die Arbeiter einen dauernden Antheil an der industriellen Unternehmung erhielten, der sie dienen. Er erwähnt, wie zu erwarten war, auch der Armentaren, dieses traurigen und verderblichen Heilmittels des durch Concentration des Reichthums herbeigeführten Elends. Der große Haufe muß doch allemal leben, wenn er auch noch so schlecht lebt. Kann er dieß nicht durch seinen Erwerb, so muß man ihn unterhalten. Er empfängt ein Supplement des Lohns, als Almosen. Diese in England zu einem unerträglichen Drucke erhöhte Last ruhet gegenwärtig auf allen Eigenthümern. Der Verfasser zeigt daß es billig seyn würde, dieselbe ausschließlich den Classen aufzulegen, welche die unglücklichen Verhältnisse herbeiführen, und Vortheil davon ziehen. Alsdann ließe sich hoffen, daß sie selbst die Hand dazu bieten würden, das Uebel in der Wurzel anzugreifen, wenn ihnen durch jene Anordnung fühlbar würde, daß sie das auf einer Seite gewonnene, doch auf einer andern wieder verlieren. Herr Sismondi ist

indessen in allen seinen Vorschlägen so zurückhaltend, als es der hohen Verehrung gegen die Denkart des englischen Volks, und gegen die Regierung desselben gemäß ist, welche seit einigen Jahren so große Beweise der tiefsten Einsicht und echten Weisheit gegeben hat. Der Verfasser vertrauet dem Geiste der englischen Nation, sie werde alle noch so gefährliche Krisen überstehen, und aus demselben geläuterter hervorgehen. Rec. stimmt diesem bey, fügt aber noch die Bemerkung hinzu: daß ein so wünschenswerther Ausgang der heftigsten Bewegungen im Volke, lediglich dem Umstande zuzuschreiben seyn würde, daß die Stimme desselben, auf die mannigfaltigste Art, auf gesetzlichen Wegen laut werden kann. Durch die allgemeine und unbeschränkte Freyheit öffentlicher Berathschlagungen, werden Regierung, Parlament und das Volk selbst, von der wahren Lage der Sachen unterrichtet. Nur die Regierung ist in gefährlichen Zeiten verloren, welche die Wahrheit nicht erfährt, weil sie ihre Würde durch ungeforderte Belehrungen verletzt glaubt, und dieselben verschmäht, die öffentliche Meinung aber zu beherrschen glaubt, wenn sie dieselbe unterdrückt. Auch in der Nation gewinnen die bessern Einsichten und Gesinnungen unfehlbar früher oder später das Uebergewicht über Unverstand und Selbstsucht, wenn jeder sich berufen fühlt, das Seinige dazu beyzutragen.

Um den ganzen Werth des hier angezeigten Werks zu schätzen, ist es nothwendig auf den Weg zurückzusehen, den die im achtzehnten Jahrhundert neu geschaffene Wissenschaft der National-Deconomie genommen hat. Nachdem man angefangen, das unendlich verwickelte Gewebe der menschlichen Industrie und des Verkehrs un-

ter den Menschen in seine Bestandtheile aufzulösen, und die Principien aufzusuchen, auf denen die Verhältnisse unter seinen Elementen beruhen, ist jedes derselben an die Reihe gekommen, zur Grundlage einer Theorie zu dienen, die alle einseitig und daher mangelhaft ausfallen mußten.

Weil die Resultate gemeinsamer Arbeiten, mit der Vermehrung der Menschen in verdoppeltem Verhältnisse wachsen, so sollte die Bevölkerung den Zweck der Regierung ausmachen. Wie die immer zunehmende Zahl ihren Unterhalt erwürbe, möchte sich schon von selbst finden. Man bedachte nicht, daß sie auch andere Hülfsmittel bedürfen, die nicht mit den Menschen zugleich von selbst entstehen.

Weil die Anhäufung des Geldes, sobald Metalle einmal als allgemeines Zeichen des Werthes und Tauschmittel eingeführt sind, einen Anschein von Reichthum erzeugte, so ward die Masse der circulierenden Münze für einen Maassstab des Wohlstandes gehalten, und die Vermehrung derselben für den directen Zweck ausgegeben, den die Regierungen sich vorsehen sollten.

Weil die Cultur des Bodens die unentbehrlichen Materialien der Bedürfnisse des Menschen schafft, so sollte der reine Ertrag des Landes das einzige reelle Besizthum ausmachen, und die Arbeit nur für ein accidentelles Accessorium gelten, das durch jene Realitäten nicht bloß gemessen, sondern auch repräsentiert würde. Hierauf zeigte Smith, daß die Arbeit vielmehr das allgemeinste und nothwendigste im ganzen irdischen Leben ausmache; und daß der Ertrag derselben, und mithin der Anwuchs des Reichthums von der Theilung der Arbeit abhängen. Andere haben hinzugefügt, daß nur die Arbeit vermehrt

werden müsse, und daß sich allemal Verzehrer finden würden, die durch ihre eigene Arbeit wieder eine Vergütung des ersten Aufwandes herbeschaffen und anbieten, so daß Arbeit und Lohn in stetem Kreislaufe einander aufwiegen und immer zunehmen müssen. Daneben sollte nach Smiths Grundsätzen durch die allgemeine Freiheit in der Anwendung der Capitalien ein vollkommenes Gleichgewicht unter allen Zweigen der Gewerbtätigkeit und des Handels bewirkt, und dasselbe nach jeder zufälligen Störung bald hergestellt werden, weil jeder seine Kräfte und sein Geld immer auf die Art anwenden würde, die in dem Augenblicke den meisten Vortheil verspräche. Dieses System ist neuerlich von einem Schriftsteller, der viel Aufsehen erregt und Anhänger erworben hat, auf das höchste getrieben. David Ricardo (dessen Schrift on the principles of political economy and taxation von einem andern Rec. in diesen Blättern des Jahrs 1820 S. 681 und 1265 beurtheilt worden), selbst bedeutender Grundbesitzer und Parlamentsglied, daneben Bruder eines angesehenen Bankiers, sah wie auf der Börse zu London, dem Mittelpuncte aller kaufmännischen Einsichten und Thätigkeit, die Aufmerksamkeit auf alle Arten Geld anzulegen und zu erwerben, und die Vervollkommnung der Kunst jeden Vortheil zu berechnen, so weit getrieben wird, daß der Speculationsgeist großer Capitalisten sich jedes erreichbaren Gegenstandes bemächtigt, und eine Ausgleichung des Ertrags aller einzelnen Geschäfte bewirkt. Dieses kann wohl da, wo alle Kenntnisse und Mittel sich in einem engen Raume zusammendrängen, Statt finden: aber auch nur da. Ricardo überträgt die Grundsätze dieser Geschäftsführung von der Börse, wo alle

Nachrichten sich in wenigen Minuten verbreiten, und ein in das Ohr des Nachbars gesprochenes Wort in weite Ferne wirkt, auf das ganze Verkehr der Menschen, worin zu dem was dort in kurzer Zeit vollbracht wird, Jahre gehören, während welcher die oftmals veränderten Umstände alle Berechnungen, wenn sie auch angestellt würden, vereiteln müßten.

Alle diese Schriftsteller bleiben bey der Erzeugung und Vermehrung des Reichthums stehen. Schon der Titel von Smiths Buche deutet diese Richtung an. Ricardo aber ist so von der unseligen Ansicht eingenommen, daß er geradezu erklärt, es komme nur auf die Vermehrung des reinen Ertrags an: es sey der Nation gleichgültig, ob er durch eine Million Menschen mehr oder weniger erzeugt werde, es komme ihr nur auf den Belauf des Ueberschusses an. Dieser kommt aber nur den höchsten Classen zu gute, und da ein großer Theil der hohen Aristocratie in England die von jenem Schriftsteller aufgestellten Grundsätze practisch befolgt, so ist es nicht zu verwundern; wenn sie anfängt, von der Verehrung und Anhänglichkeit womit die geringern Classen ihr bisher zugethan gewesen, und die ein großer Theil von ihr noch jetzt verdient und genießt, zu verlieren, und dagegen Mißtrauen und Abneigung zu erregen. Es wird hierdurch begreiflich, daß neuerlich die Gesinnungen in England sich häufig auf die demokratische Seite neigen. Diejenigen welche dieses verschulden, sind für moralische Beweggründe nicht sehr empfänglich. Man könnte sie aber auch schon durch die Frage in nicht geringe Verlegenheit setzen: ob denn die künstlichen Mittel ihren Reichthum zu vermehren, auch ge-

gen feindliche Angriffe schützen? ob Säemaschinen und Dampfkessel auch fechten?

Gegen dieses goldene Kalb der neuen Zeit, die unbegrenzte Vermehrung und freye Verwendung des Reichthums erhebt sich Herr Sismondi. Wozu am Ende, fragt er, aller Reichthum? Nicht im Erwerbe und Besitze besteht der letzte Zweck alles Bestrebens der Menschen, sondern im Genuße. Es kommt daher vor allem auf die verhältnißmäßige Vertheilung desselben an. Diese kann aber nicht nach bloßen Zahlen beurtheilt werden. Der Verf. dringt durchgehendß darauf, daß die Elemente der menschlichen Thätigkeit, welche berechnet werden können, nicht Alles sind; daß die Gewohnheiten und Neigungen der Menschen auch etwas bedeuten, und sogar die Hauptsache ausmachen, daß daher die politische Deconomie keinesweges, so wie die neueste englische Schule es meint, eine der Berechnung unterworfenen mechanische, sondern größtentheils moralische Wissenschaft ist.

Aus diesem Gesichtspuncte erscheint der Gegenstand von neuen Seiten, dabey nicht allein die wissenschaftliche Behandlung gewinnt. Der Vortrag des Verfs. hat in hohem Grade den Vorzug einer lichtvollen Anordnung und eine Lebhaftigkeit, welche der eigenthümliche Reiz erhöht, den das lebendige Anschauen der Sachen selbst gibt. Durch den Ausdruck der Gesinnungen die im ganzen Werke herrschen, erhält dasselbe aber einen höhern Character, und nach der Ueberzeugung des Rec. ist neuerlich in keinem so viel geleistet worden, die wichtigsten Angelegenheiten der bürgerlichen Gesellschaft in ein helles Licht zu stellen, und die herrschenden Grundsätze zu berichtigen.

Einzelne Bemerkungen über die Welt und über die Vorstellungen beliebter Schriftsteller, davon das Buch voll ist; können hier nicht auszeichnet werden.

### H a n n o v e r.

Bei Hahn: David Georg Strube's, weil. Königl. Großbrit. u. Churf. Braunschw. Lüneb. Vicekanzlers rechtliche Bedenken. Systematisch geordnet, ergänzt, berichtigt und mit Anmerkungen begleitet von Ernst Spangenberg Dr. d. R. u. D. A. Rathe zu Celle. Zweyter Band. 1827. XX u. 515 S. in gr. 4.

Der Plan, nach welchem diese neue Ausgabe besorgt worden ist, und der Zweck, welchen der Herausg. beabsichtigte, ist schon oben S. 462 flg. angegeben; hier möge es genügen, den Inhalt des vorliegenden zweyten Bandes anzudeuten. Er umfaßt die letzte Hälfte des Privatrechts, nämlich das Erbrecht und Obligationenrecht, und die erste Hälfte des öffentlichen Rechts, nämlich das Staatsrecht, und das Regierungsrecht, letzteres aber nur zur Hälfte; indem von den einzelnen Regierungsrechten, nur das Kirchenrecht, Cameral- und Finanzrecht, Policenrecht und Militärrecht abgehandelt werden konnte. Der dritte und letzte Band wird die zweyte Hälfte des öffentlichen Rechts, insbesondere des Regierungsrechts enthalten, nämlich das Criminalrecht und das Proceßrecht. Auch werden demselben die nöthigen Register, das Sachregister und eine vergleichende Zusammenstellung der in dieser neuen Ausgabe enthaltenen Anordnung, mit der der frühern Ausgaben, um die aus den letztern entnommenen Citate auch in der erstern ohne Mühe auffinden zu können, beygegeben werden.

---

G e t t i n g e n  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

165. Stück.

Den 15. October 1827.

G e t t i n g e n.

Zusätze und Umarbeitungen aus der vierten Ausgabe der Ideen über die Politik und den Handel der vornehmsten Völker des Alterthums, von A. H. L. Heeren; in zwey Theilen, für die Besitzer der frühern Ausgaben besonders abgedruckt. Erster Theil, Asiatische Völker, 400 S. Zweyter Theil, Africanische Völker, 616 S. 1827.

Wir haben es bisher versäumt diesen, schon zu Ostern fertig gewordenen, Abdruck anzuzeigen. Die Verlagshandlung erfüllt dadurch das bey Erscheinung der neuesten Ausgabe gegebene Versprechen; und die Besitzer der frühern Ausgaben werden dadurch in den Stand gesetzt sich das Werk in derjenigen Gestalt zu verschaffen, welche ihm zu geben erst die Entdeckungen der zehn letzten Jahre dem Verfasser möglich machten, und wornach er natürlich jetzt beurtheilt zu werden wünschen muß. Die angegebenen Seitenzahlen werden schon lehren, wie zahlreich und bedeutend diese Zusätze und Umarbeitungen

sind, die nicht bloß einzelne Stellen, sondern auch ganze Abschnitte umfassen.

Hn.

### B e r l i n.

Bey Theod. Christ. Enslin 1827. *Petri Alfonsi disciplina clericalis*. Zum ersten Mal herausgegeben mit Einleitung und Anmerkungen von Fr. Wilh. Val. Schmidt. Ein Beytrag zur Geschichte der romantischen Literatur. 172 S. in 4.

Moses, ein spanischer Jude aus Huesca in Aragonien empfing 1106, in einem Alter von 44 Jahren, die Taufe und den christlichen Namen Petrus, mit dem Beynamen Alfonsi, weil der König Alfons, dessen Arzt er war, Pathe Stelle bey ihm vertrat. Er schrieb hierauf *dialogi contra Judaeos*, welche bekant und mehrmals, auch in der bibl. max. patr. abgedruckt sind. Ein zweytes Werk, *disciplina clericalis* genannt, enthält etwas ganz anderes, als der Titel vermuthen läßt, nämlich eine Sammlung von Sprüchen, Fabeln und kleinen Erzählungen. Obgleich im Mittelalter viel gelesen, ins Französische übersetzt (*Chastoiement du père au fils*), in den *Gestis Romanor.* dem Steinhöwelschen Aesop und anderwärts benutzt, gerieth es doch hernach in Vergessenheit und wird hier zum ersten Mal abgedruckt. Gewiß eine dankenswerthe Gabe, denn ob wir gleich dem Inhalt nach wenig neues erfahren, da diese Apologe in andere mehr oder minder bekante Sammlungen übergegangen sind, so ist es doch nicht bloß angenehm, sondern kann in einzelnen Fällen wichtig seyn, zu wissen woher sie genommen sind, und dieß um so mehr, als wir zugleich die Quelle

erfahren, aus welcher Petrus schöpfte. Er übersetzte nach seinem Geständniß aus dem Arabischen und man erkennt auch leicht, wie der Herausg. bemerkt, den orientalischen Ursprung an der Einleitung. Ein Vater ertheilt seinem Sohn vor dem Eintritt in die Welt Ermahnungen und gute Lehren und slicht, um sie desto eindringlicher zu machen, Beyspiele und Fabeln ein. Ohne gerade ausgezeichnet zu seyn, ist die Darstellung doch schlicht und angemessen. Orientalisten mögen nun untersuchen, aus welchen noch ältern Quellen der Arabische Verfasser seinen Stoff holte; nur sehr unbefriedigend ist, was selbst Sylvestre de Sacy darüber zu sagen weiß.

Hr. Prof. Schmidt hat eine von ihm selbst in Breslau entdeckte Handschrift zu Grund gelegt, von einer zu Paris in der königl. Bibliothek befindlichen durch Vermittelung der Preuß. Regierung Abschrift, aus einer andern in der Bibliothek St. Germain durch die Güte des Hn. Hase Vergleichen schwieriger Stellen erhalten. Er hat die ganze Ausgabe mit dem löblichen Fleiß, den man an ihm gewohnt ist, behandelt, mit einer sorgfältigen und ausführlichen Einleitung über den Petrus Alf. und reichlichen Anmerkungen (S. 89 — 169) ausgestattet, die eine Menge willkommener Nachweisungen und Aufklärungen enthalten, so wie sie von großer Belesenheit und unermüdblicher Aufmerksamkeit zeugen. Wir hegen nur den Wunsch, daß der Verf. die Masse durch Hervorhebung des Wichtigern und Scheidung von dem Geringsfügigern mehr belebt hätte. Nicht bloß wäre dadurch an Raum gewonnen, sondern, was wir noch höher anschlagen, eine schnellere Uebersicht würde den Gebrauch des Buchs auch sehr erleichtert haben. Doch am besten machen wir unsern Wunsch an einem Beispiel deutlich.

Das fünfte Capitel enthält §. 4 die artige Fabel von dem Maulthier, das vom Fuchs über Vater und Mutter befragt, keine gerade Antwort gibt, sondern nur sagt: mein Oheim ist das edle Roß. Statt die Untersuchung gleich auf den Punct zu richten, welcher der wichtigste ist, nämlich wo wir die Fabel früher finden und wo nach Petrus zuerst wieder, führt uns der Herausg. zu Abraham a St. Clara, dessen Bearbeitung, so artig sie sonst seyn mag (was uns eigentlich hier gar nichts angeht), doch wie fast alle spätere wenig Aufschluß geben kann; dann wird der Kenner und die altfranzösische Uebersetzung im Chastoiement citirt und nun erst behauptet, Aesop sey die erste Quelle; hierauf folgt eine Stelle aus Lafontaine und den Schluß macht Hans Sachs. Rec. hätte an die Spitze die Frage gestellt, ob Aesop wirklich als Quelle gelten könne? er erzählt bloß, daß der Maulesel als er fett geworden, sich an seine Mutter, das Pferd, erinnert habe, als er aber laufen sollen, an seinen Vater den Esel. Die Fabel hat Verwandtschaft, könnte aber auch ganz unabhängig von der unsrigen bestehen, die offenbar eine andere, eigenthümliche Wendung hat; die Abstammung bleibt also nur Vermuthung. Der indische Bidpai gewährt nichts ähnliches, wenigstens hat ihn Rec. vergeblich nachgesehen. Jetzt waren die verwandte Werke des Mittelalters zu beachten, den Freidank hat Hr. Prof. Schmidt vernachlässigt, sonst hätte er gewiß folgende Stelle darin gefunden: Wer den mül wil vrägen von sinen höhesten mägen, Sô nennet er ê den ohein Dann vatter oder friunde dehein 2585 — 88. Woher hat er die Fabel? Aus dem Aesop gewiß nicht, denn mit ihm stimmt er nicht, sondern mit dem Petrus Alfonsi. Also aus diesem? es wäre möglich, denn

Freidank ist über ein Jahrhundert jünger, aber er ist selbst in Palästina gewesen, er könnte die Fabel dort gehört haben. Die wörtliche Mittheilung einer hierher gehörigen Stelle aus dem Renner läßt sich, da das Buch selten ist, rechtfertigen, nicht aber eines schlechten Zusatzes, den Lafontaine der Fabel gegeben, weil wir ihn gar nicht zu wissen brauchen und jedermann, der darnach Lust trägt, ihn nachschlagen kann. Auch Hans Sachs ist so selten nicht, um eine halbe Seite zu füllen, zumal reichte die Bemerkung hin, daß er nichts neues enthalte und eine andere Fabel damit verbinde. Spätere, deren Quelle man mit Sicherheit angeben kann, sind unwichtig. So hätten wir in wenig Zeilen den Ertrag zusammengefaßt, den sich der Leser aus beynahe zwey Seiten heraussuchen muß. — Aber Freidank hat noch einen Spruch mit der *disciplina clericalis* gemein. Es heißt darin II, 7: *Fili, ne sit galus fortior te, qui decem uxores suas justificat, tu autem solam non potes castigare*, wozu Hr. Prof. Schmidt ohne Noth und Gewinn eine Stelle aus dem Froschmeufeler abdrucken läßt. Bey dem deutschen Dichter heißt es 2812, *Sô stolzen muot nieman getruoc Ern hete an einem wibe gnuoc: So wilz der hane bezzer hân Dem sint zwelf hennen under-tân. Daz er der zwelfer meister ist Daz gât vür Sâlomônes list. Geradezu aus der *discipl. cler.* entlehnt ist diese Stelle schwerlich, das zeigt die abweichende Aufnahme und Wendung, aber durch welche Vermittelung hat sie Freidank empfangen? Dieser Punct wäre einer Aufklärung werth.*

Wir heben noch Cap. 24 heraus. Erst die aus Aesop und Avian herzuleitende Fabel von dem Bauer, der seinen Ochsen, weil sie nicht recht am

Pflug ziehen wollen, zuruft, die Wölfe sollten sie fressen, einem Wolf aber, der das gehört hat und darauf Ansprüche gründet, nicht Wort halten will. Der Fuchs, zum Richter erwählt, spricht heimlich zum Bauer: gib mir und meiner Frau zwey Hennen, so sollst du deine Ochsen behalten; zum Wolf aber: der Bauer verspricht dir einen Käse, groß wie ein Schild, wenn du auf die Ochsen verzichst. Er läßt den Wolf hin und herlaufen, bis die Nacht eingebrochen ist, da führt er ihn zu einem tiefen Brunnen, zeigt ihm den Mond auf dem Spiegel des Wassers und ruft, das ist der Käse, steige hinab und sättige dich. Der Wolf aber heißt ihn zuerst hinabsteigen. Es hängen zwey Eimer an dem Brunnen, der Fuchs gehorcht und läßt sich in dem einen hinab. Nun folgt die bekannte Entwicklung: der Fuchs klagt, der Käse sey zu schwer, der Wolf setzt sich hierauf in den andern Eimer und hebt durch seine Schwere den Fuchs in die Höhe, der entspringt. Diese Fabel zeigt Zusammenhang mit der großen Sage von Reinhart Fuchs, welchen auch der Herausg. angemerkt hat, der nur statt des deutschen Gedichtes des Glichener, die ältere und vollständigere Quelle den altfranzösischen Roman du Renard zu Rathe hätte ziehen sollen, wo I, 240 ff. nach der Ausgabe von Méon, welche S. 19 in der Anmerkung citirt wird, das hierher gehörige vorkommt. Der Zufall führt hier den Wolf zu dem Brunnen, in welchem Reinhard steckt und er glaubt ihn unten in Gesellschaft der Wölfin zu erblicken. Der Fuchs aber macht ihm weiß, er sey gestorben und befinde sich da unten im Paradies und reizt ihn durch Schilderungen von den Herrlichkeiten desselben so sehr, daß er auch Verlangen nach dem glückseligen Aufenthalt fühlt, in dem leeren Eimer hinabfährt und den Fuchs in dem andern Eimer in

die Höhe hebt. Obgleich auch diese Erzählung über hundert Jahre jünger ist, als die disc. cler. denn Zeugnisse vom J. 1233 reden von dem allgemein beliebten Roman du Renard, so lautet sie darin doch besser und vollständiger und es liegt an dem Tage, daß sie nicht dorthier geborgt ist. Merkwürdiger bleibt die Thatsache, daß im Anfang des 12. Jahrh. Spuren jener Sage sich im Arabischen finden.

### S c h l e s w i g.

Gedruckt und verlegt im königl. Taubstummen-Institut. 1827: Nordische Mythologie. Aus der Edda und Dehenschlägers mythischen Dichtungen dargestellt von Johann Ludwig Heiberg. Mit Kupfern. VI u. 332 S. in 8.

Den literarischen Handlangern, welche Artikel in die zahlreichen Encyclopädien, Conversationsblätter und Realwörterbücher unserer Zeit zu liefern haben, den Decorationsmalern, bey welchen Arabesken aus der nordischen Mythologie bestellt werden, angehenden Poeten, welche einiger Anspielungen auf Thor, Odin, Baldur zc. bedürfen, allen diesen empfehlen wir so angelegentlich, als wir an ihren Bemühungen Theil nehmen, oben genanntes Buch. Sie werden darin leicht nachschlagen können und was sie suchen mit Sicherheit und dem Lächeln des Kenners vorgetragen finden. Die Vergangenheit ist hier, wie sie nach einer geistreichen Note S. 16 wohl muß, bereits zur Gegenwart geworden und wie wird sich der alte, olympische Jupiter, den wir auf dem Titelfupfer als Othin erblicken, freuen, einen so raschen Sprung vorwärts gethan zu haben! nur noch etwa zweitausend Jahre und nicht einmal so viel, (denn wir hören von Gelehrten, daß Othin mit Beginn der christlichen Zeitrechnung soll eingewandert seyn) so steht er mitten unter uns, wie Apollo schon

ganz in der Nähe ist und unserm Vf. bereits die Feder geschnitten hat. Für einen ernstern, wissenschaftlichen Zweck dagegen ist dieses Buch völlig unbrauchbar, es müßten denn Philosophen in der Einleitung mehr finden, als der Rec. der sie vorzüglich auf S. 8 u. 9 aufmerksam macht und auf 'den kühnen Sprung, den wir in unserer Sehnsucht, in unserer Ungeduld wagen, um die allgemeine Freude, die wir nicht erleben werden, durch Anticipation zu genießen;' denn dieser Sprung ist nichts anderes als die Kunst. Schade nur, daß bey dem kurzen Leben, daß unser Vf. mit Recht bejammert, keine Hoffnung da ist, die Früchte jener Anticipation per subsequens matrimonium legitimirt zu sehen. — Der Verf. sagt auf dem Titel und im Eingang er habe aus der Edda u. Nihlenschläger geschöpft, aber wir haben nirgends eine Spur von Studium der Quellen oder Kenntniß der nordischen Sprache gefungen (Nihlenschläger fällt nicht einmal 'Walhalla' zur Last), gar wohl aber das Gegentheil. Wie dürfte sich auch jemand, der so klug ist, zu behaupten, es gebe nichts einfrüheres und langweiligeres, von aller Poesie mehr entblößtes, als die nordischen Sagen, darauf einlassen. Die Mythologie aus einem modecnen Dichter darstellen heißt etwa so viel als Alexanders Geschichte aus Lebruns Gemälden entnehmen. So sehr wir den Dichter achten, so glauben wir doch nicht, daß er wohl thut, alte Mythen, an deren Erklärung Scharffinn und Gelehrsamkeit arbeiten sollen, mit frischen Farben und nach seiner Manier zu übermalen; es mögen leidliche, selbst artige Einzelheiten zum Vorschein kommen, das ganze bleibt ein mißlungenes Unternehmen und unleidliches Zwitterding, und er thut besser seine Kraft an Gegenständen zu üben, welche fähig sind, seine und des Lesers Seele ganz zu erfüllen.

---

# G e l e h r t e   A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

166. Stück.

Den 18. October 1827.

---

G e t t i n g e n.

Bei Vandenhoeck und Ruprecht. 1827: Thez-  
mis. Zeitschrift für practische Rechtswissenschaft.  
Herausgegeben im Verein mit mehreren Rechts-  
gelehrten von Dr. Christian Friederich El-  
vers. Ersten Bandes Erstes Heft. VI u. 208  
Seiten in 8.

Mit vorliegendem Hefte beginnt eine neue ju-  
ristische Zeitschrift, welche den Zweck hat, auf  
wissenschaftlichem Wege den Bedürfnissen der bür-  
gerlichen Gesetzgebung und Rechtspflege Deutsch-  
lands möglichst zu Hülfe zu kommen, zugleich  
aber auch der Deutschen Rechtswissenschaft selbst  
immer mehr die Frische und Anschaulichkeit zu  
verschaffen, welche nur durch die Richtung der-  
selben auf das Leben und die Vorgänge und Zu-  
stände der Gegenwart erlangt werden können. —  
Es enthält dieses erste Heft in Beziehung auf  
Deutsche Gesetzgebung, Rechtspflege und Rechts-  
wissenschaft, folgende Aufsätze: 1) Bemerkungen  
über die neueste Deutsche Gesetzgebung in Bezug

auf religiöse Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen. Vom Geheimen Rath Mittermaier in Heidelberg. 2) Zur Erörterung der Streitfrage: ob der katholische Pfarrer wegen nicht erfolgenden Versprechens der katholischen Erziehung aller Kinder die Einsegnung einer gemischten Ehe rechtmäßig verweigern könne? Einige Bemerkungen, veranlaßt durch den Gegenstand des vorhergehenden Aufsazes. Vom Herausgeber. 3) Eine unter einer Firma betriebene Handlung ist als das Rechtssubject hinsichtlich aller aus Handlungsgeschäften entstehenden Rechte und Verbindlichkeiten anzusehen. Vom Obergerichtsrath Hassenpflug in Kassel. 4) Ueber die theoretisch-practische Begründung der gemeinrechtlichen Lehre vom Nothwege. Vom Herausgeber. 5) Ist es nothwendig, daß zu dem im Concurse angeetzten Liquidationstermine die bekannten Gläubiger besonders vorgeladen werden? Vom Obergerichtsrath Hassenpflug. 6) Uebersicht der wichtigsten Entscheidungsgründe der von Ostern bis Michaelis 1826 in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten abgegebenen Erkenntnisse und Gutachten der Göttinger Juristenfacultät. Vom Herausgeber. (Mit Genehmigung des Hn. Ordinarius). 7) Beiträge zur Kenntniß der Rechtsverfassung einzelner Länder und Gegenden Deutschlands, vorzugsweise aus neu erschienenen Schriften entlehnt. a) Die Provinzial- und statuarischen Rechte der Preussischen Monarchie (nach von Kampff). b) Uebersicht der Rechtsverfassung der Herzogthümer Schleswig und Holstein (nach Falk). 8) Miscellaneen aus dem Gebiete der practischen Rechtswissenschaft. a) Ueber die Pseudo-Claurensche Proceßsache. b) Ueber den Beschluß der Generalversammlung der Deutschen Buchhändler vom 13. May 1827, unsittliche Verlags-Artikel

betreffend. c) Weitere Belege der katholischen Ansichten von der Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen. d) Grundsatz der Königl. Hannoverischen Regierung über authentische Interpretation. — Als Anhang zu diesem Hefte ist die von der vorigen vormundschaftlichen Regierung des Herzogthums Braunschweig am 26. März 1823 erlassene Verordnung, die Einrichtung des Justizwesens betreffend, abgedruckt. Auch ist diesem Hefte die im vorigen Jahre erlassene Aufforderung zu Mittheilungen für practische Rechtswissenschaft, als den Plan dieser Zeitschrift näher bestimmend, beygefügt. Uebrigens hat der Herausgeber seine Ansichten über Praxis und practische Rechtswissenschaft in folgender Schrift zum Theil ausführlicher zu entwickeln versucht:

### E b e n d a s e l b s t :

In Commission bey Vandenhoeck u. Ruprecht. 1827. Theoretisch = practische Erörterungen aus der Lehre von der testamentarischen Erbfähigkeit, insbesondere juristischer Personen. Veranlaßt durch zwey Gutachten der Kieler und Leipziger Juristenfacultäten gegen die Rechtsbeständigkeit der Stiftung und Erbeseinsetzung des Städelschen Kunstinstitutes in Frankfurt a. M. Von Dr. Chr. Fr. Elvers, Prof. d. R. und Beysitzer des Spruchcollegiums in Göttingen. X u. 267 Seiten in 8.

Zu den merkwürdigsten bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten neuerer Zeit gehört in vielfacher Beziehung der Rechtsstreit, welcher seit dem Jahre 1816 zwischen den Intestaterben des verstorbenen reichen Frankfurter Kaufmannes Stadel, und den Administratoren des von diesem gestifteten und zum Universal = Erben eingesetzten Städelschen Kunst = Institutes in Frankfurt geführt wird.

Es handelt sich um die Frage: ob ein Institut ohne vorhergehende öffentliche Bestätigung in einem Testamente gültig gestiftet und zum Erben eingesetzt werden könne? Diese Frage ist seither in *possessorio* und *petitorio* nicht nur von den Frankfurter Gerichten, sondern auch von den Juristenfacultäten zu Landshut, Jena und Bonn zu Gunsten des Instituts beantwortet worden. Auch haben verschiedene andere Juristenfacultäten; und zwar selbst auf Befragen der Intestat-Erben, zu Gunsten des Instituts *respondiert*. Auf der andern Seite erschienen vom Anwalde der Intestat-Erben, dem Dr. Jassoy in Frankfurt, in den Druck gegeben, drey Gutachten der Leipziger, Kieler und Göttinger Juristenfacultäten, gegen die jedoch der S. R. Zacharia das Institut in den Heidelberger Jahrbüchern zu vertheidigen suchte. Neuerdings verbreitete sich auch, zum Theil selbst durch öffentliche Blätter, das Gerücht, daß die Juristenfacultät zu Halle, an die die Acten zum Spruche in letzter Instanz versandt seyn sollten, gegen das Institut erkannt habe. Allein dieses Gerücht hat sich als unbegründet erwiesen, und die Hallische Facultät hat eben dieses Gerüchtes wegen die Acten ohne Spruch an das Ober-Appellations-Gericht in Lübeck zurückgesandt; wodurch freylich die Endentscheidung dieser Sache noch weiter hinausgestellt worden ist. Auch hat Namens der Leipziger Facultät der Prokanzler Wend in einem eigenen Programm bekannt gemacht, daß diese Facultät auf Befragen der Intestat-Erben nicht für, sondern gegen sie *respondiert*, und das Testament als solches, jedoch aus andern Gründen, als rechtsbeständig anerkannt habe. Aus dem in diesem Programm vollständig mitgetheilten Gutachten ersieht man, daß der Dr. Jassoy nur die Zweifelsgründe hat drucken und mit der Fa-

cultäts - Unterschrift versehen lassen, ohne daß irgend eine Notiz von der wahren Ansicht der Leipziger Facultät Kunde gibt. Auch die Kieler Facultät hat sich über ein ähnliches Verfahren zu beschweren; denn statt der zu Gunsten des Institutes ausgefallenen Erörterung der dem Testamente angehängten Codicillarclausel findet sich in dem vom Dr. Fassoy dem Publicum übergebenen Gutachten ebenfalls nur ein etc. etc. — So steht denn allein das im Namen der Göttinger Juristenfacultät erteilte Gutachten dem Institute absolut entgegen, da dieses das Städel'sche Testament weder als solches, noch auch dem Anscheine nach als Codicill gelten lassen will. Da Unterzeichneter sich mit dieser Ansicht nicht befreunden konnte, so unternahm er, jedoch nicht als Consulent der Städel'schen Administration, sondern als freyer, unabhängiger Rechtsgelehrter, auch nicht auf unmittelbare oder mittelbare Veranlassung der hiesigen Facultät, sondern aus eigenem Antriebe, vorliegende Erörterungen, die jedoch im Einzelnen nur die beiden auf dem Titel genannten Gutachten, nicht das hiesige berücksichtigen. Es enthält die vorliegende Schrift zunächst freye wissenschaftliche Forschungen, deren Ergebnisse aber theils durch die kritische Prüfung der beiden oben genannten Gutachten, in so weit sie damals bekannt waren, gesichert, theils durch die Anwendung auf den Städel'schen Rechtsstreit, in so weit dieser in gedruckten Actenstücken vorlag, größere Anschaulichkeit und wo möglich auch größere praktische Berücksichtigung erhalten sollten. Auch hat Unterzeichneter in der Vorrede das reinmenschliche und juristische Interesse nicht verhehlt, das er an dem endlichen Ausgange dieser Rechtsache nimmt, jedoch zugleich dem Publicum die Versicherung einer unbefangenen und unparteyisch begonnenen und fortgeführten Untersu-

chung gegeben. Was nun den Inhalt der vor-  
 liegenden Erörterungen betrifft, so handelt die  
 erste, die nebst der folgenden die fernern Unter-  
 suchungen vorbereiten und sicher stellen soll, von  
 Billigkeit und strengem Rechte, Gesetzgebung und  
 Praxis im Allgemeinen, die zweite, von der in  
 Testamentsfachen nach Römischem und canoni-  
 schem Rechte, so wie nach der Praxis pflichtmä-  
 ßig zu berücksichtigenden Billigkeit; die dritte,  
 von den allgemeinen Principien, auf denen die  
 Römische Lehre von der Fähigkeit, im Testamente  
 zum Erben eingesetzt zu werden, beruht; die  
 vierte, von der verschiedenen Weise, wie Städte  
 und andere Gemeinheiten zu Erben eingesetzt  
 werden können; die fünfte, von der behaupteten  
 Nichtigkeit der Erbeseinsetzung juristischer Perso-  
 nen im Fall der noch nicht, oder nicht gehörig  
 erfolgten Bestätigung des Staates. Eine an-  
 fangs beabsichtigte Erörterung der Codicillarclau-  
 sel blieb weg, weil Unterzeichneter, nachdem er  
 darzuthun gesucht hatte, daß aus den verschie-  
 densten Gründen das Stäbelsche Testament als  
 solches aufrecht erhalten werden könnte, eine  
 weitere Untersuchung über diesen Punct für eine  
 spätere Gelegenheit aufschieben zu können glaub-  
 te. — Anhangsweise ist das Stäbelsche Testa-  
 ment nebst einigen andern früher gedruckten Ac-  
 tenstücken mitgetheilt. — Schließlich verbessert Un-  
 terzeichneter einen Ausdruck in der Vorrede da-  
 hin, daß das Schreiben des academischen Freun-  
 des, dessen er dort gedenkt, nur redete: 'von  
 der zweifelhaften Lage, in welche der Stäbel-  
 sche Rechtsstreit durch jene drey Gutachten vor-  
 setzt zu seyn scheine, als man nach fünf gün-  
 stigen Urtheilen in possessorio und petitorio  
 früher für möglich gehalten hätte.'

## L e i p z i g.

Gothofredi Hermanni Opuscula. Vol. I. IV u. 370 S. Vol. II. 370 S. 1827. in 8.

Gewiß nicht bloß seinen zahlreichen Zuhörern, sondern auch den Freunden der classischen Literatur überhaupt, hat der Hr. Prof. Hermann durch die Sammlung seiner kleinen Lateinischen Schriften ein angenehmes Geschenk gemacht. Es sind meist academische Gelegenheitschriften, die außerhalb der Stadt wo sie erscheinen einzeln nicht leicht zu haben sind; und sehr gering möchte wohl die Zahl derer seyn, die sich rühmen könnten eine vollständige Sammlung derselben zu besitzen. Ihr Inhalt ist so mannigfaltig, daß kein Freund des Alterthums dabey in Gefahr kommt, leer auszugehen; und auch diejenigen welche mit den Ansichten des Verfs. nicht immer übereinstimmen, werden doch Stoff zur Untersuchung und Belehrung finden. Wenn gleich Auszüge und Beurtheilungen von Aufsätzen, welche schon seit Jahren im Publicum sind, nicht erwartet werden können, so glauben wir doch den Lesern einen angenehmen Dienst zu erzeigen, wenn wir die Titel derselben angeben, nicht nur weil man dadurch weiß, was in der Sammlung zu suchen ist, sondern auch weil bey manchen dieser Aufsätze sich schon an den Titel interessante Erinnerungen knüpfen. Der erste Theil enthält 17 Aufsätze: 1. De fundamento juris puniendi. 2. De poëseos generibus. 3. De dramate comicosatyrico. 4. De fragmento Clytemnestrae Sophoclis in duobus codd. reperto. 5. Commentatio de verbis, quibus Graeci incessum equorum indicant, ad Xenoph. de re Equestri cap. VII. 6. 7. De differentia prosae et poeticae orationis disputatio. 8. Observationes de Graecae linguae dialectis. 9. Dissertatio de elipsi et pleonasmō in Graeca lingua. 10. De

dialecto Pindari observationes. 11. De praeceptis quibusdam Atticistarum dissertatio. 12. De cantico in Romanorum fabulis Scenicis dissertatio. 13. Dissertatio de pronomine αὐτός. 14. Carmen saeculare Academiae Lipsiensis. 15. Carmen in honores semisaeculares comitis G. G. ab Hopfgarten. 16. Alexandro, Russorum Imperatori, liberata Europa reduci. 17. In reditu Regis Friderici Augusti.

Der zweyte Band enthält 18 Aufsätze. 1. De argumentis pro antiquitate Orphei Argonauticorum maxime a Koenigsmanno allatis dissertatio. 2. 3. De legibus quibusdam subtilioribus sermonis Homericum. 4. De Aeschyli Glaucis dissertatio. 5. De versibus spurii apud Aeschylum dissertatio. 6. De Aeschyli Persis dissertatio. 7. De metrorum quorundam mensura rhytmica dissertatio. 8. 9. De choro Eumenidum Aeschyli. 10. De mythologia Graecorum antiquissima. 11. De historiae Graecae primordiis dissertatio. 12. Censura novae editionis Thesauri Stephani. 13. Ἐσμός μελίσης. 14. Epistola ad Fr. Lindemannum. 15. De R. Bentlejo ejusque editione Terentii dissertatio. 16. De Musis fluvialibus Epicharmi et Eumeli. 17. De compositione tetralogiarum tragicarum. 18. De Aeschyli Danaidibus. Weitere Untersuchungen über den Aeschylus behält laut der Vorrede der Bf. seiner Ausgabe des Dichters vor. Die Aufsätze folgen sich meist der Zeitfolge nach. Ungern vermisten wir die genauere Angabe darüber bey einigen. Die classische Sprache in der sie geschrieben sind, erhöht den Genuß um so viel mehr, je seltener man jetzt diesen Vorzug zu rühmen hat. Jedem Bande ist ein Index beygefügt.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

167. Stück.

Den 20. October 1827.

---

H a m b u r g.

Bey Fr. Perthes, 1825: Sammlung landwirthschaftlicher Schriften, vom Freyherrn von Boght. Erster Theil. 364 Seiten in 8.

Die großen Verdienste, die sich der Verf. um die deutsche Landwirthschaft erworben, so wie seine Schöpfung zu Flotbeck sind zu bekannt, als daß eine Sammlung seiner Schriften nicht eine sehr willkommene Erscheinung seyn sollte. Die Schriften des Herrn von Boght, stehen mit seiner öconomischen Wirksamkeit zu sehr im Zusammenhang als daß eine kurze historische Uebersicht der merkwürdigsten Daten der letztern, als überflüssig angesehen werden könnte. Der Verf. bildete vor etwa 40 Jahren aus angekauften Bauerhöfen, das Gut Flotbeck in der Nähe von Altona an den Ufern der Elbe, und ließ es auf gewöhnliche Art bewirthschaften. In den Jahren 1792 bis 1794 studierte er auf einer Reise durch England und Schottland die Englische Landwirthschaft. Bey seiner Rückkehr im

Jahr 1795 brachte er die besten damals in Großbritannien bekannten Ackergeräthe (die der Verf. auch noch jetzt die besten zu seyn, erklärt), Englische Ackerleute und Baumschulen-Gärtner mit nach Flotbeck, um seine Leute im Gebrauche der Ackergeräthe, der Säemaschinen, der Dreschmühle, in Verfertigung der Diemen und verdeckten Abzugsräben, dem fabrikmäßigen Anpflanzen von Bäumen und Stauden u. s. f. zu unterrichten. Bis zum Jahre 1803 war er durch seine rühmlichst bekannte Theilnahme an den Armenanstalten in Hamburg, Wien und Berlin zu sehr beschäftigt, seine ganze Aufmerksamkeit auf die Deconomie richten zu können. Seit 1804 von allen Geschäften befreuet, wandte er seine Zeit gänzlich auf die practische Agricultur an. Irrten wir nicht, so ist er der erste Deconom in Deutschland der gesucht hat, die Grundsätze der Englischen Landwirthschaft in Anwendung zu bringen. Unverheirathet, und im Besitze eines unabhängigen bedeutenden Vermögens, sparte der Freyherr von Boght keine Kosten, wenn es darauf ankam, irgend einen Grundsatz zu prüfen, oder durch Versuche zu neuen Resultaten zu gelangen. Dem Verf. dieser Anzeige ist nicht unbekannt, daß derselbe einen großen Theil seines Vermögens sich selbst und seine Landsleute practisch zu unterrichten, aufgeopfert hat, und dasjenige was er wirklich geleistet hat, ist in Deutschland zu bekannt, um hier näher auseinander gesetzt zu werden. Denn nicht leicht hat ein wißbegieriger Reisender Hamburg besucht, ohne nicht auch Flotbeck in Augenschein zu nehmen. — Kriegerische Ereignisse zwangen den Freyherrn von Boght Flotbeck von 1807 bis 1811 zu verlassen. Diese lange Entfernung, der Krieg und der Aufenthalt fremder Truppen, wirkten auf

seinen dortigen Ackerbau höchst nachtheilig. Seit 1814 mußte er beynahе alles neu schaffen. In-  
 dessen hatten sich durch seinen langen Aufenthalt  
 in Frankreich, in der Schweiz und in Italien,  
 seine theoretischen und practischen Kenntnisse ver-  
 mehrt; wenn er vielleicht früher sich zu sehr an  
 das, was er in England gesehen hatte, hielt,  
 so richtete er von nun an seine Aufmerksamkeit  
 auf die Vegetation, und suchte von der Natur  
 selbst zu lernen, wie und in wie fern man der  
 Entwicklung ihrer Kräfte zu Hülfe kommen und  
 den Ertrag der Pflanzen möglichst vermehren  
 könnte. Allein bey jedem Versuche ward er durch  
 die Schwierigkeit aufgehalten, den Grad der  
 Ertragsfähigkeit, den ein Feld besaß, ehe der  
 fragliche Versuch gemacht wurde, mit irgend ei-  
 niger Genauigkeit angeben zu können. Da fiel  
 ihm von Wulffens kleine Schrift: über die  
 Statik des Landbaues in die Hände. Die Idee  
 Wulffens, die Kraft des Bodens (die Herr von  
 Boght Erdvermögen), von dem Reichthum des  
 Bodens (den letzterer Düngvermögen nennt) zu  
 trennen, und beide als zwey Factoren anzuse-  
 hen, deren Product die Ertragsfähigkeit ist, eig-  
 nete sich der Verf. an. Er suchte von nun an  
 das Erdvermögen eines Feldes durch chemische  
 und physicalische Untersuchungen, durch Beobach-  
 tung der wildwachsenden Unkräuter und ihres  
 Gedeihens, durch das äußere Ansehen der cul-  
 tivierten Pflanzen selbst, durch Aufmerksamkeit  
 auf das, was bisher durch Bearbeitung und  
 Erdmischung zur Verbesserung des Bodens ge-  
 schehen war, und auf das was die climatische  
 Einwirkung dafür gethan hatte, zu bestimmen.  
 Das Düngvermögen suchte er durch die vorher-  
 gegangene Geschichte des Feldes, durch Aufmerk-  
 samkeit auf die Art der demselben gewordenen

Bedingung, deren Wirkung auf die Vegetation und die Ernten auszumitteln. Darauf versuchte der Verf. sein auf diese Umstände begründetes Urtheil in Graden der Ertragsfähigkeit zu bestimmen, und diese in Zahlen auszudrücken. Das erste Verhältniß, welches er zwischen Erdvermögen und Düngvermögen annahm, drückte ein Urtheil aus, das die Erfahrung mehr oder minder rechtfertigte, und durch letztere berichtigt wird. Diese Basis war hypothetisch, aber in der Folge drückte die practisch bewirkte Veränderung der Verhältnisse eine wirkliche Thatsache aus, die in dem Maaße zur Gewißheit ward, in welchem das, was als Bedingniß der Erfahrung angesehen werden konnte, genau beachtet und gewürdigt worden war. Der Verf. erreichte noch einen zweyten Vortheil: indem er auf dieselben Felder bey demselben Erdvermögen, verschiedene Düngmittel anwandte, lernte er die Wirkung derselben, abgesehen vom Erdvermögen kennen, und indem er von verschiedenen Bestellungsarten Gebrauch machte, zeigte sich ihm die Wirkung derselben, abgesehen vom Düngvermögen. Die vielen kleinen Koppeln welche er jährlich mit derselben Frucht bestellte, und die in demselben Jahre denselben climatischen Einwirkungen ausgesetzt waren, verschafften ihm einen Durchschnitt des in dem Jahre, für ein bestimmtes Gewicht Frucht nöthigen Grades der Ertragsfähigkeit. Das dadurch bekannte Verhältniß der Jahrfruchtbarkeit mehrerer folgenden Jahre, erweiterte die Sphäre seiner Vergleichen, und nachdem der Verfasser sechs Jahre seine Untersuchungen fortgesetzt hatte, ließ er in die Schl. Holst. Landw. Hefte im Jahre 1820 einen Aufsatz einrücken, in welchem er die Frage: in wie fern der Kapsaatbau

mit dem Mergeln verbunden für die Graßboden 1ster und 2ter Klasse zu erschöpfend werden könnte, nach statischen Grundsätzen beantwortete. Dieser Aufsatz ist in dieser Sammlung nicht befindlich, er veranlaßte einen lebhaften Briefwechsel des Vfz. mit den bedeutendsten Agronomen verschiedener Länder, und bemerkt derselbe bey dieser Veranlassung, daß die ausübende Agricultur in England und Schottland, mehr aber noch in Brabant und Flandern zu einer solchen Vollkommenheit gediehen sey, daß sie schwerlich noch etwas durch die Theorie gewinnen könne.

Der erste Aufsatz in diesem Bande ist überschrieben: meine Ansicht der Statik des Landbaues im Jahr 1817; mit angehängten, in spätern Jahren hinzugekommenen Anmerkungen, nebst Vorwort, Inhaltsverzeichnis und Nachschrift. — Der Raum verstattet uns nicht, unsern Lesern eine vollständige Uebersicht dieses interessantesten Aufsatzes zu geben, den der Verf. selbst ein unvollkommenes Nachwerk nennt. Wir sind indessen der Meinung, daß dieß Mangelhafte mehr in der Unvollkommenheit der Statik des Landbaues, als in der der Arbeit des Verf. selbst zu suchen sey. — Der Freyherr von Boght drückt sich hierüber folgendermaßen aus: 'die Anwendung der Statik hat mir bedeutende und selbst einträgliche Resultate geliefert; das Ganze bedarf noch mehrere Jahre fortgesetzte Versuche, ehe etwas nur irgend befriedigendes, die Statik als Wissenschaft begründendes, bekannt gemacht werden kann. Auch kann dieses nicht das Werk eines alten, bald die Welt verlassenden Mannes seyn. Sollten aber deswegen die ersten Versuche dazu unbekannt bleiben, die vielleicht andern die Mittel zu weitem Fortschritten er-

leichtern könnten? Der Verf. dieser Anzeige ist weit entfernt, die großen Verdienste die sich der Freyherr von Boght durch die Bekanntmachung der von ihm im Felde der Statik gemachten Erfahrungen erworben hat, nicht anzuerkennen; er kann indessen sich der Aeußerung seiner Besorgniß nicht entziehen, daß die Statik selbst sich nie zu einer Wissenschaft erheben werde, die allgemein ins Leben tritt. Entgegengesetzt der Ansicht des Freyherrn von Boght, muß er der Meinung seyn, daß um die Statik der Landwirthschaft anzuwenden, chemische und physikalische Untersuchungen der Felder vorangehen müssen, denn ohne diese kann das Erdvermögen nicht richtig ausgemittelt werden. Der Besitz von chemischen und physikalischen Kenntnissen wird den Deconomen zwar in den Stand setzen, Versuche die sich auf diese beiden Wissenschaften gründen, anzustellen; bey Bodenarten die schnell hinter einander abwechseln und ausgedehnten Flächen wird er dessen ungeachtet das wirkliche Erdvermögen seiner Landesbesitzungen nicht ausmitteln können. Bekanntlich hat die von Thaer angegebene Theorie die Tragfähigkeit des Vermögens durch chemische Untersuchungen zu bestimmen, auf bedeutende Flächen keine Anwendung finden können. Kenntnisse der Physik, Chemie und Botanik zu besitzen, ist eine Forderung die mit Recht wohl nur an eine höchst geringe Zahl der Deconomen gemacht werden darf. Es wird nicht leicht einen denkenden Deconomen geben, der nicht beachtet, wie viel Dünger dieß oder jenes seiner Felder nothwendig haben muß, wenn es die erwartete Ernte leisten soll, und seine Saatfolge dem gemäß bestimmt; aber diese auf Erfahrung allein sich gründende Kenntniß seines Bodens ist weit entfernt von der Statik

der Landwirthschaft nach den Ansichten des Verfassers. — Wir müssen noch bemerken, daß bey allen den Wirthschaftssystemen, nach welchen die Aecker in zusammenhängende große Schläge oder Felder eingetheilt sind, auch aus der Ursache die Statik nicht wohl angewandt werden kann, weil der Verfasser als nothwendige Bedingung voraussetzt, daß um die Ertragsfähigkeit auszumitteln der Ertrag mehrerer mit derselben Frucht, in demselben Jahre bestellten Felder, die alle denselben climatischen Einwirkungen ausgesetzt gewesen sind, mit einander verglichen werden solle, um die Jahrfruchtbarkeit zu bestimmen. Er schlägt zwar vor, daß eine Anzahl von Nachbarn, die alle sich eine gleiche Kenntniß des Bodens verschafft haben, sich zu diesem Zweck vereinigen sollen. Wenn zu einer solchen Vereinigung der gute Wille und die Einsicht aller auch in Anspruch genommen werden könnte: so ist doch die Localität und herrschende Felder-Eintheilung in den meisten Gegenden dagegen. Um endlich uns noch ein Bedenken zu erlauben, so ist die Abwechslung des climatischen Einflusses, die, nach unsern Erfahrungen, nur zu oft die ganze Theorie über den Haufen wirft, der Bervollkommnung der Statik zu sehr im Wege. Wie unrichtig würden aus dieser Ursache z. B. die aus den letzten sieben Jahren gezogenen Resultate ausfallen. Der Freyherr von Boght sagt selbst in einem folgenden Aufsatze daß die Witterung in den Jahren 1821 und 1822 alle seine Versuche zu Schanden gemacht habe. Doch alle diese Bedenken über den Werth der Statik müssen weichen, wenn wir die Resultate, die der Verfasser nach Seite 84 u. s. f. mit Bestimmtheit erhalten zu haben behauptet, in Erwä-

gung ziehen. Er sagt nämlich: 'ich habe die bestimmteste Gewißheit erlangt über den Grad der Ertragsfähigkeit auf jedem meiner Felder; über das dazu nöthige Verhältniß des Erd- und Düngvermögens; über den Grad bis zu welchem die Bedüngung und Bearbeitung für jede der zu bauenden Frucht nützlich, unnützlich oder schädlich wird; über die Zeit wann und die Art, wie dieser Dünger aufgebracht werden, welcher Art er seyn, wann und wie endlich diese Bearbeitung Statt haben müsse; über die meinen Feldern geeignetste Varietät der Saat, Dicke und Dünne des Säens, endlich, über das flache oder tiefe Eindringen der Saat selbst, über den Zustand des Erd- und Düngvermögens, in welchem die Ernte das Feld gelassen, und wie die Witterung darauf gewirkt hat.' Schon die Erreichung auch nur einiger dieser Vortheile, muß jeden Deconomen auffordern, auf der ihm von dem Freyherrn von Voght vorgezeichneten Bahn, so weit es seine Einsichten, Mittel und die Localverhältnisse seines Grundbesitzes, verstaten, fortzuwandern, unbekümmert, ob sein Bestreben das Erd- und Düngvermögen zu erforschen, auch wirklich eine Wissenschaft genannt zu werden verdiene, und unbeschadet der, ihm vielleicht unbekanntem wissenschaftlichen Formen, in welche die Schriftsteller die sogenannte Statik eingehüllt haben. — Wir glauben unsern Lesern folgende Resultate der Versuche des Verfassers mittheilen zu müssen.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

---

# Stettingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

168. Stück.

Den 20. October 1827.

H a m b u r g.

Beschluß der Anzeige: Sammlung landwirthschaftlicher Schriften, vom Freyherrn v. Boght, Erster Theil. 364 Seiten in 8.

Ueber die Erschöpfung des Reichthums.

Für 1 Himten Weizen	. . .	$\frac{1}{2}$ °
— 1 — Hafer	. . .	$\frac{1}{4}$
— 1 — Kartoffeln	. . .	$\frac{1}{20}$
— 1 Bund grünen Klee	. . .	$\frac{1}{8}$
— 1 Himten Rapsaat	. . .	$\frac{1}{8}$

Ueber die Erschöpfung der Kraft. Der Verf. ist mit Wülffen einverstanden, daß ein Winter-Cereal dem Boden Einen Grad Kraft raube; dagegen Braachfrüchte, wohl gebauet, die Kraft des Ackers vermehren. Ohne Dünger-Ersatz, oder ohne Braache kann dasselbe Winter-Cereal auf demselben Felde gebauet werden, ohne die Ernte auf das dritte Korn herunter zu

bringen. Ueber die Ersetzung des durch die Erschöpfung erlittenen Verlustes und zwar, 1) in Hinsicht auf Reichthum, a) durch Düngung, aus einer Mischung animalischer und vegetabilischer Substanzen bestehend. Dieser Compost besteht  $\frac{1}{4}$  aus Stalldünger,  $\frac{2}{3}$  aus Haus- und Gassendünger,  $\frac{1}{8}$  aus Plaggen. Der Gassendünger ist größtentheils Asche, animalischer und vegetabilischer Abfall und etwas weniges Gassenfegels. Dieser Compost liegt sechs Monate; er liefert nach der Fermentation etwa  $\frac{2}{3}$  der eingefahrenen Fuder. Der Verf. hält ein Fuder Compost von 35 Centner in der Wirkung gleich einem Fuder Hofmist von 20 Centner. 2) die zweyte Art des Ersatzes ist durch die Benutzung der Dreesch und Braache. Drey Dreesch-Jahre geben den Reichthum einer Rocken-Ernte wieder. Einer Braachweide wird  $\frac{1}{3}$  des Wertes einer Dreeschweide beygelegt. In Hinsicht auf die Kraft des Bodens. 1) Durch Bearbeitung. Der Verf. glaubt, daß dadurch wohl  $1\frac{1}{2}^{\circ}$  bis  $2^{\circ}$  gewonnen werden können. Hier wird die Beschaffenheit des Bodens entzcheiden. Der Verf. bemerkt, daß er auf todten, dürren Sand, wo kein Dünger helfen wollte, sechsmal im Jahr Kapsaat, Rüben, Buchweizen und Spörgel säete, und jedesmal wenn sie eben aufgelaufen war, sehr flach untergrub; mit jedesmal wurden die hervorkommenden Blättchen etwas größer; im Herbst säete er Rüben, im folgenden Frühjahr Spörgel, der zum Rocken untergepflügt ward. Das Feld brachte das vierte Korn Rocken. 2) Durch die Cultur solcher Gewächse (Braachfrüchte), die die Entwicklung befördern. 3) Durch die Mischung mit andern Erdarten: Weg-Erde, Moder, Sand und Lehmboden, (wozu eine große Quantität Dünger er-

förderlich) Thon und Kalkmergel. Ueber die Wirkung des letztern, hat der Verfasser keine Versuche anstellen können.

Die zwey folgenden Abhandlungen in diesem Theile: II. Versuch zu einem Berichte über die Ernten in Flotbeck im Jahre 1820, mit besonderer Rücksicht auf die Fruchtbarkeit der Felder und die Fruchtbarkeit des Jahrs nebst des daher entstehenden Verhältnisses zum Ertrag, und über die Aussichten für das Jahr 1821, so wie III. über die Kultur des Sommerkapsaats in Flotbeck 1821, können als ein Commentar zu der ersten Abhandlung angesehen werden. Der Verf. war 1821 genöthigt, sein Winter-Kapsaat einzupflügen, und zur Sommer-Kapsaat seine Zuflucht zu nehmen, er war hierin glücklicher als die meisten Oeconomen, die sich in der nämlichen Lage befanden. Er trug Sorge echten Sommer-Kapsaat zu erhalten (dies ist, wie wir aus eigener Erfahrung wissen, sehr schwierig; er erhielt den Saamen von James Booth und Söhne, aus der Flotbecker Baumschule); er wartete eine feuchte Witterung ab, und fing seine Saat schon im Anfange May an. Am 15. May war die Saat größtentheils aufgelaufen, und litt nicht von der eintretenden Kälte. (Bekanntlich säet man gemeiniglich das Sommer-Kapsaat, zwischen dem 1. und 20. Junius). — Durch den IV. Aufsatz: Flotbeck und dessen dießjährige Bestellung, mit Hinsicht auf die durch dieselbe beabsichtigten Erfahrungen; ein Wegweiser für die landwirthschaftlichen Besucher desselben, im Jahre 1821 hat der Verf. den zahlreichen Besuchern seines Guts, denen es um öconomische Belehrung zu

thun ist, ein angenehmes Geschenk gemacht. Wir glauben für diejenigen unserer Leser, die mit der Lage und den daraus entstehenden besonderen Verhältnissen von Flotbeck unbekannt sind, und vielleicht die irrige Meinung fassen möchten, daß die dortige Deconomie für sie eine Musterwirthschaft abgeben könnte, bemerken zu müssen, daß die Nähe der Elbe und zweyer großen Städte, Hamburg und Altona, dem Freyherrn v. Boght die Möglichkeit an die Hand gegeben hat, sein Gut auf eine Art zu bewirthschaften, die wohl nur in sehr einzelnen Fällen nachgeahmt werden kann. Von den 1100 Fuder Dünger, die jährlich in Flotbeck nothwendig sind, erzeugt das Gut nur 250 selbst. Die Kartoffeln, die andere Deconomen für den Unterhalt ihres Viehs nothwendig brauchen, verkauft der Verf. in den Städten als Speise-Kartoffeln zu theuren Preisen, und auf einem Boden, der sich nicht zum Kapsaatbau eignet, bauet er jährlich diese Frucht mit großem Vortheile. Freylich ist die Benutzung des Düngers aus den Städten (die Basis der Flotbecker Wirthschaft) mit großen Kosten verbunden; (in Hamburg kostet das Fuder Dünger 16 fl. in Altona 20 fl.) dessenungeachtet hat es der Verf. rathamer gefunden, statt sein grünes Futter zur Stallfütterung zu verwenden, (als in welchem Falle Flotbeck hinreichenden Dünger liefern würde) solches zu verkaufen, und Stadtdünger anzukaufen. Der Verf. glaubt in der Folge durch untergepflügte grüne Saat auf Sandland den, wenn auch selbst erzeugten, immer theuren animalischen Dünger substituieren, und dadurch die Erhaltung der bestehenden Fruchtbarkeit des Ackers wohlfeiler zu machen. Die gegenwärtige Rotation in Flotbeck ist: 1. Stark gedüngtes Mengfutter, 2. Kapsaat, 3. Kartoffel-

feln, 4. Weizen, 5. Klee und 6. Weizen. Der Verf. rechnet zur Düngung für Kartoffeln per Morgen 6 bis 8 Fuder, und für Rapsaat 12 bis 14 Fuder, das Fuder zu 4500 bis 5000 Pf. Dieser Dünger bestand aus:  $\frac{2}{3}$  Hamburger Haus- und Gassendünger,  $\frac{1}{3}$  Stalldünger und  $\frac{1}{3}$  aus dazwischen gelegten Plaggen. Da bemerkt ward, daß der Gassendünger dem Geschmack der feinen Kartoffelnarten schade, so wurde dieser für den Kartoffelndünger nicht mehr benutzt. Die Wirkung des untergepflügten mehr noch des unterrayolten Klees, war außerordentlich. Der Verf. rechnet, daß der handhohe Klee mindest auf 4 Fuder Dünger, sey es für Kartoffeln, oder für Weizen, anzuschlagen sey. Auf untergepflügtes frisches Kartoffelnkraut, rechnet der Verf. 2 Fuder Dünger, gesteht aber, daß das schnelle Unterpflügen desselben Schwierigkeiten habe, die er jedoch bey ferneren Versuchen zu überwinden hofft. (In einem spätern Aufsatz, sagt der Verf.: 'grünes, 2 bis 4 Fuß hoch stehendes Kartoffelnkraut, bey der Kartoffel-Entfernung von 10 und 22 Zoll im grünen Zustande unterrayolt, bewirkt eine Ertragsvermehrung von 5 bis 7 Sack Kartoffeln per 100 [ ] Ruthen.' Und in einer Note setzt er hinzu: dieses kann nur bey der Frühkartoffel- und bey der so blätterreichen Englischen Kartoffel angewandt werden; bey allen andern Arten ist das Kraut vertrocknet, wenn die Knolle gehörig reif ist.) Wir übergehen die Versuche der Düngung mit Knochen, Häringen u. s. f. und heben nur noch aus, was der Verf. über den Gebrauch der Ochsen, als Zugthiere, sagt. Außer 3 Pferden, die das ganze Jahr gebraucht werden, Dünger aus den Städten zu holen, und Producte dahin zu bringen, wird

die eigentliche Landarbeit mit 7 Pferden und 9 Ochsen verrichtet. Die Ochsen arbeiten 10 Stunden täglich wie die Pferde, verrichten im Ziehen und Pflügen reichlich  $\frac{2}{3}$  Theile der Pferdearbeit und kosten beträchtlich weniger als die Hälfte. Wo Wechsel-Ochsen gebraucht werden, wo die Koppeln entfernt liegen, auf leichtem Boden, bey Mangel an grünem Futter müssen die Pferde einen entschiedenen Vorzug haben. Aber in Flotbeck, wo die Ochsen dieselben Arbeitsstunden mit den Pferden halten, wo die Felder in der Nähe des Hofes liegen, auf dem lehmigen Lande, wo man 8, oft 14 Tage später im Herbst, und eben so viel früher im Frühjahr mit Ochsen als mit Pferden arbeiten kann, bey dem Ueberflusse an grünem Futter und an kleinen zum Verkaufe untauglichen Kartoffeln, ist es äußerst vortheilhaft, Ochsen zu gebrauchen. — Den Gewinn, den der Freyherr von Boght durch seine verbesserte Cultur auf seinem Gute gemacht hat, berechnet er folgendermaßen: vor 36 Jahren, ehe er die Wirthschaft übernahm, wurde in Flotbeck gebauet:

- 1) Roggen, das 7te, jetzt das 12te bis 17te Korn
- 2) Hafer, das 8te, — — 10te bis 14te —
- 3) Weizen wird gebauet das 10te bis 13te —
- 4) Rapsaat per 100 [ ] R. 5 bis 8 Tonnen;

die beiden letzten wurden früher gar nicht gebauet. — Die Zahl der Ackerpferde hat er von 12 auf 7 vermindert, dagegen 3 Ochsen mehr. Statt der vormaligen 13 bis 1700 Fuder Dünger braucht er jetzt nur 1000 bis 1100, und hofft von den ferneren Fortschritten der grünen Bedüngung, mit 8 bis 900 Fuder auszukommen. Das Tagelohn hat er sehr vermindert, im Jahr 1815 war z. B. das Gätelohn 609 Mark

7 Schill., im Jahr 1822 nur 137 Mark 5 Sch. (hauptsächlich in Folge des Kayolens). Die Güte des Getreides hat sich um 5 bis 10 Thaler die Last, so wie das Gewicht des Weizens um 25 Pfund die Tonne verbessert. — Unter den Ackergeräthen deren sich der Verf. bebient, bemerken wir zuerst die Dreschmaschine. Sie bedarf 6 Pferde, 4 Männer, 1 Jungen und 5 Frauen: damit werden in etwa 9 Stunden 60 bis 80 Stiege Winterkorn, ungefähr 60 bis 90 Himten gedroschen, durch die Staubmühle getrieben, gesiebt, durch die zweyte Staubmühle getrieben, zu Boden gebracht, das Stroh gebunden und aufgestaucht. Alles dieses geschieht gleichzeitig. Es kommt darauf an, wie hoch man das Tageslohn und die Pferdearbeit (die nicht angreifend ist) berechnet, um zu wissen, ob dieses oder das Dreschen mit dem Flegel wohlfeiler ist. Bey dem Vf. ist das Maschinendreschen theurer, da er aber viel Saatkorn über den Marktpreis verkauft, so hat ihm die Maschine oft 20 bis 30 Thaler für die Last Vortheil gebracht. Hätte er einen Mühlbach bey dem Hofe, so würde die Maschine viel vortheilhafter seyn, er könnte dann leicht eine Hechselmaschine und jede Maschine anderer Art damit in Verbindung setzen. Die Nachtheile der Flotbecker Dreschmaschine sind: daß sie das Stroh etwas platt drückt, und dieses daher nicht zu Dachschooße gebraucht werden kann; sie drischt übrigens so rein, wie die Hausdrescher. Der Schmidt Wilde in Flotbeck würde eine solche Maschine, die in London 200 Pf. St. kostet, für 1000 Thaler liefern. — Dann der Schottische Dünger- und Ernte-Karren. Die ersteren laden 32 Cub. Fuß Dünger. Ein Pferd zieht mit Bequemlichkeit 2000 Pf., auf hartem

und ebenem Wege 2500 Pf. Die Schnelligkeit des Abladens macht, daß, wenn die Entfernung nicht über 10 Minuten Gehens ist, sie  $\frac{1}{2}$  Theil über eine gleiche Bespannung mit Wagen gewinnen. Die Erntekarren laden 8 bis 9 Stiege Winterkorn, wenn die gewöhnlichen Ackerwagen 12 bis 13 Stiege laden. Außer diesen Maschinen beschreibt der Verf. noch: die Pflüge, Hacken, Eggen und Walzen, den Erdbohrer und das Mollbrett, nebst der Cookschen Drillmaschine, deren er sich bedient.

Fünfte Abhandlung: Auszüge aus Briefen landwirthschaftlichen Inhalts: Erster Brief. Ueber die Einwirkung der Lebenskraft der Pflanzen auf ihr Gedeihen und auf die Verbesserung des Bodens durch ihre Vegetation. — Der Dünger ist wirkungslos, ehe die Lebenskraft der Pflanzen ihn zerseht und anzieht. Nicht Dünger und Erden sind es die da wirken, die Lebenskraft ist es, die auf sie wirkt. Die Pflanze ernährt sich im Verhältniß ihres Blattreichthums bis zur Fructification durch die, jeden einzelnen Theil ihrer Stengel und Blätter belebende Kraft, nicht nur allein gänzlich aus der Atmosphäre, sondern ernährt auch die Wurzeln. Es ist die Atmosphäre, die durch die Blätter dem Boden eine bisher noch nicht untersuchte Art von Feuchtigkeit gibt. Die porösen Seiten der Blätter saugen den verflüchtigten Humus ein, und schützen den Boden gegen ausdörrende Sonnenstrahlen. Daher entsteht, daß eine vor der Blüthe geschnittene Saat den Boden nährt und nicht ärmer macht, sondern ihn auch während der ganzen Vegetation bereichert. Je dichter diese Saat gestanden hat, je feuchter und mürber wird der

Böden durch das Umpflügen. Auf diese Gewisheit gegründet läßt der Freyherr von Boght keinen Acker auch nicht eine Woche ohne Besäung. Alle Felder sind von der Ernte an (nach Frühkartoffeln und Rapsaat vom August-Monat — nach Cerealien vom September an) mit einer dichten grünen Decke überzogen, und erhalten dazu schon die Bedingung, die sie ehemals erst im Herbst, oder im folgenden Frühjahr erhalten haben würden. Die Atmosphäre gibt ihm dadurch den Werth von 400 Fudern Dünger, und dem Erdvermögen etwas, was eine mehrmalige Pflugart ihm unter den günstigsten Umständen nicht würde geben können. — Zweyter Brief. Ueber die Art wie der Landmann die jetzige Periode niedriger Kornpreise zu seinem Besten benutzen könne; nebst Inhaltsanzeige und Nachtrag. Es wird unsern Lesern angenehm seyn, die Ansichten des Verf. über diesen so viel besprochenen Gegenstand zu erfahren. Als Ursachen des Ueberflusses an Producten des Ackerbaus gibt er an: die lange Dauer hoher Preise, größere Extension und Intensität des Ackerbaus; sechs fruchtbare Jahre; das Aufhören des Kriegs und der Continentsperre hat die Crisis hervorgebracht; die Zertheilung der Grundstücke; die Vermehrung des Betriebscapitals während der hohen Preise; allgemeine Regsamkeit und die noch mehrere Jahre fortdauernden Folgen der gemachten Verbesserungen. Die Ursachen der geringen Nachfrage sind: daß der Kartoffelbau so allgemein geworden ist; (der Verf. rechnet, daß die Erweiterung und Verbesserung des Baues der Kartoffeln in den nördlichen Hälften Europas  $\frac{1}{8}$  der Con-

sumtion des Getreides ausmachen, und dieß um so viel vermindere); daß bey dem Getreide die niedrigen Preise die Consumtion nicht vermehren; der Andrang einer großen Quantität Korn auf den kleinen Märkten; der danieder liegende Kornhandel und die Wirkung der Meinung. — Als irrig angegebene Ursachen erklärt der Verf., im Widerspruche mit vielen Schriftstellern über diesen Gegenstand: den Mangel an baarem Gelde; die Verminderung der edlen Metalle; den Mangel an Capital; die Local-Ursachen die man in England hat finden wollen; (die sehr vermehrte Cultur vieler bis dahin in England, Schottland und Irland für den Ackerbau nicht benutzten Landesstrecken muß doch billig in Betracht gezogen werden?) die Ausfuhr des baaren Geldes; den zu hohen Tagelohn; die Wirkung des Luxus, die der eingezogenen öffentlichen Papiere, und die allgemeine Tendenz zur Wohlfeilheit. (Wir sehen den größten Theil dieser hier mit Recht als irrig angegebenen Ursachen, nicht als Ursachen, sondern als Folgen an). Nach diesen Voraussetzungen läßt sich leicht erklären, daß der Verf. nachstehende von mehreren Schriftstellern vorgeschlagene Mittel als unhaltbar darstellt, nämlich: directe Einwirkung des Staats; Restriction der Einfuhr, (aber auch dann, wenn alle benachbarte Staaten die Korn-Einfuhr beschränken?) Aufhebung der Contracte; Verminderung der Gehalte; Anlegung von Magazinen; Annahme der Auflagen in Naturalien und unbedingte Verminderung der Auflagen. (Wie ist dieß auszuführen, ohne Ersparungen auf Gehalte und Verminderung der zu entbehrenden Stellen?) Nun fragt der Verfasser: was kann die Regierung

thun? Unveränderlichkeit der Auflagen. (Wir setzen hinzu: in vielen Staaten Verminderung der unverhältnißmäßigen zu hohen Grundsteuern; der Verfasser sagt sehr richtig an einer andern Stelle: 'die hohen Preise sind es, welche die Regierungen dazu verleiten, dem Boden in den Catastern einen zu hohen Werth beizulegen; sie waren es, welche die Land-Commissarien in den Herzogthümern vermochten, die steuerbare Tonne Landes auf einen Werth zu setzen, welcher das Doppelte der jetzigen Verkaufspreise ist.' Die im Jahr 1817 herrschenden hohen Kornpreise haben auf die neue Grundsteuer im Hannöverschen gleichfalls höchst nachtheilig gewirkt); Sicherstellung des Eigenthums; Schutz gegen fremde Eingriffe; freye Benutzung des Ackers; freye Einfuhr und Ausfuhr, besonders aber Zollfreiheit, für die Exportation landwirthschaftlicher Producte; Sicherstellung des Kornhandels; Vermehrung der Märkte; Anlegung von Wegen und Canälen auf Kosten des Schazes; (dieß Mittel wird vortreflich seyn, wo freye Kornausfuhr ist; bey einer fortdauernden Kornsperrre kann es, wie schon die Erfahrungen in mehreren Gegenden, vorzüglich in Betreff der verbesserten Wasserstraßen lehren, auf die Nahrungs- und Erwerbsquellen nachtheilig wirken); Auflagen und Domainenpacht in Verhältniß mit den Kornpreisen setzen. — Der Freyherr von Boght verbreitet sich im Verfolge über die Dauer der jetzigen Periode. Entfernte Erhöhung der Preise durch zunehmende Bevölkerung. (Nach unserer Ansicht ist dieses das Einzige, wovon sich in der Folge eine Verbesserung mit Gewißheit erwarten läßt. Der Verf. glaubt, daß in 30 Jahren 40 Millionen Menschen mehr in Europa zu ernähren seyn

werden.) Die Ausführung der jetzigen Englischen Grundsätze wird die Preise gleichmäßiger machen. (Wir bezweifeln dieses im Gefolge der schon darüber gemachten Erfahrungen.) Sie werden in den nächsten zwanzig Jahren für Weizen weit unter 164 — vielleicht 100 Thalern seyn. Des entstehenden Englischen Kornhandels wegen wird das Getreide, wenn auch wohlfeil, doch verkäuflich seyn. (Nach demjenigen was die Parlaments-Verhandlungen, seit der Verf. dieses schrieb, und besonders im J. 1827, lehren, müssen wir besorgen, daß der Freyherr von Boght in seinen Erwartungen einer baldigen freyen Korn-Einfuhr in England, oder selbst auch nur einer bedeutenden Milderung der bestehenden Korn-Bill zu sanguinisch ist.) Die Preise können, sagt der Verf. auf kurze Zeit steigen, wenn nämlich nasse Jahre kommen; (sie waren per Last in nassen Jahren 175 Rthlr., in trockenen 92 Rthlr.) Die Steigerung kann für alles Getreide bedeutend, aber nie von langer Dauer seyn. Der Freyherr von Boght erklärt, nach unserer Ansicht zu unbedingt, und nicht ganz in Uebereinstimmung mit seinen Vordersätzen, die Noth des Landmanns als eine Folge der hohen Preise, welche die Mißgriffe der Englischen Regierung veranlaßt haben, und nachdem er einige gute Folgen die die niedrigen Preise im Verfolge der Zeit haben werden, aufgestellt hat, macht er es den Gutsherrn zur Pflicht, dem guten Pächter Remission zu geben, und die künftige Pacht mit den jährlich zu bestimmenden Preisen in Verhältniß zu stellen, er erwägt aber den eigenen Vermögenszustand der Gutsherrn nicht, die in den meisten Fällen schon mit der jetzigen Pacht ihre Bedürfnisse nicht

bestreiten können. Die Lage der Grundbesitzer in England ist, in Betreff des Vermögens, von dem der in Norddeutschland, himmelsweit verschieden; jene sind der Regel nach reich, oder doch wohlhabend, der Deutsche Gutsbesitzer, insbesondere der nicht in Staatsdiensten stehende Adel kämpft mit den bittersten Nahrungssorgen. In England ist der Pächter arm; in Deutschland haben viele Pächter sich in der Zeit der hohen Kornpreise bedeutendes Vermögen gesammelt, während ihre Pachtgelder nicht wie in England bedeutend erhöht wurden. — Die Frage: was der Landbebauer zu thun hat? beantwortet er: er soll 1. die Holländeren vermehren, (dieses ist nur bey wenigen Deconomen rathsam und möglich); 2. Schaafzucht von der feinsten Rasse einführen (seit 1824, da der Verf. dieses schrieb, sind im Wollhandel Erfahrungen eingetreten, die es für den Deconomen, der nicht schon Schaaf von der feinsten Rasse besitzt, sehr bedenklich machen, ein großes Capital auf diesen Zweig zu verwenden); 3. Verminderung des Bedürfnisses für Streustrah. 4. Benutzung der wohlfeilen Mittel zur Verbesserung des Bodens. 5. Sorgfalt für die Güte des Weizens. (Der verhältnißmäßig am meisten gesunkene Preis des Weizens, die Folge der gehemmten Korn-Ausfuhr, macht es für die Deconomen in sehr vielen Fällen rathsam, die Cultur dieses Getreides auf den eigenen Bedarf einzuschränken, und dagegen andere Producte zu erzielen, die auf den Märkten einen höhern Preis haben, oder in der eigenen Wirthschaft mit größerem Vortheile angewandt werden können. Auch haben viele große Deconomien in Norddeutschland diesen Grundsatz bereits in Anwendung gebracht). Die Besitzer

Kleinere Güter sollen außerdem: 6. Wechselstatt Koppel-Wirthschaft treiben; 7. eigene Sorgfalt und Mitarbeit nicht sparen; 8. dadurch Unterricht und Vervollkommnung der Arbeiter befördern, 9. Stallfütterung einführen und 10. Handelsgewächse bauen. — Beide, höchst interessante Briefe sind in besonderer Beziehung auf die Dänischen Herzogthümer, geschrieben und sind daher einige darin aufgestellte Grundsätze auf die Verhältnisse anderer Gegenden nicht anwendbar. — Der Verf. theilt am Schlusse einige merkwürdige Briefe aus seinem ökonomischen Briefwechsel mit: „Das wichtigste was er in seinen Schriften zur Sprache bringt, scheint uns der Nutzen, den das Unterpflügen grüner Saaten gewährt, zu seyn. Die Versuche die sowohl von ihm, als auch von andern sehr geschätzten Deconomen, als Thaer u. s. f. angestellt sind, verdienen besonders in seinem Werke nachgelesen zu werden.“

VI. Resultate der Versuche den Kartoffelbau betreffend; in den Jahren 1822 und 1823, nebst Inhaltsanzeige, Vorwort und Anhang. Diese Resultate sind höchst belehrend. Sie berühren mehrere Streitfragen, die über die Cultur dieses Products unter den Deconomen herrschen.

VII. Ueber das Aus säen des weißen Englischen Winter-Weizens im Februar und März. Der Verfasser gibt hier Mittheilungen von dem glücklichen Erfolge des schon im Februar und März unternommenen Aus säen dieses Weizens. Er behauptet: es gebe keine Art des Weizens die schöneres Mehl lieferte und zugleich ergiebiger sey.

## P a r i s.

Chez F. M. Maurice, libraire-éditeur, Clinique de la Maladie Syphilitique, par M. N. Devergie, docteur en médecine et en chirurgie des facultés de Paris et de Goettingue, chirurgien major démonstrateur à l'hôpital militaire d'instruction du Val-de-Grace, professeur d'anatomie et de chirurgie. Enrichie d'observations communiquées par messieurs Cullerier, Bard, Gama, Desruelles et autres medecins; avec Atlas colorié. Livraison I — III. 1826. fol.

Alles was zur näheren Kenntniß und möglichen Verhinderung der Syphilis, dieser Seuche, die im Dunkeln schleicht, beyträgt, muß mit Dank angenommen werden, und getreue Abbildungen der frankhaften Umbildungen und Zerstörungen, welche sie hervorruft, sind sicherlich als solche Beyträge anzusehen. Die gegenwärtigen können in Hinsicht der treffenden Naturnachahmung den schon erschienenen von Dagoty, Martens und Tillesius an die Seite gesetzt werden und übertreffen sie noch an schöner Colorierung. Der Herausgeber, ein Schüler der hiesigen Universität, sagt mit Recht in der Vorrede, daß sich nicht leicht geschickte Künstler fänden qui voulussent bien se prêter à reproduire des figures hideuses, des maladies n'inspirant qu'horreur et dégoût, la rapidité d'exécution nécessaire pour les saisir, comme au passage, dans toute leur vérité. Er schätzt sich deswegen glücklich an dem Herrn Dupont ainé einen Künstler gefunden zu haben, der die große Geschicklichkeit besitzt, Krankheitsformen in Wachs nachzubilden dont le talent en quelque

sorte magique sait donner à la cire toutes les formes et toutes les nuances imaginables. Nach dessen Modellen wurden dann die Gemälde verfertigt. Ref. erinnert sich in der Sammlung des Herrn Ober-Staabs-Arzt Dr. Pockels in Braunschweig eine Reihe von Nachbildungen syphilitischer Uebel von dem dortigen Wachsbofierer Heinemann gesehen zu haben, die nichts zu wünschen übrig ließen. Der Text in Quart soll die Abbildungen erläutern. Was jedoch bis jetzt erschienen, beschäftigt sich bloß mit dem Geschichtlichen, dem Ursprung und der Verbreitung der Krankheit und enthält für uns Deutsche nichts Neues oder Eigenthümliches. Im dritten Hefte wird die Frage: ob es ein specifisches venerisches Gift gebe untersucht, und der Verfasser scheint sich dagegen zu erklären. Aber die Fälle, die er anführt, wo nach einem unreinen Beyschlaffe mehrerer mit derselben Person ganz verschiedene Symptome zum Vorschein kamen, ja oft welche, wenn weder auf der einen odet der andern Seite vorher Zeichen der Ansteckung vorhanden waren, erlauben noch viele andere Erklärungen. Die bereits mitgetheilten Bilder stellen vor: Geschwüre und Ausschläge an den männlichen und weiblichen Genitalien, an der Brustwarze; Zerstörungen im Gesicht und Halse, Crostose und Caries der Gesicht- und Stirnknochen; Paraphimose und Priapismus. Mancher Unbesonnene, -der seine Gesundheit für eine augenblickliche Lust Preis gibt, dürfte beyrn Uublick dieser scheuslichen Verunstaltungen sich entsetzen und in sich gehen.

G e t t i n g e r  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

169. Stück.

Den 22. October 1827.

---

P a r i s.

Bey Dondoy-Dupré: Essai sur le Pali, ou langue sacrée de la prèsqu'île au-delà du Gange, avec six planches lithographiées et la notice de manuscrits palis de la bibliothèque du roi; par E. Burnouf et Ch. Lassen, membres de la Société Asiatique de Paris. Ouvrage publié par la Société Asiatique. 1826. 222 S. in gr. 8.

Das Studium des Sanskrit führt auf dem leichtesten und nützlichsten Wege zu dem der zahlreichsten andern Sprachen, die sich in Indien, Hinterindien, dem indischen Archipelagus und Tibet aus dem Sanskrit gebildet haben. Unter diesen nimmt das Pali gewiß die erste Stelle ein. Es ist die heilige Sprache der Religion des Buddha fast in ganz Hinterindien, und die meisten und ältesten Bücher der Buddhisten sind in dieser Sprache geschrieben. Wollen wir also die wahren Lehren und den Ursprung dieser in

Asien so weit verbreiteten Religion gründlich kennen lernen (bis jetzt suchte man, so viel auch in neuern Zeiten besonders von Engländern darüber geschrieben ist, durch bloße Hypothesen das Dunkel der Geschichte zu zerstreuen), so müssen wir die Palibücher um Rath fragen. Und welchen Gewinn kann nicht die allgemeine und besondere Sprachenkunde aus einer neuentdeckten Sprache ziehen?

Bis jetzt hatte sich kein Gelehrter unserer Zeit mit dem Pali beschäftigt außer D. Leyden (*As. res.* Vol. X), dessen Eifer und Talent gewiß die vollkommenste Kenntniß dieser Sprache den Europäern eröffnet haben würde, wenn ein zu frühzeitiger Tod ihn nicht mitten in seinen gelehrten Untersuchungen hinweggerafft hätte. Um so mehr bleibt den beiden oben genannten Verfassern das Lob, glücklich die Schwierigkeiten überwunden zu haben, welche dem ersten Verstehen einer unbekanntten Sprache und noch unbekannter Schriftzüge im Wege stehen; beide von gleicher Liebe zu dieser Art von Studien beseelt und gleich bewandert in indischer Sprache und Literatur scheinen auch zu denselben Resultaten ihrer Forschungen gekommen zu seyn und haben sich bey diesen nicht durch Hypothesensucht, sondern durch gesunde und klare Kritik leiten lassen; sie gestehen selbst, daß ihre Arbeit ein bloßer Versuch sey um zu weitem Forschungen anzuregen.

Mit Recht verwerfen die *Bff.* S. 6 die Meinung Leydens, daß das Pali oder Bali (nach der häufigen Verwechslung des b und p. in dieser Sprache) seinen Namen habe von bāhlika-bhāscha d. h. Sprache von Balkh; sie selbst aber gestehen den Namen nicht erklären zu können und wagen nicht einmal den Versuch. Es

Kommt hierbey vor allem darauf an, ob der Name aus dieser Sprache selbst entlehnt ist und sich in Palischriften findet, oder ob er aus den ursprünglich gänzlich verschiedenen Ursprachen Hinterindiens genommen ist. Im erstern Falle könnte man an eine Ableitung von Bal-kond (einer Stadt im Ostmahratten-Reich, wie Gol-konda, Bundel-kund u. s. w. gebildet) denken, so daß die Sprache so genannt wäre, weil sie aus dem mittlern Indien, vorzüglich aus der Gegend um Balkond stammte; so würde sich auch die Schreibart Bali als die ursprüngliche ergeben.

In den Palibüchern, welche die Missionare ehemals aus Siam nach Paris gebracht hatten, fanden die Vff. drey verschiedene Alphabete, die aber, wie sie mit Recht annehmen, aus einer Quelle fließen, dem Devanagari, obgleich sie diesem allmählich sehr unähnlich geworden sind. Besonders ausgezeichnet ist darunter die große Siamquadratschrift, die durch spätere Künstlichkeit aus den rohen Zügen der frühern Alphabete hervorgegangen seyn muß und die man am passendsten mit der arabisch-kufischen Schrift vergleichen könnte. Obgleich die Vff. nur wenige Hülfsmittel zur Entzifferung dieser Alphabete hatten, so daß auch einige Buchstaben noch nicht entdeckt sind, so haben sie doch gewiß die meisten richtig entziffert, so daß man in der Zukunft durch Hülfe der hinzugefügten Facsimile die Handschriften wird bequem lesen können. Die deutliche Verwandtschaft dieser drey Palischriften mit den übrigen aus dem Devanagari stammenden Schriften, von denen hier acht in einer Tabelle mit mehrern paläographischen Bemerkungen zusammengestellt werden, führt die Vff. tiefer in die Untersuchung der Frage, wie und wann

überhaupt der Cultus des Buddha nach Hinterindien gekommen sey? aus welcher Gegend, aus Tibet, der Halbinsel oder aus Ceylan er nach Hinterindien gebracht sey? Um diese Fragen zu lösen, geben die Vff. S. 42—72 eine Geschichte des Buddhismus in den südlichern Ländern, indem sie vorzüglich aus einem historischen Werke 'Radschavali' ihre Angaben schöpfen. Nach diesen kam Bidschaja einige Zeit nach dem Tode des Buddha 543 v. Chr. aus Kalinga (südlich von Bengalen) nach Ceylan und gründete hier sein Reich so wie den Cultus des Buddha; Deweni-Pâtissa, der neunte König dieser Dynastie, führte 322 v. Chr. Schrift und die heiligen Buddhbücher in Ceylan ein; im J. 427 n. Chr. kam bey den großen Verfolgungen der Buddhisten auf dem festen Lande von Indien die Palisprache und mit ihr die jetzigen in ihr geschriebenen Buddhbücher nach Ceylan; und einige Zeit nachher verbreitete sich (vielleicht aus Ueberfluß an Menschen) ein Zweig der Buddhisten mit den heiligen Palibüchern aus Ceylan nach Siam und den meisten übrigen Königreichen von Hinterindien. Zwar möchte mancher Critiker diesen im Anfange sagenhaften Geschichten und Chronologien der Singalesen nicht in dem Grade trauen, wie die Vff.; aber dieses scheint doch aus diesen Sagen der Singalesen wie aus dem in Hinterindien ganz allgemeinen Volksglauben gewiß, daß der Buddhismus aus Ceylan nach Hinterindien verpflanzt ist, und damit wird die Angabe Leyden's, daß Siamesen und Barmanen ihre Religion von Laos erhalten hätten, genugsam widerlegt. Und da eine alte Sage ist, daß die Inder das offene Meer scheueten, ist es nicht an sich schon sehr wahrscheinlich, daß die vertrie-

benen Buddhisten im vierten oder fünften Jahrhundert n. Chr. zuerst nach Ceylan flohen und von da, da Ceylan bald zu enge wurde, sich weiter nach Hinterindien, Java, Bali etc. ausbreiteten?

So wenig aber auch diese historischen Fragen sich zur vollkommensten Evidenz bringen ließen, um so fester konnten die Bff. S. 73 — 138 über die Sprache der Palischriften urtheilen. Zwar hatten die fast bloß liturgischen und theosophischen Schriften, welche die Bff. benutzen konnten, nicht Mannigfaltigkeit des Inhalts genug, um alle einzelnen grammatischen Formen zu erkennen; eine vollständige Grammatik ist also erst von der Zukunft zu erwarten: aber ihre aus dem Lesen der wenigen Handschriften geschöpften Beobachtungen reichen doch hin, um daraus den allgemeinen Character und eben dadurch den Ursprung dieser Sprache zu erkennen.

Diesem Character nach ist das Pali ganz, wie es sich in Büchern findet, ohne Beymischung einer fremden Grundsprache, deren es in Hinterindien so viele gibt, aus dem Sanskrit entstanden; es unterscheidet sich von diesem nur durch das allmähliche Abstumpfen und Verschlechtern der äußern Form; wir sehen im Pali das Sanskrit fast unverändert den Wurzeln nach, während die Aussprache sich verweichlicht und verdirbt, die grammatischen Formen sich abstumpfen, verringern und vermischen, der ganze Reichthum von Flexionen in ihrer Bedeutung und ihrem Unterschiede undeutlich wird und verschwindet. Dieses Herabsinken der Sprache von ihrer Höhe, Klarheit und Schönheit läßt sich hier am deutlichsten bemerken, weil die Verschlechterung der frühern vollkommnern Sprache noch auf ihrer

ersten Stufe steht und so ihrem wahren Wesen und Gründen nach viel deutlicher erkannt werden kann als wenn die Mittelstufen fehlen und wir nur die größte Entartung und Armuth noch bemerken können. Und in dieser Rücksicht das Pali mit dem Sanskrit zu vergleichen ist von der höchsten Wichtigkeit für das Sprachstudium aller Sprachen, besonders der verwandten, auch der griechischen und lateinischen. Denn da wir dieselben Erscheinungen in allen sich selbst allmählich undeutlicher werdenden und sich verschlechternden Sprachen finden, so sehen wir immer deutlicher ein, daß die Sprachen nach ewigen überall gleichen Gesetzen, nicht etwa nach Willkühr oder Zufall, sich allmählich verändern; und das richtige Auffinden dieser Gesetze der Entstehung und Fortbildung der Sprachformen ist der einzig richtige Weg zur Erklärung der Formen jeder einzelnen Sprache eines großen Sprachstammes. Wie sich das Sanskrit jenseit des Ganges geändert hat, so hat derselbe Sprachstamm in seinen weiten Räumen diesseit des Indus dieselben großen Veränderungen erfahren; ja diese Ähnlichkeit zeigt sich selbst in scheinbar unwichtigen und einzelnen Sprachtheilen. Das Pali z. B. hat den Dual nur in den zwey Wörtern, wo er am nöthigsten ist, in dvo und ubho, erhalten: eben so das Lateinische nur in den entsprechenden duo und ambo; bey dem Aramäischen zeigt sich dasselbe in Rücksicht auf den semitischen Sprachstamm. Wie das Pali die erste Person des Imperativ verloren hat (S. 122), so auch das Griechische und die übrigen Sprachen. Nur darin hat das Pali etwas Eigenes und zeigt noch eine Abart der Bildungsfähigkeit des Sanskrit,

daß es bey dem allmählichen Abstumpfen und Vermischen der Formen wieder eine starke und deutliche Form in allen Declinationen und Conjugationen aufnimmt, z. B. im instrum. pl. hi (für bhis lat. bus) auch für die erste Declination, in welcher das Sanskrit ebhis durch Ausstoßung des bh immer in ais zusammengezogen hat (vergl. animabus und animis); im abl. sg. wo sich stets atas findet wie im Sanskrit in einigen Pronomina, im Lateinischen in primitus, antiquitus und ähnlichen Adverbien. Manches hier von den Verfassern bemerkte würde deutlicher geworden seyn, wenn es auf allgemeine Gesetze zurückgeführt und das Sanskrit noch häufiger verglichen wäre; z. B. das Verdoppeln des m am Ende des Wortes vor dem Anfangsvocal des folgenden Wortes ist nicht so auffallend wie es die Verfasser S. 82 schildern, wenn man auf das Wesen der liquidae im allgemeinen und des n besonders im Sanskrit (Bopp S. 62) merkt.

Aber woher stammt nun diese Sprache? wo hat sie diese Veränderungen erlitten? seit welcher Zeit hörte sie auf Volkssprache zu seyn und wurde, wie jetzt, nur noch als heilige Sprache der Buddhaschriften erlernt? Die Verfasser glauben S. 139 folg., daß die Sprache als heilige und todte schon nach Hinterindien, ja nach Ceylan gekommen sey; sie müßte also schon in dem festen Lande von Indien, von dem sie ohne Zweifel stammt, ausgestorben und als eine todte zu den östlichen Ländern gekommen seyn. Als Grund führen die Verfasser eigentlich nur den einzigen (denn die andern scheinen sehr schwach zu seyn) an, daß das Pali, wenn es in Hinterindien fortgesprochen wäre, nothwendig auch von den ver-

schiedenen Landesprachen Fremdartiges aufgenommen haben müßte, wie das Kawi in Java und Bali durch Vermischung des Sanskrit mit den Landesprachen entstanden ist. Aber die Reinheit des Pali läßt sich aus den wenigen theologischen Werken nicht sicher erkennen; und wie soll man sich denken, daß die entflohenen Buddhisten auf Ceylan sofort nach der Niederschreibung der Religionsbücher im fünften Jahrhundert ihre vaterländische Sprache als eine todte und heilige betrachteten? Hier schwebt noch ein Dunkel, welches auch die S. 146 gehäuften Vermuthungen der Verfasser nicht zerstreuen. Bey der Frage, aus welchem Theile Indiens das Pali stamme, entscheiden die Verfasser gegen Ceyden, welcher auf den Namen magada, den das Pali auch führt, sich stützend es aus der Provinz Magadhi in Behar abzuleiten geneigt war; vielmehr hat das Pali eine große Aehnlichkeit mit dem noch verderbtern Prakrit, welches S. 157 — 186 aus der vortrefflichen Grammatik des Inders Kararutschis gezeigt wird. So wenig diese Aehnlichkeit zu leugnen ist, so würde sich doch noch fragen, mit welchem Prakrit (denn dieß ist ja nach Zeiten und Ländern sehr verschieden) das Pali also zu vergleichen sey? Immer bleibt den Verfassern das Verdienst, auch die ersten Züge der Grammatik des Prakrit zuerst entworfen zu haben, die Herr Lassen bald in einem besondern Werke zu behandeln verspricht.

G ö t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
-der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

170. Stück.

Den 25. October 1827.

P a r i s.

Recherches anatomico-pathologiques sur L'Encéphale et ses Dépendances; par F. Lallemand, Professeur de Clinique chirurgicale à la Faculté de Médecine de Montpellier etc. 1824. Tome premier. 512 Seiten ohne die Vorrede. in 8.

Schon in seiner Jugend in einem sehr großen Spital angestellt, wo sich wichtige Thatsachen beständig darboten, fühlte der Vf. bald den Werth seiner Lage und suchte solche zu benutzen, um das große Buch der Natur zu studieren, und erlangte den Vortheil, in wenig Jahren mehr Krankheiten des Gehirns zu beobachten, als irgend einer über diese Materie vorhandener Schriftsteller. Er fand bald, daß sie weit gemeiner seyen als man glaube, und weniger gekannt, als die Krankheiten irgend eines anderen Organs. Es scheine, man habe das Organ wodurch sich der Mensch so vorzüglich vor allen Wirbelthieren auszeichnet in dieser Hinsicht vergessen. Die pathologischen

Veränderungen der Eingeweide der Brust und des Unterleibes ließen sich freylich leichter als die des Gehirns und Rückenmarkes ausmitteln, auch nach dem Tode augenscheinlicher darlegen, weil die Oeffnung der Brust- und Bauchhöhlen kein gewaltsames, erschütterndes Verfahren, kein beschwerliches Aufsägen oder Aufmeißeln erfordert. Daher sey bis jetzt auch fast nur die Geschichte der Apoplexie gehörig gekannt. Hr. Callemand habe sich daher bemüht diese große Lücke möglichst auszufüllen. Lettre I. Ramollissement du Cerveau avec injection vasculaire, infiltration ou épanchement du sang, ou bien avec coloration particulière du tissu affecté. Unter Erweichung versteht der Verf. nicht eine Erweichung des ganzen Gehirns sondern nur eines Theiles desselben. Zur Bestätigung werden Beobachtungen angeführt aus Morgagni, Dan. de la Vauterie, dessen Inaugural-Dissertation sur l'Apoplexie Paris 1807 großes Lob erhält. Der Vf. glaubte der Erste zu seyn, welcher bemerkte, daß bey den von einer Affection des Gehirns abhängigen Zuckungen und Lähmungen, die oberen Gliedmaßen schneller und heftiger als die untern ergriffen würden. Aus Abercrombie. In allen Fällen von Erweichung, des Gehirns bemerkte er Steifigkeit in den gelähmten Gliedern, oder intermittierende krampfartige Zusammenziehungen. Der Geruch nach Mäusen welchen man bey Gehirnkrankheiten bemerke, sey ein schlimmes Symptom, weil er keinen genesen sah, bey welchem er ihn bemerkt hatte. Hn. Dr. Rochoux verdanke man eines der besten Werke über die Apoplexie. Hr. Récamier betrachte die Erweichung des Gehirns als die Wirkung eines böartigen Nervenfiebers, und nenne sie foyer ataxique. Dem Verf. zu Folge hängt sie von einer Entzündung des Ge-

hirns ab, welche auch in andern Theilen im Zellstoffe, in der Leber und den Lungen Erweichung bewirkt. L'on peut regarder comme une loi générale, que toute inflammation aiguë détruit ou diminue la cohésion des tissus qu'elle affecte. Daher geht eine, oft unbennerkte, Entzündung, der Apoplexie, einer wahren Haemorrhagie des Gehirns, dem Nasenbluten, den Hämorrhoiden und anderen Blutflüssen vorher. Mehr als zwanzig Krankengeschichten mit Leichenöffnungen dienen zu Belegen.

Lettre II. Ramollissement du Cerveau avec infiltration de pus ou suppuration commençante. Wenn in dem ersten Briefe die sich in der ersten Periode oder im état de crudité mit dem Tode endigende Erweichung des Hirns betrachtet wurde, in welcher sich nämlich Blut in der Substanz des Hirns vorfindet, so wird in diesem zweyten Briefe die Rolle untersucht, welche Eiter bey der Erweichung des Gehirns spielt, in so fern es die Stelle des Blutes einnimmt. Diese Erweichung sey also nur ein höherer Grad der nämlichen Krankheit. Daß Priapismus kein Symptom der Entzündung des kleinen Gehirns abgebe, beweist unter andern eine sehr genaue Beobachtung des Dr. Rougier gegen Galls unstatthafte Behauptung. Sn. Recamier welcher die Erweichung des Gehirns, unabhängig von aller Entzündung für eine altération sui generis, für eine dégénérescence particulière, une fièvre ataxique, nerveuse, maligne ou pernicieuse erklärt, sucht der Verf. gründlichst zu widerlegen. Heftige Entzündungen der Lungen und des Gehirns brächten in diesen beiden Organen analoge Alterationen hervor. Doch müsse z. B. die sogenannte Hepatisation der Lungen von der Hepatisation des Gehirns verschieden seyn, weil

sich in den Lungen viel, im Gehirne wenig, oder fast gar kein Zellstoff vorfindet. Unter sechs und vierzig Beobachtungen fand man drey und dreyzig mal die Erweichung des Gehirns in der grauen Substanz und nur achtmal in der weißen oder markigen. Die Ursachen dieser Krankheit werden gründlichst entwickelt. Moralische Affectionen seyen öfter, als eine kranke, Ursache der Krankheiten des Gehirnes. Die Respiration scheine nicht merklich durch dieselben außer kurz vor dem Tode angegriffen zu werden, daher auch die Störung der Respiration nahen Tod anzeigt. Auch auf den Kreislauf des Blutes habe die Entzündung des Gehirnes keinen merklichen Einfluß, denn falls sich dabey Fieber zeigt, so hat solches einen andern Grund. Ist gleichzeitig Entzündung in einem andern Theile, z. B. im Darmkanale oder der Harnblase vorhanden, so wird der dieselbe begleitende Schmerz durch die Hirnentzündung gemildert, wie schon Hippokrates anmerkte. Der obengedachte Geruch nach Mäusen, komme wahrscheinlich von einer Complication der Erweichung des Hirns mit Harnbeschwerden, welche ein solcher Geruch zu begleiten pflegt. Der Verf. zählt eine Menge Zufälle her, welche diese Krankheit zu verrathen scheinen, und gesteht, daß es schwer halte, sie mit Gewißheit zu erkennen. Bey der Hirnentzündung ist kein delirium, welches als Symptom ganz besonders (spécialement) die Entzündung der arachnoidea bezeichne, nicht, weil die arachnoidea der Sitz des delirium sey, sondern weil ihre Affection auf das Gehirn den Einfluß hat welchen die pleura auf die Lungen äußert. Unter den zur Heilung dieser schwer zu erkennenden Krankheit angewandten Mitteln scheinen Blutwegnahme und Eis auf den Kopf die

vorzüglichsten. Auch werden sechs Fälle, wo sie mit glücklichem Erfolge angewendet wurden umständlich erzählt. Interessant sind auch die Beschreibungen, der Veränderungen des Gehirns oder der Modificationen welche die Krankheit im Gewebe des Gehirns hervorbringt, und der Spuren welche sie zurückläßt. Im 30sten Falle wird eine solche Erweichung des Rückenmarkes, welche sich in der Gegend des siebenten Halswirbels fand beschrieben. Erst seit einigen Jahren spreche man vom ramollissement du cerveau, weil man ehemals nicht aufmerksam darauf war, wiewohl schon Morgagni sie für wichtig geachtet hatte. Lettre III. Abscess récents. Beispiele von Erweichung im Gehirne nach äußeren Verletzungen, durch Stoß, Schuß, Fall. Das Deffnen eines Abscesses im Gehirne, sah der Verf. nichts fruchten. Auch warnt er vor dem Gebrauch der nux vomica in Hirnkrankheiten, rath aber zum vorsichtigen Gebrauch des Brechweinsteins welchen Desault wohl zu unbedingt bey Kopfwunden lobte. Bey den Hirnaffectationen zeige sich ganz vorzüglich, der große Nachtheil der ehemals in Frankreich Statt gefundenen Absonderung der Medicin von der Chirurgie, welche manchem Kranken das Leben kostete, wie der Verf. davon einige auffallende Beispiele erzählt. Hr. Dupuy zu Alfort beobachtete auch an Thieren Erweichungen des Gehirns und des Rückenmarkes besonders an der Stelle, wo es wegen der Ursprünge der Nerven für die Hinterfüße wulstig erscheint, ebenfalls als Folge einer Entzündung.

Tome second. 1825, enthält Lettre quatrième auf 230 Seiten. Abscess enkystés. Ein Eitersack im Gehirne könne Folge seyn einer heftigen Entzündung, oder, welches gewöhn-

licher ist, einer dunkeln durchaus chronischen Entzündung. Sitzige Affectionen haben einen beständigeren Gang, und schärfer bestimmte Charactere als chronische. In ersteren verwischt die Heftigkeit der Krankheit, die vom Alter, dem Geschlechte, und dem Temperamente abhängigen Verschiedenheiten. Die chronischen dagegen haben das Gepräge jedes Individuums, sehr selten existieren sie allein, oft werden sie durch andere Affectionen hervorgebracht. Oft sind sie mit chronischer arachnoidites compliciert, und endigen sich am öftesten mit einer heftigen Hirnentzündung. Bisweilen werden sie durch Beinfräß der Hirnschale, besonders der Schläfebeine, oder durch fremde Körper u. s. f. hervorgebracht. Deshalb ist dieser vierte Brief weniger einförmig, als die drey vorhergehenden. Im Gehirne könne eine Entzündung lange Zeit existieren, ohne sich durch ein anderes Symptom als Schwere des Kopfes zu verrathen. *Abcès enkystés — suite d'affection de l'oreille.* Mehrere sowohl fremde, als eigene interessante Beobachtungen werden als Beispiele, der mit Krankheiten des Gehörorgans in ursächlicher Verbindung stehenden Abscesse im Gehirne angeführt, und gründlich erörtert. Aus allen Thatfachen folge, daß in den heftigen Entzündungen des Gehirnes, wenn die Periode der Reizung vorüber ist und sich der Eiter in einen Heerd vereinigt hat, solches sich wie ein fremder Körper verhält. Eine Hülse (kyste) organisirt sich an der Oberfläche des Gehirns, die Hirnsubstanz gewöhnt sich an deren Gegenwart, und der Rest der Hemisphäre des Gehirns verrichtet wieder seine Geschäfte, mehr oder weniger, im Verhältniß der Ausdehnung der Alteration, so daß eine triegerische Genesung oder scheinbare Heilung Monate ja Jahre lang Statt

findet. Allein dieser fremde Körper ist für die umgebenden Theile ein wahrer Stachel, eine bleibende Ursache der Irritation, ein dumpfes aber fortwährendes agens, wodurch sich eigene Membranen organisieren, verdicken, und habituelle Kopfschmerzen, krampfhafte Zufälle u. s. f. veranlassen. Böllige Heilung läßt sich wohl wünschen aber nicht erwarten. Encéphalites consecutives. Ohrenentzündung, die sich nachgehend dem Gehirne mittheilt entstehe durch Hautkrankheiten, vorzüglich durch die Pocken, oft auch in bössartigen Fiebern, weil die Ursache welche sie erregt, in einer Entzündung der in der Hirnschalenhöle enthaltenen Organe besteht. Mehrere Beispiele von cariosem und nekrosiertem Felsenbeine machen den Beschluß dieses vierten Bändchens. Ueberall zeigt sich Hr. Vallemand als ein fleißiger, belesener, bedachtsamer Beobachter.

### P a r i s.

L'art de vérifier les dates depuis l'année 1770 jusqu'à nos jours; formant la continuation ou troisième partie de l'ouvrage publié sous ce nom, par les religieux Benedictins de la congrégation de St. Maure; T. III. 526 S. T. IV. 502 S. 1826. in 8.

Von der neuen vierten Ausgabe des berühmten Werks, so wie von seiner Fortsetzung ist bereits in unsern Blättern bey der Erscheinung der frühern Theile genauere Auskunft gegeben; (S. g. A. 1820 St. 59. 1824. St. 90). Die Leser werden sich daraus erinnern, daß die Fortsetzung von der wir hier zwey Theile anzeigen, zwar nur den Zeitraum seit 1770 umfassen, aber doch zugleich Supplemente zu dem frühern großen Werke geben soll. Dieß bestätigen auch die beiden vorliegenden Theile, von denen wir also, in Beziehung auf jene frühern Anzeigen, nur den In-

halt werden anzugeben haben. Gleich der dritte Theil beginnt mit der Fortsetzung und Beendigung der Geschichte der Araber in Spanien, seit dem Jahre 1090 unserer Zeitrechnung, bis zu dem Untergange des Reichs von Granada 1492. Eine sehr verdienstliche Arbeit, da gerade dieser Theil der chronologischen Bestimmungen vorzüglich bedurfte. Das Werk von Conde ist bereits dabey benützt. Diese Chronologie des Maures d'Espagne geht bis S. 169. Hierauf folgen: Suite de la Chronologie Historique des Rois d'Espagne, beginnend mit der Regierung von Carl III. 1759, fortgeführt bis 1800. Des Rois de Portugal, beginnend mit Joseph Emanuel 1750, fortgeführt bis 1801; und des Rois de Sardaigne beginnend mit Victor Amadeus III. 1770 und fortgeführt bis 1806.

Der folgende Band ist ganz dem Spanischen America gewidmet, von dessen Entdeckung an bis auf die neueste Zeit: Chronologie Historique de l'Amérique. Er beginnt mit einer chronologischen Entdeckungsgeschichte mit Christoph Colomb; auf welche alsdann die Geschichten der einzelnen Spanischen Besitzungen in Nordamerica folgen. Der vorliegende Band enthält davon Florida, Mexico, Neu-Mexico, das Reich von Guatimala jetzt die vereinten Provinzen von Central-America; und zuletzt Californien nebst der N. W. Küste. Eine zweyte Hälfte ist also noch zurück, welche das Spanische Südamerica umfassen muß. Bey Mexico ist ein Abschnitt: Mexico vor der Eroberung der Spanier, eingeschaltet; meist nach Clavigero. Den einzelnen Staaten ist eine statistische Uebersicht vorausgeschickt, mit Benutzung der besten Quellen und ihrer Angabe; und dann die chronologische Geschichte bis 1825 heruntergeführt.

# Stettingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

171. Stück.

Den 27. October 1827.

Berlin und Landsberg a. d. W.

Bey Theod. Christ. Friedr. Enslin: Pathologie und Therapie der Krankheiten mit materieller Grundlage. Von Karl Sundelin, Med. Dr. u. ordentl. Arzt des medicinisch-klinischen Instituts der Universität zu Berlin. B. I. XIV u. 359 S. B. II. 460 S. 1827. 8.

So sehr Rec. von der Wichtigkeit einer genaueren Berücksichtigung der materiellen Verhältnisse der Krankheiten überzeugt ist und es daher, dieser, längst und wiederholt öffentlich ausgesprochenen, Ueberzeugung gemäß, nicht anders als lobenswerth finden kann, daß der Verf. dieser Schrift jener Seite der Krankheiten seine besondere Aufmerksamkeit zu widmen sich geneigt gezeigt hat, so kann er es doch gleich beym Anfange dieser Anzeige nicht verhehlen, daß ihm das, was der Verf. über die Veranlassung zu seiner Arbeit in der Vorrede geäußert hat, in mehr als einer Hinsicht sehr auffallend gewesen ist. Nachdem derselbe nämlich die Bemerkung vorausge-

schielt hat, daß die materielle Seite des kranken Organismus, welche die ältesten und älteren Aerzte, auch viele des vorletzten und des Anfangs des vergangenen Jahrhunderts, stets beachtet hätten, die aber seit der Nervenpathologie und besonders während der Herrschaft der Erregungstheorie fast ganz übersehen worden sey, jetzt wieder ein Gegenstand der Aufmerksamkeit und des Forschens werde, fügt er das Geständniß hinzu, daß die Schriften von Kreyßig und Puchelt, welche Männer im deutschen Vaterlande die Bahn gebrochen hätten, besonders Kreyßig's kleines Werk über die natürlichen und künstlichen Mineralwasser und nächst dem Puchelt's treffliche Würdigung der krankhaft erhöhten Benosität, ihm gleichsam die erste Anregung gegeben hätten, den kranken Organismus vorzugsweise von seiner materiellen Seite zu betrachten. Dieß Geständniß fiel dem Rec. um so mehr auf, als er den Verf. durch sein im Jahre 1825 herausgegebenes Handbuch der speciellen Heilmittellehre (ein Werk, welches derselbe besonders nach den Vorträgen des verewigten Berend's entworfen zu haben versichert, und das, obgleich sich gar Manches gegen den Plan desselben im Allgemeinen, gegen die darin befolgte Eintheilung und Stellung einzelner Mittel, über die Auslassung mancher wichtigen Mittel erinnern, auch über das von der Wirkungsart einzelner Mittel Gesagte streiten läßt, doch wegen einer Menge trefflicher Bemerkungen über die Mittel und besonders der Mittheilung interessanter Beobachtungen von Berend's sehr schätzbar ist) als einen Schüler des eben genannten Mannes kennen gelernt hat, der, wiewohl er sich leider in Schriften so wenig geäußert, doch als echt hippokratischer Arzt, als großer Kenner und Verehrer der Alten und als

ausgezeichneter Lehrer allgemein berühmt ist. Daß er von diesem, wenn derselbe auch sich der neueren, dem durch das Studium der Alten Gebildeten oft mit Recht anstößigen, Terminologie zu bedienen, so oft von Venosität u. zu sprechen Anstand genommen hat, nicht auf die materiellen Verhältnisse der Krankheiten aufmerksam gemacht worden seyn sollte, kann Rec. sich kaum denken. Wenn er außerdem nicht schon bey einem gründlichen Studium der allgemeinen Pathologie und Therapie durch das dabey noch immer so wichtige classische Handbuch von Gaub, so wie durch die auch über die Fehler der Säfte so viel Schönes enthaltende allgemeine Therapie von Hensler und andere Werke von neueren Aerzten, die von der Einseitigkeit der Erregungstheorie, wie der Nerven- und Solidarpathologie überhaupt entfernt sind, darauf hingewiesen worden ist, wie konnte er das unbeachtet lassen, was ein anderer ihm so nahe stehender berühmter Lehrer der dortigen Universität, was Hufeland über diese Verhältnisse geäußert hat, der gerade einer der ersten gewesen ist, die an dem Brownianismus die einseitige Rücksicht auf die dynamischen Verhältnisse getadelt haben, und der schon in seinen im Jahre 1795 erschienenen Ideen über Pathogenie wie in späteren Schriften immer auf die Nothwendigkeit, auch die Fehler der Säfte wie der Materie überhaupt in Anschlag zu bringen, nicht bloß aufmerksam gemacht, sondern diese Grundsätze auch bey der Bearbeitung der wichtigsten Lehren der Pathologie und Therapie befolgt hat. Der Vf. scheint es indessen mit der Litterärsgeschichte nicht so genau genommen zu haben, so wie er denn auch (S. IV) zu den Aerzten des vorletzten und des Anfanges (eigentlich der ersten Hälfte) des vergangenen Jahrhunderts, ei-

nem Sydenham, Boerhave und Stahl, auch solche, die in der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts wirkten, einen Grant und Stoll gerechnet hat. So hat er auch in Bezug auf Kreyzig (dem allerdings, wie auch Rec. längst öffentlich anerkannt hat, unter den neueren Ärzten, die sich von der Einseitigkeit der Solidar- wie der Humoralpathologie frey gehalten und vielmehr eine Vereinigung derselben bezweckt haben, eine der ersten Stellen gebührt) dessen lange vor der kleinen Schrift über Mineralwasser erschienenes Handbuch der practischen Krankheitslehre, das hier wohl besonders in Betracht kommt, nicht genannt. Uebrigens ist gewiß in Ansehung der materiellen Verhältnisse der Krankheiten noch viel zu leisten und deshalb jeder Beytrag zur weiteren Aufklärung derselben mit Dank anzunehmen. Wie der Vf. den feinigsten eingerichtet, und was er für Ansichten über die materiellen Verhältnisse der Krankheiten mitgetheilt hat, wollen wir nun, so weit es der Raum dieser Blätter erlaubt, etwas näher angeben.

Wir bemerken vorerst, daß das Werk weder als ein zu Vorlesungen bestimmtes Lehrbuch anzusehen ist, noch ein ausführliches Handbuch der Pathologie und Therapie seyn soll. Der Verf. wollte nicht alle Krankheiten darin abhandeln oder diejenigen, welche er hier aufgenommen, vollständig abhandeln, sondern er beabsichtigte nur (vgl. S. 87), das Entstehen, die Kennzeichen, das innere Wesen und die Behandlung derselben, in so fern sie von ihrer materiellen Seite zu würdigen sind, anzugeben, wobey er jedoch um den Fehler der Einseitigkeit zu vermeiden, auch die dynamische Seite nicht übersehen und auch das practisch Nützliche der Nervenpathologie u. für seinen Zweck zu benutzen versucht hat.

In der Einleitung wird, nachdem einige Bemerkungen über die verschiedene Entstehung der materiellen Abnormitäten vorausgeschickt worden sind, eine Uebersicht der abzuhandelnden Gegenstände gegeben. Nach S. 11 können nicht alle materiellen Abnormitäten in diesem Werke abgehandelt werden (warum nicht?). Manche Krankheiten, in denen allerdings sinnlich wahrnehmbare Abweichungen der materiellen Substanz vorkämen, die aber ohne Zuthun der Kunst, wenigstens ohne Anwendung solcher Heilmethoden und Mittel, welche vorzugsweise zur Beseitigung materieller Abnormitäten dienen, beseitigt werden könnten, seyen hier wenigstens anzudeuten. Die Abweichungen, welche in den Berrichtungen des Verdauungs- und Assimilationsapparats vorkommen, seyen allerdings häufig genug Ursachen sehr wichtiger, auf materielle Abnormitäten gegründeter Krankheiten, selbst allgemeiner Kachexieen und Dyskrasieen. Aber theils seyen sie durch diätetische oder dynamische Heilmethoden zu beseitigen (wirken aber gewisse diätetische Mittel nicht auch besonders auf das materielle Verhältniß, und erfordern diese Abnormitäten nicht auch oft auf das materielle Verhältniß sich beziehende ausleerende und umändernde Arzneimitteln?), theils würden sie in den meisten Fällen erst dann zu bestimmten Krankheiten, wenn die Producte der fehlerhaften Assimilation und Verdauung in die Sphären der Blutbereitung und der eigentlichen Reproduction übergängen, daher sie nicht für sich, sondern nur in Beziehung auf diese abgehandelt werden sollten. Hiernach hat er vorzugsweise zu Gegenständen seiner Abhandlung gemacht: I. die materiellen Abnormitäten, welche sich auf eine quantitative oder qualitative Anomalie der Bluterzeu-

gung und Blutbereitung gründen, und zwar a) die wahre Vollblütigkeit und Vollsaftigkeit, b) die Ueberladung des Blutes mit zur Ausscheidung bestimmten Stoffen, die sogenannte krankhaft erhöhte Venosität, c) die seröse, schleimige, oder sonst fehlerhafte Mischung und Beschaffenheit des Blutes, den Mangel an erregenden oder plastischen Bestandtheilen in demselben, und die aus den angegebenen Abnormitäten hervorgehenden oder damit in Zusammenhang stehenden Krankheiten. II. Die Abnormitäten der eigentlichen Reproduction, Vegetation und Bildung, nämlich a) die unvollkommene, verminderte und herabgesetzte Ernährung und Reproduction, b) die fehlerhafte Reproduction, die entweder bloß schlecht ist, oder wirklich falsche oder Aferbildungen produciert; III. gewisse allgemeine abnorme Zustände und Beschaffenheiten der organischen Substanz, in Beziehung auf ihre Cohärenz und Kraft, als a) allzugroße Festigkeit und Straffheit, b) abnorme Schloffheit und Atonie, c) allzugroße Zartheit und Lockerheit, d) Neigung zur Entmischung und Zerfetzung in den festen und flüssigen, zur Verflüssigung in den festen Theilen.

Der erste Abschnitt enthält dann wieder allgemeine Bemerkungen über die Entstehung materieller Abnormitäten, der zweyte aber allgemeine Bemerkungen über die Methoden und Mittel, welche vorzugsweise zur Beseitigung derselben dienen, der dritte endlich die Betrachtung der einzelnen wichtigeren materiellen Abnormitäten, nebst Angabe der damit in Zusammenhang stehenden Krankheiten und ihrer Behandlung.

In diesem dritten Abschnitte werden zuerst als Krankheitszustände und Krankheiten mit Uebermaaß der materiellen Sub-

stanz die Vollblütigkeit und Vollsaftigkeit abgehandelt. Mit dem letzten Worte möchte der Vf. einen Zustand der Ueberfüllung bezeichnen, welcher sich beträchtlich von der Vollblütigkeit unterscheidet, nämlich zunächst dadurch, daß nicht sowohl das eigentliche Blutgefäßsystem, als vielmehr das Capillarsystem (?), die lymphatischen Gefäße und das Zellgewebe überfüllt seyen, und sodann durch den Umstand, daß der im Uebermaaß vorhandene Stoff nicht sowohl Blut, als vielmehr gut assimilirter, zur Ernährung bestimmter aber nicht gehörig verbrauchter plastischer Stoff sey.

Dann folgen die Krankheitszustände und Krankheiten mit qualitativ abnormer Beschaffenheit des Blutes. Hier wird oben angestellt die sogenannte krankhaft erhöhte Venosität. Nach des Vfs. Meinung haben in der neuesten Zeit Kreyzig und am allermeisten Duchelt zur näheren Kenntniß dieses Gegenstandes beigetragen. Von Kreyzig citirt der Vf. bey diesem Gegenstande nur dessen Werk über die Krankheiten des Herzens, nicht aber dessen Handbuch der practischen Krankheitslehre (was dem Vf., wie oben schon angedeutet worden, überhaupt unbekannt zu seyn scheint), worin sich eben Kreyzig näher über diesen Gegenstand geäußert hat. Hier hat dieser aber sich vielmehr gegen das, was manche Neuere seit Marcus über Venosität geäußert haben, erklärt, und gezeigt, wie wenig genau die Bestimmung derselben sey. Dasselbe hat auch Clarus (über den Krampf) S. 133 flg.) gethan, auch mit dem Ausdruck Venosität getadelt und den Schmerz angedeutet, den ein für die Reinheit der Sprache empfängliches Ohr bey den Worten Venosität und Arteriellität (Venositas, Ar-

teriellitas!) empfinde. Uebrigens soll nach dem Verf. Muchelt's Ansicht, so wichtig und scharfsinnig sie auch sey, doch nur dunkle und unbestimmte Andeutungen für die Praxis gewähren. Eine Definition, welche mehr das Ursächliche des wichtigen Krankheitszustandes enthält, scheint ihm den Anforderungen, welche der practische Arzt zu machen berechtigt ist, weit mehr zu entsprechen. 'Eine absolute oder relative Beschränkung und Verminderung oder Retention derjenigen Ausflüsse, Ab- und Ausscheidungen, welche aus dem Venenblute Statt finden müssen, wenn nicht theils das quantitative Verhältniß desselben ein überwiegendes, theils der venöse Character sowohl im Blute, als im Gefäßsysteme überhaupt der vorherrschende werden soll' scheint ihm am allgemeinsten und umfassendsten die Entstehungsweise der krankhaften Erhöhung der Venosität zu bezeichnen und zugleich für die Praxis die meiste Ausbeute zu gewähren. Dabey unterscheidet er aber drey Varietäten derselben, nämlich eine, wobey Ueberfüllung des Venensystems (venöse Plethora) vorhanden ist, eine andere, wobey die venöse Beschaffenheit vorherrscht, und eine dritte, wobey Ueberfüllung und abnorm gesteigerte venöse Beschaffenheit zugleich Statt findet.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

172. Stück.

Den 27. October 1827.

Berlin und Landsberg a. d. W.

Beschluß der Anzeige: Pathologie und Therapie der Krankheiten mit materieller Grundlage. Von Karl Sundelin ꝛc.

Die hier gemeinten Zustände hat man sonst unter den Benennungen der Blutanhäufung im Unterleibe (Plethora abdominalis), Stockung des Blutes, Infarcten, schwarzgallichte Verdickung des Blutes ꝛc. begriffen. Nur einseitige neuere Aerzte haben die Rücksicht auf dieselben vernachlässigt, dagegen Andere, die sich nicht durch einseitig auf dynamische Verhältnisse gegründete Ansichten hinreißen ließen, die Wichtigkeit derselben wohl anerkannt und namentlich außer Marcard auch S. G. Vogel, Hufeland, Kreyzig u. A. sie einer besonderen Aufmerksamkeit gewürdigt und letztere auch die von den älteren Aerzten dagegen empfohlene, durch die Erfahrung bewährte Behandlung, besonders auch mit sogenannten auflösenden Mitteln vertheidigt haben. So wenig aber durch die von manchen Neueren dafür gebrauchte unpassende

Benennung Venosität gewonnen ist, so wenig kann Rec. auch finden, daß sie sonst diese Zustände besser geschildert und eine bessere Behandlung derselben gelehrt hätten. Auch möchten in Ansehung der von ihnen angenommenen chemischen Verhältnisse des Blutes noch genauere Untersuchungen erforderlich seyn.

Hierauf geht der Vf. zu der Betrachtung der einzelnen Krankheiten, welche er von der krankhaft erhöhten Venosität ableitet, über. Zuerst kommt eine Abtheilung von den Krankheiten mit vened'ser Grundlage, welche ihrem Wesen nach mehr oder weniger als active Ausgleichungsbestrebungen zu betrachten sind. Hierunter werden die Hämorrhoidal-Krankheit, das Blutbrechen und die schwarze Krankheit, das vened's-gastrische Fieber, die Sicht, die Erzeugung der Harnsteine und der Gallensteine begriffen. Die Hämorrhoiden werden in pathologischer Hinsicht sehr kurz abgehandelt; in therapeutischer Hinsicht werden gegen die Anlage zu denselben wie gegen die ausgebildete Krankheit die bekannten Mittel empfohlen. Eben so besteht bey dem Blutbrechen und der schwarzen Krankheit die Behandlung der als Grundlage angenommenen krankhaften Erhöhung der Venosität doch nur in der Anwendung der bekannten auflösenden Methode, angemessener künstlicher Ausleerungen, oder Wiederherstellung unterdrückter natürlicher u. so daß hier wie bey anderen Krankheiten von der Annahme der Venosität oder dem neuen Namen keineswegs ein Gewinn für die Behandlung erhalten worden ist. — Von der Sicht hat der Vf. (S. 142 flg.) die Ansicht, daß der regelmäßige und active Anfall derselben ein lebendiger allgemeiner Reproductions-, Umbildungs- oder Reassimilationsact (!), ausge-

hend vom Nervensystem, besonders von der der Reproduction dienenden Sphäre, vermittelt durch das arterielle System, besonders durch die Capillarendigungen desselben sey, und daß (S. 147) die gesammte Krankheit, da sie vorzugsweise vom Nervensysteme ausgehe, und da die auf Ausgleichung abzweckenden Ab- und Ausscheidungen in der Sphäre der eigentlichen Reproduction Statt finden (?), auch eine weit höher stehende dynamische Natur habe, als die früher angeführten Ausgleichungskrankheiten der krankhaft erhöhten Venosität. Allerdings ist dabey auf Blutanhäufung im Unterleibe, fehlerhafte Assimilation und Blutmischung besondere Rücksicht zu nehmen (wie auch längst von Anderen geschehen ist) aber ob die Krankheit vorzugsweise vom Nervensysteme ausgehe, möchte keineswegs für ausgemacht zu halten seyn. Zwar haben sie auch Cullen u. A. schon für eine Nervenkrankheit erklärt; aber ihre Annahme ist von Anderen mit Grund für zweifelhaft erklärt worden. Wenn der Vf. dafür anführt, daß die eigentlichen Vorboten der Gicht selbst sich zuerst im Nervensysteme äußerten, daß es anfänglich Verstimmungen der Sensibilität, hypochondrische und selbst melancholische Zufälle (gleichsam eine chronische kritische Angst darstellend), sodann Schmerzen, besonders heftige Cardialgieen, Coliken, Nephralgie, Lendenweh 2c. seyen, so ist diese Annahme in Bezug auf den gewöhnlichen Verlauf der regelmäßigen Gicht ganz falsch. In den mit der Natur übereinstimmenden Schilderungen der Gicht von Sydenham (dessen Beschreibung des Anfalles der Vf. doch selbst als sehr treu und ausführlich rühmt) u. A. wird dieß auch ganz anders dargestellt. Die Cardialgie kommt bekanntlich vielmehr vor bey der unregelmäßigen, atonischen Gicht (die der Vf. Dysarthritis nennt,

welche Neuerung der Benennung uns eben auch nicht glücklich zu seyn scheint). Eben so ist der Magenkrampf gleich so manchen Symptomen, die eine Erhöhung oder Verstimmung der Sensibilität anzeigen, als öfterer innerer Angst, Schwindel, Traurigkeit, Mißmuth u. c., gerade einer der gewöhnlichsten Vorläufer des Blutbrechens, obgleich dieß von dem Verf. zu denen auf Venosität beruhenden Krankheiten gerechnet wird, die eine niedriger stehende dynamische Natur haben sollen. Sensible Subjecte werden wohl, wenn sie von der Sicht befallen werden, mehr davon angegriffen und sie wird bey ihnen eher unregelmäßig. Aber daß sie vorzugsweise dazu Anlage hätten, wird durch die Erfahrung keineswegs bestätigt. Uebrigens hat die Blutanhäufung in den Venen des Unterleibes, die Turgeszenz derselben u. c. gewöhnlich die Wirkung auf das Nervensystem, daß die Sensibilität erhöht wird, wodurch dann oft bey der Sicht wie bey anderen auf jener Grundlage beruhenden Krankheiten, schmerzhaft, krampfhaft und andere Nervenzufälle erregt werden. — Der von Sydenham u. A. schon angegebene Zusammenhang der Steinkrankheit mit der Sicht u. c. hat den Verf. veranlaßt die Ansicht aufzustellen (S. 167 flg.), daß die Steinkrankheit als ein von der Naturkraft ausgehender Ausgleichungsproceß zu betrachten sey. Er führt dafür auch an, daß, wenn ihr andere, ebenfalls als Ausgleichungsbestrebungen anzusehende Krankheiten, als Hämorrhoiden oder Sicht, vorangingen, diese selten hinreichend entwickelt oder unregelmäßig würden, daß man auch bey dem Eintreten der Bildung von Harnsteinen nicht selten eine Verbesserung des allgemeinen Befindens bemerke. Es ist nur Schade, daß es sich hier nicht wie bey dem Anfälle der regelmäßigen Sicht, der mit Recht als eine *Crisis metastatica* anzusehen ist, verhält, daß

dieses sogenannte Ausgleichungsbestreben gewöhnlich so traurige Folgen hat, daß wenn bey Sichtischen, die lange mit ihrer Krankheit gekämpft haben, Steinbeschwerden hinzukommen, dieß, wie Sydenham sagte, cum magno aegrorum non tantum cruciatu, sed et virium dispendio, cum jam plus satis attritae fractaeque eae fuerint, zu geschehen pflegt.

In der folgenden Abtheilung wird gehandelt von den Krankheiten mit venöser Grundlage, denen nicht ein kritisches Naturbestreben zum Grunde liegt. Dazu werden gerechnet Nervenkrankheiten aus krankhaft erhöhter Venosität, die materielle Melancholie, die materielle Hypochondrie und Hysterie, die Epilepsie und andere convulsivische Krankheiten, die Apoplexie und Lähmungen mit venöser Grundlage und die sogenannte falsche Lungenentzündung. Die letztere soll freylich auf der Varietät der krankhaft erhöhten Venosität beruhen, welche er mit dem Namen der phlegmatischen bezeichnet habe; sie soll als eine auf die Schleimhäute der Athmungsorgane verlegte venöse Schleimsecretion zu betrachten seyn, welche die eigentliche Function dieser Organe weit mehr beeinträchtigt, als jeder andere Schleimfluß derselben, theils weil die Abscheidung in allen Puncten der Bronchialschleimfläche Statt finde, theils weil sie von einer innerlichen, in der Beschaffenheit des Blutes gegründeten Nothwendigkeit ausgehe. Daß Verschleimung dabey hervorsteht, ist auch von Anderen längst angenommen worden. Auch hat man die allgemeine Neigung zur Verschleimung längst nicht bloß von einem Fehler der schleimabsondernden Flächen, sondern auch von unvollkommener Blutbereitung, woben der Faserstoff nicht gehörig ausgebildet wird und sich dann mit dem

Blutkuchen nicht gehörig mischt, sondern statt dessen ein Uebermaß von Kleber Statt findet, oder überhaupt das Blut auf einer niederen Stufe der Bildung stehen bleibt, abgeleitet. Ob aber auch dieser Fehler unter der sog. Venosität zu begreifen sey, ist wohl mit Grund zu bezweifeln. Auch möchte es für eine willkürliche Annahme zu halten seyn, daß hier die Schleimabsonderung mehr über alle Punkte der Bronchialschleimfläche verbreitet sey, als bey jedem anderen Schleimflusse der Lungen.

Sodann folgt eine Abtheilung, welche überschrieben ist: Krankheitszustände und Krankheiten, beruhend auf qualitativen Abnormitäten des Blutes, denen nicht unmittelbar die krankhafte Erhöhung der Venosität zum Grunde liegt. Unter dieser eben nicht genau, zum Theil negativ bestimmten Abtheilung werden die Gelbsucht und die Bleichsucht begriffen. Der Vf. meint (S. 245. 246), daß man diese Krankheitszustände auch im Allgemeinen mit dem Worte Kakochymie bezeichnen könnte. Da dieß aber die fehlerhafte Beschaffenheit der Säfte überhaupt bedeutet, so kann es nicht bloß für diese Fehler derselben gebraucht werden. Andere Krankheiten, bey denen fehlerhafte Beschaffenheit des Blutes Statt findet, als die Wassersuchten, die Harnruhr, den Scorbut, hat der Vf. von dieser Abtheilung ausgeschlossen, weil bey ihnen die fehlerhafte Blutmischung ihren Ursprung aus einer anderen Sphäre, nämlich der der eigentlichen Reproduction, zu nehmen pflege (?). Die Gelbsucht möchte übrigens oft ebenso mit der sogenannten krankhaften Erhöhung der Venosität zusammenhängen, wie das sog. venöse gastrische Fieber, insbesondere das Gallenfieber, welches der Vf. auch selbst gefühlt hat (S. 246. 253 flg.). — In Bez

zug auf das Wesen der Gelbsucht sollen (S. 247) die neueren Aerzte mit wenigen Ausnahmen (als welche nur Haase und v. Wedekind angeführt werden) der Meinung seyn, daß weder die gelbe Materie noch die totale (sic) Galle im Blute entstehe, sondern stets durch Resorption aus der Leber und Gallenblase dahin gelange. Allein die Meinung, daß die Gelbsucht in vielen Fällen auch durch verhinderte Absonderung der Galle in der Leber und durch Anhäufung der gewöhnlich im Blute vorhandenen Bestandtheile der Galle, besonders des färbenden Extractivstoffes, entstehe, ist selbst in den gewöhnlichsten neueren Handbüchern der Pathologie und Therapie vorgetragen worden. Der Vf. ist übrigens auch der Meinung, daß meistens Resorption aus der Leber und Gallenblase Statt finde; nur soll man irren, wenn man voraussetzt, daß die lymphatischen Gefäße die Galle in das Blut führen. Es sollen nur die Venen jene Auffaugung besorgen. Allein wenn auch das Einsaugungsvermögen der Venen erwiesen seyn sollte, so ist man deshalb nicht berechtigt das der lymphatischen Gefäße zu leugnen. Auf die Beobachtungen von Cruikshank, Saunders, Mascagni, Portal und Sömmerring (de morb. vasor. absorb. p. 121. sq.), wobey Gelbsüchtigen die einsaugenden Gefäße der Leber und Gallenblase mit gallichter Feuchtigkeit angefüllt gefunden wurden, hat der Vf. keine Rücksicht genommen. Auch scheint er hier seine eigene Aeußerung an einer früheren Stelle dieser Schrift (S. 29), wornach bey der Gelbsucht von den resorbierenden Gefäßen und Venen die Galle in die Blutmasse übergeführt wird, vergessen zu haben. Bey der Behandlung der Gelbsucht ist auf von Wedekind schon in seinem Heilungsverfahren im Kriegslazareth zu Mainz angegebene Methode die Aloe

anzuwenden, welche allerdings in gewissen Fällen wichtig ist und die auch Ref. sehr wirksam befunden hat, keine Rücksicht genommen werden.

Den Beschluß dieses Bandes machen die Wasserfuchten.

Die im zweyten Bande abgehandelten Krankheiten werden unter der allgemeinen Ueberschrift Krankheitszustände und Krankheiten mit qualitativ abnormer Bereitung und Beschaffenheit der bildsamen Stoffe und mit Anomalien des organischen Anbildungsprocesses (?) begriffen.

In der ersten Abtheilung werden als Krankheiten mit unvollkommener oder anomaler Bereitung und Ausbildung des zur organischen Anbildung (?) bestimmten Stoffes (Assimilationskrankheiten) abgehandelt die Harnruhr, die wahren Schleimkrankheiten, die Scrophelkrankheit und die Rhachitis. Das Wesen der Harnruhr sucht der Vf. (S. 14. 18 flg.) in einer Krankheit gewisser Partien des Nervensystems, in einer krankhaften Affection, Verstimmung und Aufregung der Gangliennerven oder der der Reproduction vorstehenden Nerven, vermöge welcher diese Nerven einen abnormen, chemisch-dynamischen Einfluß auf den Chylificationsapparat und Assimilationsproceß ausüben, dessen Resultat die Production einer fremdartigen, dem Chylus unähnlichen, zur organischen Vegetation durchaus untauglichen Substanz ist. Es ist bekanntlich längst bemerkt worden, daß die Ursache der Harnruhr nicht bloß in einen örtlichen Fehler der Nieren zu sehen, daß dabey besonders ein Mangel der Assimilation anzunehmen sey; auch hat man dabey auf überspannte Reizbarkeit der Nerven des chylösen Systems sowohl als der Nieren Rücksicht genommen. Es sind jedoch hierdurch noch

Keinesweges alle Dunkelheiten in Ansehung der Ursache dieser Krankheit, besonders des materiellen Verhältnisses, aufgehell't worden. Ueber *Watts* und *Formeys* Methoden, diese Krankheit zu behandeln, enthält sich der Vf. seines Urtheils. Seine Vorschläge, sie zu behandeln, begreifen alle die Mittel in sich, welche von den Aerzten früher nach den verschiedenen Ansichten, die sie von der Natur dieser Krankheit hatten, empfohlen worden sind. Er gibt die bekannten Anzeigen an, unter welchen einzelne anzuwenden seyen. Welche am häufigsten passen, ist nicht bemerkt worden, so wie denn auch der Vf. gesteht, keine eigene Erfahrungen, die die Behandlung bewährt hätten, gemacht zu haben. — Die Grundlage der Scrophelkrankheit sucht er (S. 43) in einem, der krankhaften Erhöhung der Venosität analogen, krankhaften Vorherrschen des lymphatischen Systems. Rec. kann es nicht verhehlen, daß ihm dieser von manchen Neueren gebrauchte Ausdruck von dem Vorherrschen dieses oder jenes Systems oft sehr unpassend zu seyn scheint, besonders da er auch auf Fälle bezogen wird, wo die Thätigkeit eines Systems geschwächt ist. Auch der Vf. nimmt an (S. 53. 54), daß bey den Scropheln die Thätigkeit der lymphatischen Gefäße und Drüsen geschwächt, beeinträchtigt seyn kann, und empfiehlt Mittel, die die Thätigkeit dieses Systems erregen sollen. Daher hat auch *Kreyzig* (Handb. d. pract. Krankheitslehre, Th. 2. S. 428) vielmehr Unvollkommenheit des Lebens des Lymphsystems, oder eine gegen die übrigen Systeme relativ vorwaltende allgemeine Schwäche desselben mit unvollkommener Ausarbeitung des ihm eigenen Saftes als das Wesen der scrophulösen Anlage angenommen. Daß von dem Vf. angenommene Uebermaaß und die Ausartung

des Eryweißstoffes möchte noch näher darzuthun seyn und besonders die Art der scrophulösen Dyskrasie eine nähere Erklärung erfordern.

Die zweite Abtheilung enthält Krankheiten mit Anomalien des Bildungstriebes und Unbildungsprocesses (Vegetationskrankheiten), und zwar a) mit fehlerhafter Richtung des Bildungstriebes, die Tuberkeln, den Scirrhus, die Encephaloiden und die Melanosen, b) mit specifischer Afervegetation, die acuten und chronischen Exantheme und die Syphilis. Der Raum erlaubt uns nicht Manches näher zu betrachten. Wenn der Vf. (S. 113) als nächste Ursache des Scirrhus und Carcinoms eine abnorme Anhäufung von Eryweißstoff in den befallenen Theilen, die durch Unterbrechung der lymphatischen und venösen Resorbtion entstehen soll, betrachtet, und dann in dem degenerierten Gebilde einen Erweichungs- oder Entmischungsproceß erwachen läßt, wodurch die bedrängenden Anhäufungen aufgelöst und, nach dem Aufbrechen des Geschwüres, in Form einer faulichten Sauche entfernt würden, und woben zugleich der Bildungstrieb, seiner angrenzenden und regulirenden, negativen Seite, der Resorbtion erman gelnd, in der Production regelloser Bucherungen, der blumenkohlähnlichen Auswüchse, sich äußere, so wollen wir es auch gern Anderen überlassen, ob sie hierin wirklich eine Erklärung der Ursachen des Scirrhus und Krebses finden können. — In Ansehung der Exantheme glaubt der Vf. (S. 156), daß die zum Grunde liegende Reproductions- und Vegetationsanomalie vorzugsweise in einer gestörten und abnormen Vegetation der eryweißstoffigen Gebilde und namentlich des Nervensystems (?) bestehe. Die Blattern sollen (S. 173) weniger ausschließlich nur Kin-

der befallen als die Masern, der Scharlach, die Rötheln. Rec. hat die Masern bey einer funfzigjährigen Person beobachtet, und daß auch der Scharlach, obgleich er keinesweges, wie Kiefer behauptet hat, besonders dem Jünglingsalter zukommt, Erwachsene nicht verschont, hat die Erfahrung längst dargethan. Der Vf. unterscheidet hypersthenische, asthenische, nervöse, venöse (gastrische oder faulichte) Blattern und eben solche Arten des Scharlachs und der Masern. Andere haben bekanntlich seit der Brownischen Periode die nervösen und faulichten Pocken zc. asthenische genannt. Rec. ist zwar, wie er auch in seinem Handbuche der spec. Pathologie und Therapie geäußert hat, keinesweges der Meinung, daß ein Nervenfieber oder sogenanntes typhöses Fieber bloß als ein asthenisches anzusehen oder schicklich so zu benennen sey. Daß es aber außer den nervösen und faulichten Pocken zc. noch besondere asthenische gebe, hält er für ganz ungegründet. Uebrigens empfiehlt der Verf. bey den nervösen Blattern auch eine ähnliche Behandlung wie bey den von ihm angenommenen asthenischen. Daß die gastrischen und faulichten Ausschläge auch venöse genannt werden, kann Rec. auch nicht für passend halten, da nicht jeder gastrische Zustand von der sogen. Venosität abhängt, der faulichte auch nicht daraus allein zu erklären ist. — Die Petechien, besonders die primären, als Exanthem erscheinenden, sollen (264) ein wenig über die Haut erhaben seyn und mit einer Art Abschuppung endigen. Dieß ist aber höchst selten der Fall, und Borsieri, einer der trefflichsten Schriftsteller über die Petechien, ist selbst geneigt zu glauben, daß in diesen höchst seltenen Fällen eher andere Exantheme, Friesel zc. Statt gefunden hätten. (Vgl. mein Handb. d. spec. Pathologie u. Therapie Bd. 3. 3. Aug. §. 610. Anmerk.). Daß

die abführenden Mittel keinesweges so allgemein bey den Petechien passen, wie der Vf. (S. 268) mit mehreren annimmt, hat auch schon Borsieri bemerkt und Rec. in seinen Animadvers. de febre petech. p. 15. 16 bestätigt. — Bey der Beschreibung des ansteckenden Typhus folgt der Verf. vorzüglich der, welche von Hildenbrand davon gemacht hat, welche in Bezug auf gewisse Epidemien allerdings treffend ist, aber keinesweges auf alle paßt. Hufelands treffliche Bemerkungen über die Kriegspest, die der Verf. nicht angeführt, hätten hier besonders Beachtung verdient. Das Wesen des Typhus besteht nach des Vf. Meinung (S. 294) in einer dynamisch materiellen Alteration der Substanz der organischen (?) Nerven, welche die Naturkraft nur zum kleinern Theil durch ein Exanthem auf der Oberfläche, größten Theils aber, mit großem Kraftaufwande, durch Abscheidungen in den Schleimmembranen, vorzugsweise des Nahrungscanals, entsprechend einer secundär entstandenen krankhaften Steigerung der Venosität, auszugleichen strebt. Worin besteht aber jene Alteration? Welches sind die Beweise, daß die Affection der Schleimhaut, wo sie Statt findet, wirklich kritischer Art sey? Mit welchem Grunde kann sie für der sogen. Venosität entsprechend ausgegeben werden? — Sodann nimmt der Vf. (S. 313 flg.) einen besonderen Abdominaltyphus an, bey welchem (S. 314) das Exanthem oder (S. 318) ein exanthemartiges Aftergebilde nur auf der innern Fläche des Nahrungscanals erscheinen soll. Dieß sogen. exanthemartige Aftergebilde ist als die Folge der entzündlichen Affection des Magens und der Gedärme anzusehen, welche in Nervenfiebern allerdings oft Statt findet, wenn sie auch nicht als die einzige Ursache derselben angesehen werden kann, worüber sich Rec. auf das in seiner

Kritik der medic. Lehre von Broussais Gesagte bezieht. — Eine genaue Beschreibung und Einteilung der chronischen Exantheme lag (S. 338) nicht in dem Plane des Vf. Erst bey diesen theilt er Einiges über die Grundformen derselben, die Flecken, Blätterchen, Pusteln ic. mit, da doch diese Grundformen auch bey den hitzigen Exanthemen in Betracht kommen. In Ansehung der Bestimmung derselben wäre auch Manches zu bemerken, worüber sich Rec. aber der Kürze wegen auf das in seinem Handbuche der spec. Pathologie 3. Ausg. S. 511 Gesagte bezieht. Das von dem Vf. über die einzelnen Ausschläge Gesagte ist allerdings in mancher Hinsicht mangelhaft, worauf wir jedoch nicht näher eingehen wollen, da er keine genauere Schilderung derselben bezweckt hat. — Statt Pemphigus steht hier wie bey der angehängten Literatur immer Pemphigus<sup>(41)</sup>, was jedoch wohl für einen Druckfehler zu erklären ist, da so manche Namen in diesem Werke uncorrect gedruckt sind. — Das Wesen der Syphilis soll (S. 390) gegründet seyn in einem eigenthümlichen, dem Ansteckungsstoffe innewohnenden, vegetativen, und bey dargebotenem Substrat sich fortpflanzenden Leben. Die Heilung ist einzig und allein von einem Mittel zu erwarten, welches die Wirksamkeit des, sich aus sich selbst forterzeugenden Contagiums vernichtet, indem es das, diesem Contagium innewohnende Leben vergiftet und ertödtet. Ganz abgesehen von der Frage, ob das Quecksilber außerdem, daß es durch eine specifische chemische Wirkung das venerische Gift zerstöre, nicht auch durch eine dynamische Wirkung auf das Lymphsystem, oder die Beförderung der Ab- und Aussonderungen ic. sich heilsam erweise, wäre es wenigstens zu wünschen gewesen, daß uns der Vf. die Natur jenes eigenthümlichen Lebens, und die Art, wie das

Quecksilber dasselbe vergiftet, näher angegeben haben möchte! —

In der dritten Abtheilung sind enthalten Krankheiten mit verminderter Reproduction (Reproductionskrankheiten), die von dem Vf. sogen. Profusionschwindsuchten und die Darrsuchten. Der Vf. legt (S. 400 flg.) ein großes Gewicht auf die Unterscheidung des phthisischen und hektischen Fiebers. Ersteres sieht er als ein Reizfieber an, das bey der wahren Lungenschwindsucht durch den Reiz der Tuberkeln erregt werde. Letzteres soll aus der entgegengesetzten Ursache, der Verminderung der erregenden, plastischen und ernährenden Bestandtheile des Blutes ic., entstehen. Bekanntlich haben schon die Alten zwischen dem primären, aus allgemeineren Fehlern der Assimilation und Ernährung entstehenden, und dem secundären hektischen Fieber, das von Geschwüren in einzelnen Theilen abhängt, unterschieden. Das eine aber allein das hektische, das andere das phthisische zu nennen, hält Rec. weder für nöthig, noch der Etymologie nach für passend. Wenn man nur die verschiedenen Ursachen gehörig berücksichtigt (wie auch diejenigen gethan haben, welche auf diese Verschiedenheit der Benennungen keinen Werth legen), so ist dieß hinreichend. Sonst möchte ein wesentlicher Unterschied der Form nicht anzunehmen seyn. — Das Zittern der Bergolder und Quecksilberarbeiter versichert der Vf. (S. 436. 437) nach der Methode seines verewigten Lehrers Berends mit bestem Erfolge behandelt zu haben. Diese besteht in der Anwendung des Eisens in Substanz, welches anfangs in der Gabe von zwey bis drey Granen zwey- bis dreyimal täglich angewendet, alle zwey Tage um zwey bis drey Grane vermehrt und so acht bis vierzehn Tage fortgesetzt

wird, wo es dann einige breyichte, schwarzgefärbte Stuhlgänge zu bewirken pflege, welche anzeigten, daß es auf den Gesamtorganismus gewirkt habe (?). Dann müsse es einige Tage ausgesetzt werden, um keinen schwächenden Durchfall zu erregen. Nach dieser Zeit soll man es aufs Neue geben und auf ähnliche Weise fortsetzen, bis das Zittern verschwunden sey. Zugleich soll man bittere Mittel, aromatische und Eisenbäder nebst einer kräftigen Kost zu Hülfe ziehen. Wenn der Verf. noch sagt, daß er mit diesem Verfahren (welches allerdings alles Lob verdient) in jedem Falle eine weit schnellere und sicherere Heilung bewirkt habe, als mit den sonst empfohlenen Schwefelmitteln und Schwefelbädern, so ist doch zu bemerken, daß auch andere gegen die chronische Mercurialvergiftung nicht bloß Schwefel empfohlen haben, sondern auch Eisenmittel, und daß namentlich Hufeland (Syst. d. pract. Heilk. B. 2. Abth. 2. S. 367) flüchtige Eisenmittel und eisenhaltige Mineralwasser für nützlich erklärt hat.

Endlich werden noch in der letzten Abtheilung Krankheiten mit abnormer Beschaffenheit des Angebildeten, der organischen Substanz abgehandelt, und darunter mehrere Abnormitäten, welche sonst als allgemeine Krankheitszustände oder auch Anlagen in der allgemeinen Pathologie betrachtet werden, als die abnorme Dichtigkeit und Straffheit (der vermehrte Zusammenhang), die Zartheit und Schlaffheit, außerdem die Neigung zur Verflüssigung und Zersetzung (septische Cachexie), insbesondere der Scorbut. Bey der Bestimmung der Behandlung der Neigung zur Verflüssigung und Zersetzung setzt der Verf. (S. 444) die Chinarinde sehr zurück und sagt,

daß sie nicht gut ertragen (vertragen) würde, im Scorbut eher nachtheilig als vortheilhaft wirke. Wenn aber auch die China im Scorbut nicht immer nöthig und passend, überhaupt erst später bey hervorstechender Schwäche angezeigt ist, so ist sie doch sonst in mit resolutorischem Zustande verbundenen Krankheiten; und zwar sowohl fieberhaften, dem Faulfieber, als auch chronischen, wie in der Werlhoffschen Blutfleckenkrankheit, oft ein wichtiges Mittel, was auch der Verf. in seiner Heilmittellehre selbst anerkannt hat.

Wenn wir übrigens hiernach die übertriebene Annahme der sogenannten Venosität, welche der Verf. in diesem Werke gezeigt hat, nach unserer Ueberzeugung nicht billigen, auch andere von dem Verf. aufgestellte Ansichten theils nicht für gehörig begründet, theils nicht für das noch dunkle materielle Verhältniß der Krankheiten näher aufklärend halten konnten, wenn wir überdem Manches in Ansehung der genauen Schilderung der Krankheiten, der Literatur, und der Reinheit der Sprache vermissen, auch noch Manches gegen die befolgte Ordnung zu erinnern hätten, was der Mangel an Raum näher anzugeben verbietet, so müssen wir doch wiederholt das Streben des Verf. für lobenswerth erklären, und gestehen ihm auch gerne zu, daß er manches Gute mitgetheilt hat. Auch glauben wir, daß er bey seinen Talenten mehr wird leisten können, wenn er seinem Gegenstande ein anhaltenderes Studium widmen, in der Aufnahme und der Aufstellung angeblich neuer Ansichten die gehörige Vorsicht beobachten und nicht neuen Worten zu viel Werth beylegen wird.

J. W. H. Conradi.

---

G e t t i n g e n  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

173. Stück.

Den 29. October 1827.

---

P a r i s.

Mémoire à consulter sur un Système religieux et politique, tendant à renverser la religion, la société et le trône, par Mr. le Comte de Montlosier. Septième édition, revue, corrigée, augmentée et ornée du portrait de l'auteur. 1826. 358 S. in 8.

Délation aux Cours royales relativement au Système religieux et politique, signalé dans le Mémoire à consulter, précédée de nouvelles observations sur ce Système, et sur les nouvelles Apologies, qu'on en a récemment publiées. Par Mr. le Comte de Montlosier. 1826. 338 S. in 8.

Die Anzeige dieser Schriften in unsern Blättern kann nicht die Absicht haben, unsere Leser erst mit ihrem Inhalte oder mit ihrem Geiste bekannt zu machen. Sie haben nicht nur ein Aufsehen, sondern selbst eine Bewegung in Frankreich erregt, an welcher man auch unter uns einen sehr warmen Antheil genommen hat. In

mehreren unserer Zeitschriften sind daher bald nach ihrer Erscheinung Auszüge davon gegeben, und das erste Werk ist selbst in einer deutschen Uebersetzung unter uns verbreitet, und zwar mit einer kraftvollen Vorrede vom Hn. Dr. Paulus unter uns verbreitet worden, worin er sehr geflissentlich darauf ausging, nicht nur die allgemeine Aufmerksamkeit darauf hinzuziehen, sondern ihr auch dabey die gehörige Richtung zu geben. Der Zweck unserer verspäteten Anzeige kann also auch nicht mehr auf das letzte gerichtet seyn, sondern sie ist bloß dadurch motiviert, weil wir glauben, daß eine in so hohem Grade beachtungswürdige Erscheinung nicht ganz unerwähnt in unsern Blättern bleiben darf. Auch kann sich Ref. nicht enthalten, bey dieser Gelegenheit wenigstens seine Freude darüber auszusprechen, daß ihm in dem Hn. Gr. von Montlosier ein wahrhaftig edler Mensch weiter bekannt, und nur desto kenntlicher geworden ist, je weniger er den Partey-Menschen verleugnet hat.

Die Ansichten des Hn. Grafen selbst kann er zwar nur bis auf einen gewissen Punct theilen. In demjenigen, was er darin seiner Nation und ihren höchsten Gerichtshöfen denunciert, scheint ihm allerdings völlig beglaubigte factische Wahrheit zu liegen. Die Congregation, die sich in Frankreich gebildet, und die mehr als bedenkliche Organisation, welche sie sich gegeben hat, ist sicherlich keine bloße Fiction des liberalen Parteygeistes. Die Versuche der Jesuiten, sich in dem Königreiche wieder festzusetzen, und das Monopol des öffentlichen Unterrichts wie der Direction der Gewissen auf das neue an sich zu ziehen, sind selbst in der Kammer der Deputierten und der Pairs, sind selbst von dem Mi-

nister des Cultus und des öffentlichen Unterrichts von der Tribune herab eingestanden worden. Der Geist des Ultramontanismus, der in den höheren französischen Klerus, und besonders in die französischen Bischöfe gefahren ist, hat sich bey mehreren Gelegenheiten bis zur Unbedachtsamkeit unverhohlen — hat sich gerade in der dem Könige im vorigen Jahre übergebenen Declaration, worin sie sich davon loszusagen affectierten, am unzweydeutigsten ausgesprochen. Das allgemeine um sich greifen des Klerus und sein schamlos-offenes Haschen nach größerer Gewalt und weiteren Vorrechten als ihm die Verfassung eingeräumt hat, ist eben so notorisch, als die mehrfachen Begünstigungen, durch die er von so vielen Seiten her dazu aufgemuntert wird. Wenn man aber alles dieß zugesteht, so kann man immer noch zweifeln, ob auch alles zusammen so furchtbar ist, als es dem Hn. Grafen erscheint. Für das ganze gesellschaftliche Leben in Frankreich mag allerdings das Treiben der Menschen die an der Spitze der Congregation stehen, und die tausend sichtbare und unsichtbare Fäden in ihrer Hand haben, wodurch sie das Spiel der Maschine leiten — es mag im höchsten Grade lästig und drückend und beengend seyn. Die Principien eines jesuitischen und eines römischen Theokratismus, die man so offen und so eifrig unter der Nation zu verbreiten sucht, könnten auch für den Staat und für seine Verfassung, ja sie könnten selbst für den Thron und für die Regierung äußerst gefährlich werden: aber an eine nahe Gefahr können wir doch nicht glauben; und gerade das Verfahren der Partey selbst, welche sie planmäßig herbeiführen zu wollen scheint, macht es uns am zweifelhaftesten, ob sie jemals eintreten wird. Es ist unmöglich, daß Frank-

reich jemals in ein Kloster, und die französische Nation in eine Mönchs-Congregation verwandelt werden könnte: je offener man es also darauf anlegt, und je plumper man dabey zu Werke geht, desto gewisser wird der Plan mißlingen; aber eben daraus darf man schließen, daß die Parthey die ihn angelegt zu haben scheint, gewiß nicht so weit auf sein Gelingen gerechnet hat. Die Jesuiten und der Klerus wollen jetzt von dem in Frankreich verlorenen Raume allmählich nur etwas wieder erobern. Sie wissen aber recht gut, daß die Parthey, die ihnen gegenüber steht, sie nur allzugern von demjenigen, den sie ihnen einräumen mußte, wieder verdrängen, oder doch ihre Stellung von ihrer Willkühr abhängig machen möchte. Sie haben sich daher jetzt selbst in eine angreifende Stellung gesetzt, und geben sich das Aussehen, als ob sie noch viel mehr zu erstreiten entschlossen wären; aber so gerne sie auch dieß weitere mitnehmen würden, wenn es für sie erlangbar wäre, so hoffen sie doch selbst nicht im Ernst, daß es dazu kommen wird. Dieß glaubt gewiß auch der Hr. Graf selbst nicht: aber auch er versprach sich gewiß von der Denunciation, die er bey den höchsten Gerichtshöfen des Reichs anbrachte, und von der feyerlichen Aufforderung zum Einschreiten; die er an diese brachte, keinen unmittelbaren und keinen andern Erfolg als gerade jenen der heraus kam. Er erwartete sicherlich nichts anders voraus, als daß sie sich für incompetent zum Einschreiten erklären würden. Aber er rechnete darauf, daß der scheinbar mißlungene Schritt, den er gewagt hatte, tiefere Einbrücke auf die Masse der Nation machen und eine stärkere Sensation bey ihr hervorbringen würde, als er selbst von dem gelungenen hätte erwarten dürfen. Er rechnete darauf, daß schon

die Vorbereitungen, die er mit solcher Publicität vor den Augen der ganzen Nation und im Angesicht seiner Gegenpartey dazu gemacht hatte, ihm den Erfolg, den er wirklich abzweckte, sichern würde. Er rechnete darauf, daß wohl selbst die Bewegungen, welche die Gegenpartey machen möchte, um seine Vorbereitungen zu stören, ihm noch dazu helfen würden — und diese Hoffnungen, besonders die letzte Hoffnung wurde gewiß nicht getäuscht, da sich die Regierung oder das Ministerium selbst zu einem — auf das mildeste gesagt — sehr voreiligen und unzeitigen offensiven Schritte gegen ihn hinreißen ließ. Die Erreichung seines Zwecks scheinen auch schon die sieben Auflagen zu verbürgen, die in einem Jahre von seinem Memoire gemacht werden mußten; aber gewiß — dieß muß man immer dazu sagen — gewiß würde es ihm nicht so weit gelungen seyn, wenn er nicht mit dem würdevollen Anstand, womit er als öffentlicher Ankläger auftrat, und mit der unwiderstehlichen Kraft, die er so manchen seiner documentierten Anklagen zu geben mußte, zugleich die feinste Tactik und die umsichtigste Klugheit des Advocaten verbunden hätte.

### P a v i a.

Ex Typograph. P. Bizzoni. Annales scholae clinicae medicae Ticinensis auctore Francisco Nob. ab Hildenbrand Med. Doctore; artis oculariae magistro; praxeos medicae, pathologiae ac therapiae specialis professore p. o. etc. Pars prima. 1826. 310 S. 8.

Die Mittheilung der Einrichtungen, Bemühungen und Resultate klinischer Anstalten ist für die Medicin immer von ausnehmendem Gewinn

gewesen, und Ref. hat in diesen Blättern öfter Gelegenheit gehabt auf diese Quelle vielfacher Belehrung aufmerksam zu machen. Zu den besten Werken dieser Art darf man auch das vorliegende zählen, worin der Vf., Sohn des berühmten Wiener Lehrers, von der klinischen Lehranstalt zu Pavia Rechenschaft gibt. Nach einer kurzen Geschichte der klinischen Anstalten überhaupt (S. 1 — 28) werden die Verdienste des Oestreichischen Kaiserhauses um Gründung und Erweiterung der ärztlichen Schule zu Pavia seit Maria Theresia, 1763, auseinandergesetzt, die Lehrer derselben, unter denen die Namen eines Burserius de Kannfeld und Peter Frank hervorglänzen, geschildert, und dann die Einrichtung des Krankenhauses (welches in 300 Betten jährlich über 4000 arme, meistens an acuten Krankheiten Leidende aufnimmt) und des Hülfspersonals, so wie der Gang des Unterrichts für die Studierenden theils in den Vorlesungen, theils am Krankenbette und die allgemeinen Grundsätze der Behandlung dargelegt (S. 29 — 67). Das zweyte Kapitel (S. 68 — 128) enthält eine vortreffliche Aufzählung der in der Lage, dem Klima, der physischen Beschaffenheit von Pavia und seinen Umgebungen begründeten Bedingungen des Gesundseyns und Erkrankens. Unter den Uebeln, die hier als aus jenen Verhältnissen hervorgehend aufgeführt sind, ist das in jenem Gebiet endemische Pellagra, hier Lepra insubrica genannt, am meisten bemerkenswerth. Meisterhaft ist die Schilderung, welche der Vf. davon entwirft, so wie die Entwicklung der ursächlichen Momente, welche theils zur Entstehung mitwirkten, theils die Steigerung und Fortdauer desselben stets unterhalten. Unter die letzteren ist hauptsächlich der grenzenlos unglückliche und verwahrloste Zustand des Land-

volks zu rechnen, dem kaum der von Peibeigenen oder gar Slaven in irgend einem anderen Lande gleich kommen mag. *Diviso quovis potentiores inter atque divites Reipublicae agro*, sagt der Verf. S. 112, *disparitas plebeis ab ipsis jumentis alia vix superest, nisi quod haec procedant, trahantque aratra; illi dirigant et sequantur. Possessores, redditus suos quotannis augere studentes, praediorumque conductores et villici, ut avaritiam domini expleant, sibi que simul prospiciant, ruricularum serviles labores, vel dicam potius mancipiorum, unice in propriam convertunt utilitatem, nullo prorsus ad eorum salutem, vel privata commoda respectu habito, graviora sane, quam exhausta corpora ferre possunt, munera imponendo.* Von Sonnenaufgang bis in den späten Abend in drückender Sonnenhitze, in sumpfigen Reisfeldern, zur härtesten Arbeit von ihren Pfaffen gezwungen, ohne irgend eine Erholung, von halbverschimmeltem Maismehl sich nährend, in Elend und Siechthum aufwachsend trägt jenes Volk in sich und verbreitet es um sich sowohl die genannte als auch noch manche andere bössartige Krankheit. *Quum nec utero gestantes, nec puerperae a duro mancipii jugo sint exceptae, tenera proles jam in primis vitae suae momentis maternos inter planctus et suspiria inopiam pati, ac marcescere debet; ubera enim vix tantam parare queunt lactis copiam, quanta infans, ut probe nutriatur, indiget* (S. 113). Rechnet man noch hiezu die Miasmen, welche aus schmutzigen Viehställen, Seidenwurmanstalten, Morästen aufsteigen, das Ungeziefer und die vielen andern aus Localumständen entspringenden und von dem Verf. ge-

nauer bezeichneten Schädlichkeiten, so kann man leicht erachten, welch eine Menge traurigen Stoffes zu ärztlichen Beobachtungen und klinischen Fällen hier gegeben seyn mag. Deutlicher geht dieses aus dem dritten Kapitel (S. 129 — 251) hervor, wo die des Jahres 1817 — 1818 in jedem Monat vorherrschenden epidemischen und sporadischen Krankheiten nach allen Phasen ihres Vorkommens aufgezählt und viele belehrende Bemerkungen angeknüpft werden. Ref. kann eben so wenig hier beurtheilend in das Einzelne eingehen als bey dem letzten, dem vierten Kapitel (S. 251 — 310), wo die Ergebnisse von 12 Leichenöffnungen mitgetheilt sind. Die der Medicin besonders gewidmeten Journale werden nicht verfehlen dieses Geschäft zu übernehmen und das Verdienst des Verfassers im Einzelnen hervorzuheben. Auf einer großen Tabelle (zu S. 129) wird eine (nach einem dem Verf. eigenthümlichen Systeme verfaßte) Uebersicht der behandelten und geheilten Krankheiten gegeben. Das Verhältniß der Sterblichkeit ist wie 9 : 100.

Von der Sprache und Darstellung, die in dem Buche herrscht, liefern die mitgetheilten Stellen schon eine Probe. Sie ist im Ganzen kernhaft und bezeichnend; aber sehr oft ist der Ausdruck schwerfällig, unclassisch, schwülstig; die Perioden ermangeln der Rundung und Klarheit, welche bey einem wissenschaftlichen Werke so ungemein wohl thut; dazu kommt noch eine Menge größtentheils ohne Noth für längstbekannte medicinische Dinge und Begriffe aus dem Griechischen neu gebildeter Namen, welches Alles denn die Lectüre und das Verständniß des übrigens schätzbaren Werks auch dem Kundigen zu einem mühsamen Geschäft macht.

G ö t t i n g e r  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

174. 175. Stück.

Den 1. November 1827.

L o n d o n.

Bibliotheca Sussexiana. A descriptive Catalogue, accompanied by historical and biographical notices, of the Manuscripts and printed books contained in the library of his royal highness the Duke of Sussex K. G., D. C. L. etc. etc. in Kensington Palace. By Thomas Pettigrew, F. R. S., F. A. S., F. L. S. Doctor of Philosophy of the univ. of Göttingen, member of the royal college of Surgeons etc. — and Librarian of H. R. H. the Duke of Sussex. Vol. I. Part. I. 24 und CCXCIV S. P. II. 516 S. (ohne die nicht paginierten Indices.) groß Quart. Printed for Longman and Co.

Der Wissenschaftsliebe des erlauchten Prinzen, dessen Aufenthalt auf hiesiger Universität den ältern Lehrern, zu welchen Rec. gehört, noch in lebhafter angenehmer Erinnerung bleibt, verdanken wir dieses prächtige und reichhaltige Werk; und ein Exemplar, das S. Königl. Hoheit unserer Universitäts-Bibliothek zum Geschenk zu machen geruhete, setzt uns in den Stand, genauere Nachricht davon zu geben. — Wenn  
S [7]

Wenn man einerseits über die Menge und den Reichthum von Handschriften und Büchern erstaunt, der in dieser Sammlung in so wenigen Jahren zusammengebracht ist, so muß man auf der andern Seite es bewundern, daß der Vf. dieses Catalogs, der nicht Literator von Profession, sondern Wundarzt Sr. Königl. Hoheit ist, das hat leisten können, was man hier geleistet sieht. Die Absicht des Vf. war, eine genaue Nachricht nicht nur von dem Inhalt der Bücher, sondern auch von ihrer besondern Beschaffenheit und Tendenz zu geben, mit biographischen Nachrichten von den Verfassern und Herausgebern, in der Art des Laurentianischen (Mediceischen) Catalogs. Er benutzte dabey die Bibliothek des Brit. Museum und Georgs III., deren Vorstehern, so wie mehreren andern Gelehrten er für den ihm bewiesenen Beystand seine Dankbarkeit bezeugt, besonders dem nun verstorbenen Dr. Sam. Parr. Die Büchersammlung Sr. K. Hoheit besteht schon aus 50000 Bänden, theils Handschriften, theils gedruckten Werken. Die theologischen betragen 12000, deren Verzeichniß der Vf. in 4 Bänden zu umfassen hofft.

Der erste Band umfaßt die theologischen Handschriften und zuerst die hebräischen. Davon sind drey Gesekrollen, eine vom Buch Esther, wobey der Vf. zuerst von den hebräischen Handschriften überhaupt, den von den Juden darüber festgesetzten Regeln und den bey ihnen berühmten Handschriften handelt. Von diesen Rollen ist der Pentateuch I. die älteste und vollkommenste in England, auf 79 braunen africanischen Häuten, 144 Fuß lang, 23 Zoll breit, mit alter Quadratschrift, ohne Kapitalbuchstaben, Punkte und Accente geschrieben, und sehr correct. Die Dinte ist noch schön schwarz. Jede Columne fängt mit einem 7 an, fünf ausgenommen, de-

ren Anfangsbuchstaben (mit dem ersten Buchstaben der Rolle) die Wörter: ביה שמי (Jehovah ist sein Name, Ps. 68, 5) bilden. Die Handschrift war von Sanaa in Arabien nach Amsterdam gebracht, und ist vollkommen erhalten. Auch die andern Rollen sind schön und wohl erhalten. Die des B. Esther ist 1506 geschrieben. Von den ordentlichen Handschriften S. VIII flg. enthalten zwey die sämmtlichen oder doch die meisten hebräischen Bücher, drey den Pentateuch. Unter den letztern zeichnet sich besonders N<sup>o</sup>. 3. S. 14 flg. aus, ein Prachtstück, in spanischem Character sehr schön geschrieben. Zu Anfang jedes Mosaischen Buchs ist eine ganze Seite mit phantastischen Verzierungen in Farben und Gold, die das Anfangswort einschließen. Diese sind hier abgebildet. Aehnliche Verzierungen sind bey dem Anfangswort der 5 Megillot und der Haphtarot, die sich auch in dieser Handschrift befinden, angebracht, nur kleiner; bey den Klagegliedern ist es schwarz. N<sup>o</sup>. 4 ist eine schöne und correcte spanische Handschrift des Pentateuch; der Verf. setzt sie ins 14. od. 15. Jahrh. N<sup>o</sup>. 5 in 24. ganz neu, von einem H. Yates sehr sauber geschrieben; vielleicht die kleinste Handschrift die man kennt. Die folgenden sind rabbinische, zum Theil cabbalistische Commentare zum Pentateuch u. a. biblischen Büchern; N<sup>o</sup>. 16 flg. Michlol Jofi u. a. rabbinische Schriften besonders Nachsor's, Gebetbücher. N<sup>o</sup>. 30 Maimonides More Newochim. N<sup>o</sup>. 31 das Buch Räziel. N<sup>o</sup>. 35 a letter of Aristotle on prosperity ist wohl die in lateinischen Ausgaben des Aristoteles vorkommende Compilation de bona fortuna. — Der hebräischen Handschriften sind überhaupt 44, außer noch 3 Tefilin oder Phylacterien, von welchen der Verf. umständlich

handelt. Nun folgen S. 41 — 67 Griechische Handschriften, die am wenigsten zahlreiche Classe, nur aus 12 Nummern bestehend, aber doch einzelnes Merkwürdige enthaltend. №. 1 ein Psalter in Duodez, aus dem 15. od. 16. Jahrh. in 5 Theilen, wovon nur die zwey ersten vollständig sind. №. 2 das N. T. aus dem Ende des 13. Jahrh. auf Pergamen. Die Genealogie wird im Inhaltsverzeichniß des Matthäus nicht mitgezählt, 1 Joh. 5, 7 und die Apocalypse fehlen. Der Verf. gibt Pl. 6 eine Probe der Schrift, den Anfang des Matthäus, und wünscht daß der Codex verglichen werde. — Die folgenden sind Schriften von Kirchenlehrern Chrysostomus (dessen Lebensbeschreibung der Verf. S. 50 einrückt), Eusebius, Germanus, Patriarch in Constantinopel seit 715, eine Homilie de annunciatione. (Vermuthlich dieselbe die Lambecius und schon Combefis ediert haben). Mehrere dieser Handschriften sind aus der Meerman'schen Sammlung. — Lateinische Handschriften S. 58 flg. Biblische: №. 1 — 18 alle auf Pergamen, zum Theil Prachtstücke, mit Gold- und Miniaturverzierungen, besonders №. 13 S. 75 flg. wo sich bey jedem bibl. Buche eine, bey den Psalmen mehrere Miniaturen finden. №. 14. 15 ebenfalls voll Bilder und illuminirter Anfangsbuchstaben. №. 16 eine prächtige Handschrift in 4 Theilen, in fol. von zwey Nonnen des Benedictiner-Klosters zu Byc bey Duerstedt (am Niederrhein) geschenkt, denn das wird hier wohl das contulit bedeuten. №. 17. 18 die Bibel in elegischen Versen, woraus Proben gegeben werden. Es folgen mehrere biblische Bücher mit Glossen, mehrere Psalter, unter welchen №. 25, den der Verf. ins 10. Jahrh. setzt, sich auszeichnet. Das voranstehende Bild des

Heilandes und die prächtig verzierten Anfangsbuchstaben werden hier Pl. 7 — 9 abgebildet. №. 31 flg. Erklärungen biblischer Bücher. №. 59 flg. theologische Schriften der Kirchenlehrer ꝛc. und №. 70, ein schönes Mscr. von Augustin de civit. Dei in 2 Bänden mit Bildern und verzierten Anfangsbuchstaben. №. 72 Augustin de gaudiis electorum ꝛc. nur 3 Blätter, hält der Verf. für unedirt, so auch №. 97 de specie Attidie. Der Verf. hat hier häufig kurze Lebensbeschreibungen der Verfasser eingerückt, wie von Origenes S. 107, von Augustin S. 114, von Beda 120, Athanas. 130, Basilius 132, Ambros. 134, Gregor M. 144, Anselmus 148, Joh. Duns u. A. — №. 119 Missale, Brevariarien ꝛc., unter welchen sich №. 129 durch seine Miniaturen und Verzierungen auszeichnet. Pl. 11 gibt davon eine Probe. №. 145 flg. Ordensregeln. Jetzt folgen französische Handschriften S. 200 — 231 in 34 Numern, darunter №. 1 eine Bibel aus dem 14. Jahrh. mit Erklärungen und vielen Miniaturen. №. 11 Melanges manuscrits de M. le Cene, 10 Bände in 4. von verschiedenen Verfassern. №. 13 recueil de pieces touchant le concile de Trente. №. 15 Commentaires sur des portions du vieux et N. T. par César de Missy. Italiänische Handschriften, S. 132 — 138. №. 1 Geschichten des A. T., aus dem 15. Jahrhundert von Florenz, mit Miniaturen, wovon der Verf. einige mittheilt, mit Bemerkungen über die Kleidung und Waffen. Spanische nur zwey, beide von späten Rabbinen, 1) von Saul Levi Mortera, Synagogenvorsteher zu Amsterdam, diese Uebersetzung ist 1702 geschrieben. 2) Ein Dialog über die Falschheit der Evangelien und die Wahrheit des mosaischen Gesetzes,

aus dem 17. Jahrh. Deutsche (S. 243), nur eines, Uebersetzung der Apocalypse, mit eingewebten Glossen und einzelnen Auslassungen, auf Pergamen, aus dem 14. Jahrh. Sie hat 14 Bilder, in Gold und Farben, deren einige sehr grotesk sind. Niederländische, 8 Numern, darunter N<sup>o</sup>. 1, eine historische Bilderbibel, Uebersetzung der historia scholastica des Petrus Comestor, mit schönen Miniaturen in Gold und Farben, einer bey jedem historischen Buche. Die Handschrift ist in Folio auf Pergamen, aus dem 15. Jahrh., die übrigen, meist liturgisch, sind auch voll schöner Bilder zumal N<sup>o</sup>. 4. — Englische Handschriften, 14 Numern, meist religiösen Inhalts, Gebete u. das merkwürdigste ist wohl N<sup>o</sup>. 1 eine schöne Abschrift von Sandby's Paraphrase des Hiob, aus welchem, da der Abdruck (London 1638) sehr selten geworden ist, ein Paar Proben gegeben werden. Frische, nur eine Handschrift, aus dem 17. Jahrh. die drey Pfeile des Todes, von Keating. Den Inhalt konnte Hr. P., mit der Sprache unbekannt, nicht angeben, dafür gibt er Lebensnachrichten von dem Verfasser. Arabische, 4 Numern, worunter N<sup>o</sup>. 1 ein Coran in 4. von 1317. 2. derselbe mit persischer Uebersetzung unter den Zeilen, aus der Bibliothek des Tippu Saib zu Seringapatam sich auszeichnen. Der Schreiber des letztern hieß Muhammed Giafar (s. Addenda S. 294). In Persischer und Armenischer Sprache sind die 4 Evangelien vorhanden, letztere Handschrift aus dem 13. Jahrh. ist sowohl durch ihr Alter, als durch die vielen Miniaturen, wovon der Anfang des Marcus Pl. 14 als Probe copiert ist, merkwürdig. Nun folgen noch Indische Handschriften, 3 in der Palisprache, der heiligen und wissenschaftlichen Sprache In-

diens, die dem Sanscrit nahe kommt, 3 Singalesische, 6 Burmanische. — Einige Zusätze S. 291 — 294 beschließen diesen Band.

Mit dem zweyten Bande fangen die gedruckten theologischen Werke an, und dieser enthält noch bloß biblische Bücher. Zuerst Polyglotten, die hier sehr vollständig sind und S. 1 — 129 einnehmen. Der Verf. hat sie in größere und kleinere, ferner in Polyglotten einzelner Theile des A. T. und des N. T. und einzelner Bücher desselben geordnet, und beschreibt die wichtigsten sehr genau, wobey mehrere, dem Bibliographen interessante Notizen vorkommen. Gleich S. 4 bey der Complutens. Polyglotte ist eine Stelle aus der Lebensbeschreibung des Cardinal Ximenes, von Flehier, dieses Werk betreffend mitgetheilt. S. 12 ein Schreiben an S. K. Hoheit von dem Dr. Clarke, worin eine merckliche Verschiedenheit einzelner Exemplare dieser Polyglotte in den ersten Bogen und auf dem letzten Blatt des Br. an die Hebräer nachgewiesen wird. Diese Blätter sind offenbar umgedruckt und Hr. Dr. Cl. vermuthet daß, da das Werk von 1517 — 1522 liegen blieb, ehe es publiciert und verkauft werden durfte, einige Blätter verloren oder beschädigt waren, die durch einen neuen Druck ersetzt werden mußten. Hr. P. bemerkt noch, daß man 3 Exemplare dieses Werks kenne, die auf Pergamen gedruckt sind, deren eines in England im Besiß eines Hn. Hibbert ist, aus der Franciskaner-Bibliothek in Bologna herstammend. Dann folgen Nachrichten von den Gehülfen des Cardinals Ximenes, und als Anhang die Notiz von des Bischof Smalridge enquiry into the authority of the — complut. edition of the N. T. — in order to decide the dispute about 1 John V, 7. Lond. 1722

wogegen der Verf. aus Dr. Clarke's Bemerkungen über diese Stelle Auszüge beyfügt. Eben so umständlich von der Antwerper, Pariser, Londoner Polyglotte. Von der letztern sind hier viele interessante bibliographische Nachrichten mitgetheilt, von der Verschiedenheit der sogenannten loyal copies, von der Dedication an K. Carl II. von der Verschiedenheit der Exemplare in Hinsicht der Größe; (zwoß waren auf großem Papier, deren mehrere noch vorhanden sind) von den Gehülfen Walton's. Urtheile von Gelehrten über die Vorzüge des Werks. Der Versuch einer neuen biblia polyglotta Britannica von Dr. Clarke und Jos. Pratt 1810, wovon der Plan S. 66 mitgetheilt wird, blieb ohne Erfolg, und von dem siebenten oder Supplementbände zu der Polyglotte, mit alten Versionen, woran Clarke arbeitete, konnte Hr. P. nichts näheres erfahren. Auch ihm ist kein Exemplar vorgekommen, worin das S. 48 der Proleg. aufgeklebte Blättchen, auf welchem das Summorum pontificum weggelassen und der Schluß kürzer ist, gefehlt hätte. Von dem Castellischen Polyglotten-Lexicon waren bey dem Tode des Verf. 1685 noch 500 Exemplare vorhanden, wovon 400, die eine Nichte erbt, von der Ratten verdorben wurden, 300 andere waren in London bey dem großen Brande 1666 vernichtet. Daher die Seltenheit des Werks. — Nun folgen kleinere Polyglotten und Polyglotten einzelner Theile und Bücher *U. u. N. T.* S. 80 — 129. Ferner hebräische Bibeln *N. 1* — 74, wo die Bombergischen, Stephanischen *ic.* nicht fehlen. Die älteste Bombergische hier ist v. J. 1521. — Pentateuche 17, und Theile des *U. T.* 10. S. 215 flg. Griechische Bibeln und Theile des *U. T.* S. 229 — 87. Lateinische Bibeln S. 288 — 512, eine

sehr reiche Classe in 218 Numern. An der Spitze steht die Gutenberg'sche s. l. et a. mit großen schönen gothischen Lettern, wovon Pl. III. eine (vielleicht zu regelmäßige) Probe gegeben wird. Wahrscheinlich ist dieß die älteste Ausgabe der lat. Bibel vom J. 1450 — 55, die auch der ehrwürdige Dr. Hufnagel zu Frankfurt 1803 in einer kleinen Schrift beschrieben hat. Die beygeschriebene Ueberschrift in dem Pariser Exemplar, daß ein Heincr. Cremer sie illuminiert, rubriciert und gebunden habe, 1456, beweist das Alter. Man kennt noch 18 Exemplare dieser Ausgabe (wovon 4 auf Pergam.), die der Verf. S. 293 aufführt, wovon 12 in England. Von einigen sind in der Note die Preise angeführt; das Exemplar S. R. Hoheit kostete 160 Guin., das eines Hn. Lloyd 2120 Francs, eines auf Pergamen 6260 Fr., ein anderes 504 Pfund. Um solche Preise können nur Engländer Bücher kaufen. №. 2 die Mainzer Ausg. von Just und Schäffer, 1462, die erste mit Jahrzahl. Der Verf. zeigt, daß die Unterschriften Varianten haben S. 295. Es folgen die Straßburger und unter diesen № 5 (1469) mit lateinischen Lettern, S. 300. Auch die seltene Cöllner (1470) fehlt nicht, №. 6 und die Baseler vom nämlichen oder folgenden Jahre, №. 7 — 8 ist die Römische von Sweynheim u. Pannartz, 1471. №. 23 die sehr seltene Lioner, 1479. Nr. 24 die Sensonsche Bened. 1479, wovon in England ein Exemplar um 115 Pf. gekauft ward. Der Verf. beschreibt diese Ausgaben meist ausführlich und genau, zuweilen umständlicher als nöthig scheint, z. B. bey der Sixtinischen 1590, wo auch von den committierten Revisoren und besonders von Sixtus V. Lebensnachrichten gegeben. Freylich ist diese Ausgabe, die von seinem Nachfolger unterdrückt wurde, eine

große Seltenheit. Das hier beschriebene Exemplar hat durch sein größeres Papier noch einen besondern Werth. Doch Rec. darf nicht mehr einzelnes ausheben; er bemerkt daher nur noch, daß die ganze Reihe von lateinischen Uebersetzungen, worunter Nr. 215 auch die Datheschen aufgenommen sind, 218 Numern beträgt. Die letzte Nr. 218 ist ein seltsames Werk mit dem Titel: *Biblia sacra ita exacte translata ut statim videatur quid refert unaquaeque vox textus, quod nullus antea praestitit interpres! A. D. T. sumptibus Autoris et Centum duntaxat. Ex typis R. Juigné. 8.* Es soll vor 10 Jahren gedruckt und nie in den Buchhandel gekommen seyn, daher es sehr selten ist. Der Anfang lautet: *In principiis creans Domini ad coelos et ad terram, et terra erit profundum et in ea illud, et obscuritas super faciem profundi.* — Man sieht, der Verf. wollte, ohne Hebräisch recht zu verstehen, eine buchstäblich genaue Uebersetzung geben. — Nun folgen noch lat. Uebersetzungen einzelner Theile des A. T. bis zum Schluß des Werks S. 516. — Zur Uebersicht des Inhalts ist jedem Bande ein dreyfacher Index vorangesezt: 1) der beschriebenen Handschriften und Bücher, 2) der Biographien, 3) der Kupfertafeln, deren im ersten B. 14, im zweyten 5 sind. Das ähnliche Bildniß des erhabenen Prinzen, von Skelton sauber gestochen, ziert den ersten Band. L.

### K ö n i g s b e r g .

Ben Aug. Wilh. Unzer: Das britische Zollsystem. Nach den neuesten gesetzlichen Bestimmungen in der Kürze wiedergegeben durch Dr. C. D. Friedländer, Privatdoc. an der Univers. Kö-

nigsberg. 1827. IV u. 58 S. Text u. 76 S. Tab. gr. 8.

Der Hr. Verf., welcher gleich Eingangß des Vorworts sehr bescheiden erklärt, daß dieses Werkchen durchaus keinen Anspruch auf Selbstständigkeit mache, vielmehr nur beabsichtige: in gedrängter Kürze und möglichster Klarheit die Bestimmungen der neuesten britischen Zollgesetzgebung (die nicht allenthalben in Deutschland, selbst nicht allen Kaufleuten in den deutschen Seehäfen der Nord- und Ostsee bekannt sind), deutsch wieder zu geben. Die vorliegende Schrift ist daher, wie der Hr. Verf. selbst gesteht, ein bloßer (jedoch sehr kernhafter) Auszug aus den officiellen Sammlungen der neuesten Zoll- oder indirecten Steuer-Gesetze, die J. D. Hume, Charl. Boyd und James Smyth, 1821 — 1825, gr. 8. herausgegeben haben.

Hr. Prof. Fr. beabsichtigt, durch die vorliegenden Bogen, einen doppelten Zweck: 1) den, seine Landsleute mit dem practischen Gange des britischen Zollwesens bekannt zu machen, und 2) die Steuerpflichtigen, durch bewährte Erfahrungen und Bekanntschaft mit den englischen Zolleinrichtungen, auf den damit verbundenen, oft verwickelten Geschäftsgang aufmerksam zu machen. Dieß letztere ist für alle Klassen des Handelsstandes und der Unterthanen, die mit den britischen Zoll- und Steuerbehörden in Verbindung kommen, sehr wichtig und von großem Nutzen, indem jene, wegen der vielseitig zu beobachtenden Formalien und Vorschriften, gegen unwillkürliche, absichtslose, oft unwissentliche Uebertretungen der Gesetze, gleichsam dadurch gewarnt werden. Daraus geht nach der bestimmten Erklärung des Hn. Verf. deutlich hervor, daß trotz des, vom englischen Parlament so sehr bisher

gerühmten liberalen Handelssystem, seine Zoll-einrichtungen leider noch zu oft dem allgemein für schädlich erkannten Monopolssysteme huldigen, und daß die neuesten Bestimmungen der Königl. Preuß. Zoll- und Steuer-Gesetzgebung in einem weit liberaleren Geiste als die britischen abgefaßt sind. (Vergl. die neueste Verordn. vom 19. Novbr. 1824 in der Ges. Samml. f. d. Kön. Pr. Staat. 1824; Nr. 20. Gesetz 892. S. 181 — 204, welche bis Ende 1827 Anwendung findet.) Ueberdem ist das diesseitige Steuergeschäft, für den Preuß. und jeden andern auswärtigen Steuerpflichtigen, im Ganzen ungleich minder erschwerend, als die in England zur Sicherung der zu erhebenden Gefälle für nöthig erachteten und gesetzlich vorgeschriebenen Maaßregeln. Ohne uns jedoch um die Vor- und Nachtheile gegenseitiger Zoll- und Steuergesetze weiter zu bekümmern, wollen wir nunmehr zur Darstellung und Beurtheilung des vorliegenden Zollsystems schreiten, das in 7 Abschnitte zerfällt, welche sämmtlich durch die liberall citierten neuesten, von König Georg IV. im J. 1825 bestätigten Parlaments-Acten beglaubiget werden.

I. Abschnitt handelt S. 1 — 3 von der Verwaltung. II. Abschn. Allgem. Zollordnung vom 25. Julius 1825, S. 3 — 22. Diese ist von vielen Manifest-Vorschriften und Formularien über Waaren- und Schiffsdeclarationen begleitet, die sämmtlich vom Hrn. Verf. durch mehrere, dem Texte untergelegten lehrreichen Noten vollständig erläutert werden. Welche Güter bey der Ein- und Ausfuhr Beschränkungen unterliegen, diese werden S. 14 — 22 namhaft gemacht und auf die deshalb zu ergreifenden Maaßregeln verwiesen. III. Abschnitt. Vorkehrungen gegen den Schleichhan-

del. S. 22 — 28. Diese sind so bestimmt und geschärft abgefaßt, daß es keine Möglichkeit zu seyn scheint, den Schleichhandel an irgend einer Küste der vereinigten Reiche, geschweige in einem britischen Seehafen, auszuüben. — IV. Abschn. Schifffahrtsacte. S. 28 — 30. Dies ist die 109te Parlam. Acte des 6ten Regierungsjahres Königs Georg IV. in der die Bestimmungen zum Theil aus der seit 170 Jahren schon bekannten Cromwell'schen Navigations-Acte entlehnt sind, die aber von der jetzigen Regierung, durch früher erlassene Verordnungen, un-  
 gemein erleichtert und dem liberalern Bedürfnisse sowohl der britischen als der fremden Völker angepaßt worden. Der Hr. Verf. hat dieses durch lehrreiche Noten unter dem Texte anschaulich gemacht und durch die neuesten Parlaments-Acten sowohl, als durch die jüngsten Verträge mit den nordischen Staaten (außer Rußland) diplomatisch begründet. — V. Abschn. Registerschiffe. S. 30 — 34. Eine, seit ältern Zeiten in der britischen Kauffahrthens-Schiffahrt übliche Gewohnheit, die Nationalität der, auf dem in- und ausländischen Gebiete der vereinigten Königreiche erbaueten Schiffe, durch Einregistrierung derselben auf einem, in den Seehäfen verordneten Zollamte, mittelst einer, von dessen Einnehmer und Controlleur darüber ausgefertigten Acte, dadurch zu beweisen. (Dieses Verfahren kommt schon in der 22sten Parlamentsacte des 8ten Jahres der Regierung Königs Wilhelm III. 1697 und späterhin im 15ten Regierungsjahr Königs Georg II. vor, wo mittelst der 31sten Parlam. Acte, die Erfordernisse eines solchen Register-  
 Zeugnisses genau bestimmt werden, welches später manchen Veränderungen unterworfen, aber im J. 1825 durch die 110te Acte des 6ten Regie-

rungsjahrs Georg IV., einer ganz vollständigen Geseßform unterworfen worden.) Dahin gehört auch die im VI. Abschn. S. 35 — 47 vorkommende neue Pacht-hofs-Ordnung, welche von vielen wörtlichen und tabellarischen Formularien begleitet wird. Selbige ist vor 2 Jahren in London erschienen, und ist eine, in etwas veränderte neue Ausgabe derjenigen, welche unter Georg III. mehrmals, und zuletzt noch unterm 10. April 1819 mittelst der 36sten Acte des 54sten Regierungsjahrs dieses Königs, verbessert erschien. VII. Abschn. S. 48 — 51. Die Ein- und Ausfuhr nach und von den auswärtigen britischen Besizungen betreffend. Diese darf nur nach britischen Freyhäfen geschehen; welche hier S. 48 zuvörderst namhaft gemacht werden, so wie daselbst die Handelsartikel genannt sind, sie mögen in Natur- oder Kunstproducten bestehen, die nach und von den übrigen Reichen, Staaten und Welttheilen aus- und eingeführt werden dürfen, S. 49 flg. S. 51 — 53 folgt das Passagier-Reglement, welches auf die 116te Parl. Acte des 6te Regier. Jahrs Georg IV. gegründet ist. (Im Wesentlichen ist dieses mit wenigen Ausnahmen und Abänderungen erneuerte Reglement für zur See reisende Privatpersonen, aus den Acts for regulating the conveyance of passengers: 43. Georg. III. C. 56; 53. Georg. III. C. 36; 56. Georg. III. C. 83 and C. 114, et 57. Georg. III. C. 10 entlehnt und vom jetzigen Könige in der angeführten Acte genauer und bestimmter ausgedrückt worden.) Dieß kann man auch zum Theil von dem hier S. 53 — 57 eingeschalteten Auszug aus der neuen englischen Bootsen-Ordnung behaupten, welche in der 125. Acte des 6. J. Georg IV. enthal-

ten ist. Zuletzt wird noch S. 57 flg. eine kurze Erklärung des gleich darauf folgenden Tarifs der neuesten Zollgefälle, der in 6. Georg IV. C. 111. vorangeschickt, welche damit anfängt, daß 'die britische Regierung ermächtigt sey, die gesetzlichen Zölle bis zum Betrage von  $\frac{1}{2}$  des Zolls für die Schiffe und Güter der Länder zu erhöhen, welche England nicht auf den Fuß der begünstigsten Nationen behandelte, so wie die Einfuhr derjenigen Manufacturen zu verbieten, oder den Zoll zu erhöhen, deren rohes Material das auswärtige Land nach England auszuführen verbietet.' u. s. w. — Jetzt folgt der neue Steuer-Tarif, oder S. 1 — 50 die Tabelle der Zölle und Gefälle für die Einfuhr der Waaren und Kaufmannsgüter, welche in die vereinigten Königreiche eingeführt werden, nebst dem Rückzoll, der für die Ausfuhr solcher Importen zugestanden wird. Eben so findet sich S. 51 — 53 die Tabelle der Ausfuhrabgaben von Waaren und Kaufmannsgütern, welche aus den vereinigten Königreichen, nach der Fremde ausgeführt werden. Der ganze Tarif ist keines Nutzen stiftenden Auszugs fähig, selbst die Vergleichung einiger wenigen Artikel desselben, mit den frühern gesetzlichen Bestimmungen im Tarif, welche der jetzige König, als Prinz Regent, im Namen seines ruhmwürdigen Vaters, in der 52. Parl. Acte des 59. Regier. J. Georg III. im Sommer 1819 sanctioniert hat, würde ein undankbares Unternehmen seyn, indem durch die sehr häufig von einander abweichenden Zoll- und Steuersätze, für den Seehandel so wenig, als für unsere Leser daraus der mindeste Vortheil entsteht. S. 54 — 60 sind die gesetzlichen Bestimmungen über die Einfuhr des fremden Getreides, des Mehls u. s. w. sowohl

auf den Grund der 26. Acte des 55. Regier. J. Georg III. (v. 23. März 1815), als der 87. Acte des 1. und 2. Reg. J. Georg IV. (v. 10. Jul. 1821); der 60. Acte des 3. Jahres der Regierung dieses Königs (v. 15. Jul. 1822); und der 64. Acte 6. Reg. J. Georg IV. (v. 22. Junius 1822) anschaulich gemacht. S. 60 a) flg. Tabelle über die Prämien für die Ausfuhr verschiedener britischen Fabrikate, die hier genannt sind; dann folgt S. 60 b) flg. die Gebühren-Taxe der englischen Consulate, zu deren pünctlichen Beachtung die 6. Georg IV. c. 87 strenge Vorschriften ertheilt. Zuletzt S. 60 c) flg. noch die Vergleichung der englischen Maaße (und Gewichte) mit den preussischen. Hier sind wir auf einige wenige Angaben gestoßen, die nicht mit den gesetzlichen Bestimmungen der beiderseitigen Länder harmonieren. Die übrigen Proportionen sind, unbedeutende Kleinigkeiten abgerechnet, im Ganzen richtig. Den Beschluß machen S. 61 — 76 dreizehn Schemata, nach welchen die Zollbücher, die durch die Zollbeamten, besonders durch den controllierenden -Aufseher, den Thürhüter und den Packhofs -Inspector über die Lagerung der Kaufmanns-Güter ic. in den Außenhäfen geführt werden müssen, einzurichten sind. Im Ganzen ist dieses vorliegende, äußerst sorgfältig abgefaßte Gesetzbuch, auf die früheren britischen Zoll- und Steuer-Verordnungen, besonders aber auf die 52. Acte des 59. Regierungsjahrs Georg III. im Sommer 1819 gegründet. — Druck und Papier erhöhen auch im Außern den Werth dieses Buchs.

Gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

176. Stück.

Den 3. November 1827.

Berlin, Posen und Bromberg.

Bei Ernst Siegfried Mittler: Geschichte der Revolution Spaniens und Portugals und besonders des daraus entstandenen Krieges. Vom Königl. Preussischen Obersten von Schepeler. 1826. Erster Band. 1807 bis October 1808. X. und 555 S. in 8.

Die Revolutionen von Spanien und Portugal seit dem Jahre 1807, bilden unstreitig einen der wichtigsten und zugleich einen der interessantesten Abschnitte in der Geschichte der neuesten Zeit und haben daher auch bereits mehrfach die Federn in Bewegung gesetzt. Ref. glaubt mit den bedeutenderen über diesen Gegenstand erschienenen Werken nicht ganz unbekannt zu seyn; sie alle ließen ihm jedoch gar manches dunkel und voller Widersprüche. Vieles ward entstellt durch den Parteygeist, vieles durch nationale Vorurtheile und Ansichten; letzteres hauptsächlich bey den Franzosen und noch mehr bey den Engländern, die am wenigsten den spani-

schen Character begriffen zu haben scheinen und daher auch gewöhnlich höchst ungerecht in ihren Urtheilen über die Spanier sind. Von Spaniern und Portugiesen selbst sind nur einige wenige größere Werke über die Geschichte ihrer Revolution erschienen, und diese sind obendrein großentheils unvollendet geblieben oder umfassen nur einzelne Zeiträume, abgesehen davon, daß auch hier eine unparteyische Darstellung kaum zu erwarten war. Um so gespannter war die Erwartung mit der Ref. das vorliegende Werk zur Hand nahm, und er gesteht sehr gern, daß er alle seine Erwartungen nicht nur befriedigt, sondern noch bey weitem übertroffen gefunden und er dieß Werk unbedingt für das Hauptwerk über den behandelten Gegenstand erklären zu können glaubt. Allerdings war aber auch der Verf. durch seine Verhältnisse vor vielen andern zum Geschichtschreiber der Revolutionen der Halbinsel geschikt. Bereits im Jahre 1810 kam er als Major im Corps des Herzogs von Braunschweig Dels nach Spanien, trat dann selbst in spanische Kriegsdienste und lebte seitdem, mit Ausnahme der ersten sechs Monate des Jahres 1814, bis zum Jahre 1823 fortwährend als Militär, dann als Diplomat in Spanien. Ein großer Theil der handelnden Personen war ihm außerdem persönlich bekannt; er schöpfte nicht nur aus den officiellen Nachrichten und sonstigen allgemein zugänglichen Quellen, sondern auch aus mündlichen Mittheilungen und aus zahlreichen Flugschriften, welche außer der Halbinsel selbst nicht bekannt geworden. So vielfach trefflich ausgerüstet, ging der Verf. an die Ausarbeitung seines Werks, das ursprünglich für Spanien selbst bestimmt war (S. 19). Daß ein wahrhaft gebildeter und unterrichteter Mann

nicht als Vertheidiger des Absolutismus und des Obscurantismus auftreten werde, ist nicht anders zu erwarten und auch diese Erwartung wird hier vollkommen gerechtfertigt. Mit einer Freymüthigkeit, wie sie bey seiner Stellung und bey den leider zum Theil herrschend gewordenen Ansichten, als ein doppeltes Verdienst erscheint, bekämpft der Verf. gleich anfangs die mit so vieler Vorliebe und absichtlich von einer gewissen Partey verbreitete Idee, als habe die Geistlichkeit allein die Revolution auf der Halbinsel gemacht, sie allein die Völker für die Rechte ihrer angestammten Fürsten in die Waffen gebracht, woraus alsdann der schmäbliche Schluß gezogen wird, daß Vermehrung des Einflusses und der Gewalt der Geistlichkeit die sicherste Stütze des Throns sey. Es geht vielmehr recht überzeugend aus der ganzen Geschichte jener Revolution hervor — und der Vf. hat nicht unterlassen, darauf bey manchen Anlässen wiederholt aufmerksam zu machen — daß nur deshalb der Geistlichkeit während derselben so oft erwähnt worden, weil sie allerdings großen Theils die unter der Menge herrschend gewordenen Ansichten theilte, ja mit unter selbst wohl zuerst das Nationalgefühl aussprach. Wo sie aber keinen solchen Eifer zeigte, und auch davon fanden sich nicht selten Beispiele, vorzüglich unter der höheren Geistlichkeit, und namentlich unter den Mitgliedern der Inquisition, ging darum dennoch die Revolution, weil sie eben Volkswille war, ihren Gang, that es selbst da, wo die Geistlichen dieselbe zu hintertreiben versuchten und mehr als einmal Opfer ihres unvorsichtigen Strebens wurden. Daß der Fanatismus und der Obscurantismus immer schlechte Anführer und Rathgeber sind, das zeigt eben die Geschichte der spanischen Revolution

gar deutlich; da wo sie vorherrschten, ging es immer am schlechtesten. Gegen diejenigen, welche so gern die ganze spanische Nation für mönchisch fanatisch erklären, weil sich eben jetzt ein großer Theil dieser, wahrlich nicht im natürlichen Gange befindlichen Nation, allerdings so gebärdet, führt der Verf. sehr richtig an, man möge doch nicht vergessen, daß der größte Theil der königlichen Freywilligen aus der Hefe des Volkes bestehe, die noch vor wenigen Jahren gleich eifrig die Constitution feyerten, als sie jetzt die Inquisition hoch leben lassen. Dankbar wird jeder Spanier, der es wohl mit seinem Vaterlande meint, und dankbar jeder Gebildete überhaupt es anerkennen, daß der Verf. auf jede Weise und bey jedem Anlaß den Character des spanischen Volks im allgemeinen, als auch insbesondere den Character der Männer, die in seiner Revolution eine hervorsteckende Rolle gespielt, in ihr wahres Licht zu setzen gesucht hat, um so mehr je verderblicher es für Spanien und seine innere Entwicklung geworden, daß man dasselbe ja auch noch in der neuesten Zeit, wie ausdrücklich bemerkt wird, wiederholt verkannt hat. Strenge Gerechtigkeit, hat der Verf. wie es dem Geschichtschreiber zusteht, aller Orten gegen Todte wie gegen Lebende geübt, wobey denn freylich manche von denen, die seit 1814 als die festesten Stützen des Thrones gepriesen worden, als feile Wetterhähne oder unfähige beschränkte Köpfe so z. B. der dormalige Präsident des Rathes von Castilien Billela, der bekannte Echavarrri und der General Eguya, andere dagegen welche landesflüchtig haben werden müssen, als ehrenwerthe Männer erscheinen. Auch die Enthusiasten für Napoleon und für die glänzenden Waffenthaten der französischen Feldherrn und Armeen,

werden es ihm wohl wenig Dank wissen, daß er rücksichtslos die Wahrheit gesagt hat. Ein sehr zu beherzigendes Wort hat er darüber im Eingange seines Werkes ausgesprochen: 'man sey gerecht gegen mich wenn ich von Ungerechtigkeiten Napoleons und Grausamkeiten der französischen Armee spreche; denn die Wahrheit des Geschehenen wird nicht durch gegenwärtiges Uebel ausgelöscht!' Man ist gewohnt in der Geschichte des Revolutionskriegs in der pyrenäischen Halbinsel nur allein von den Grausamkeiten der Spanier und Portugiesen zu sprechen. Daß bey weitem in den mehrsten Fällen die Franzosen und ihre Bundesgenossen, vornehmlich die Italiäner, zuerst dergleichen übten, wird wiederholt im Verlaufe der Erzählung nachgewiesen. — Es bleibt Ref. jetzt nur noch übrig Plan und Deconomie des Buchs kurzlich anzugeben. Nachdem im Eingange (S. 3—18) über die Eigenthümlichkeiten des spanischen und portugiesischen Characters manche interessante Bemerkungen gegeben worden, wird in der Einleitung (S. 19—66) von der politischen Organisation und dem Zustande Spaniens nach seinen verschiedenen Provinzen gesprochen. Der Regierung Carls IV. oder vielmehr seines Günstlings Godoy ist mit Recht ein besonderer Abschnitt gewidmet. Wie verderblich in jeder Rücksicht die Regierung dieses Günstlings, hauptsächlich auch auf die Moralität der Nation und vor allen der höheren Stände und der Beamten gewirkt, woraus sich auch gar manches in der neuesten Geschichte Spaniens erklärt, wird hier überzeugend nachgewiesen. Die Geschichte der Revolution von Spanien und Portugal selbst ist in diesem ersten Bande durch dreißig Kapitel fortgeführt. Der enge Raum dieser Blätter gestattet nur die Ueberschriften derselben hinzusetzen; doch auch dieß

wird schon hinreichen, das Interesse zu erwecken und einen Beweis von der Vollständigkeit und Ausführlichkeit zu geben, mit welcher der Gegenstand behandelt worden. Erstes Kapitel: Spanischer Revolutionskrieg von 1808. Besetzung Portugals durch Junot, und Verhältnisse Spaniens bis zur Revolution von Aranjuez. Zweytes Kapitel: Abdankung Carls IV. Ferdinands Thronbesteigung und seine Gefangenschaft. Graf Montijo war es vornehmlich, der die Revolution von Aranjuez zum Ausbruch brachte. Ein strenges Urtheil wird über Cevallos gefällt. Ihm gebühre keineswegs das Verdienst, das er sich selbst beygemessen, gleich anfangs Napoleons Plane durchschaut und der Reise Ferdinands nach Bayonne sich widersetzt zu haben; er erscheine vielmehr vom Anfange an, als einer der vollkommensten Wetterhähne, der allerdings mit großer Gewandtheit bey allen Umwälzungen oben zu bleiben gewußt habe. Drittes Kapitel: Der zweyte May. Murat, den man jetzt wieder so oft als das Muster der Ritterlichkeit preisen hört, erscheint hier in einem ganz andern Lichte! Seine Grausamkeit und Treulosigkeit fachten vor allen den Brand an. Viertes Kapitel: Begebenheiten in Madrid bis zum Julius; Verhandlungen in Bayonne. Fünftes Kapitel: Ueber die Natur dieses Kriegs; mit einer Angabe der spanischen und französischen Streitkräfte. Die gesammte spanische Armee, mit Einschluß einiger Regimenter in America und des Corps von la Romana in Dänemark, bestand beym Anfange des Krieges aus etwa 100,000 Mann; die französische, mit Einschluß des Corps von Junot, bis Ende Julius 1808 aus etwa 125,000. Nach einer mitgetheilten Tabelle betrug die Gesamtzahl

der vom 19. October 1807 bis zum 10. Junius 1813 über die Pyrenäen gezogenen französischen und Bundestruppen 673,581 Mann, nebst etwa 18000 Employés aller Art; die Zahl der nach Frankreich zurückmarschierten zusammen 253,534 Mann — der Gesamtverlust demnach 420,047 Mann. An gefangenen Spaniern, Portugiesen und Engländern wurden in demselben Zeitraume nicht mehr als 62,388 Mann über die Pyrenäen nach Frankreich geführt; der größte Theil der gemachten Gefangenen entkam gewöhnlich ehe sie die Pyrenäen erreichten. Sowohl hier als an andern Orten eifert der Verf. und gewiß mit großem Rechte gegen die einseitigen und ungerichten Urtheile, welche die Engländer namentlich über die spanischen Truppen zu fällen gewohnt sind. Sechstes Kapitel: Aufstand von Murcia und Valencia. Die Kunde von den Vorfällen zu Madrid am zweyten May, die Zeitung vom 20. May, welche sämtliche Entsagungsacten der königlich spanischen Familie enthielt, dann der 30ste May, der Namens- tag Ferdinands brachten fast durch ganz Spanien die Insurrection zum Ausbruch. Daß dabey manche Excesse vorkamen, vorzüglich da die oberen Behörden gewöhnlich ängstlich und characterlos wenig Lust bezeigten, den entscheidenden Schritt zu thun und sich an die Spitze des Volks zu stellen, war kaum anders zu erwarten. So geschah es alsdann, daß sich nicht selten schlechte, intrigante Menschen neben den wahren Patrioten, in den bald aller Orten gebildeten Juntas an die Spitze drängten, und die daraus entstehenden Reibungen und Zögerungen und inneren Zwistigkeiten, indem keine Junta der andern gehorchen wollte, wohl aber mehrere zugleich die oberste Leitung in Anspruch nahmen, wurden ein Hauptgrund der häufigen Unfälle, welche die Spanier

vorzüglich in den ersten Zeiten erlitten. Siebentes Kapitel: Moncey's Angriff gegen Valencia. Achtes Kapitel: Plünderung Cuenca's und weitere Kriegsoperationen der Franzosen in Spanien. Die Plünderung von Cuenca durch Caulaincourt, durch Moncey selbst als eine durch nichts zu rechtfertigende Ausschweifung getadelt, erbitterte gleich anfangs die Spanier ganz vorzüglich wegen der Schändung der Kirchen, die die Franzosen sich erlaubt. Neuntes Kapitel: Aufstand von Arragon. In dem Brigadier Don Jose Rebolledo Palafox y Melzi fand hier gleich anfangs das Volk einen tüchtigen Führer. Zwar traten früh die arragonesischen Cortes zu Saragoza zusammen, allein Palafox behauptete nichts desto weniger fortwährend eine beynah dictatorische Gewalt. Zehntes Kapitel: Erste Belagerung von Saragoza. Genau und ausführlich stellt der Verf. die heldenmüthige Vertheidigung der Spanier dar. Auf 15000 Mann berechnet er den Verlust der Franzosen bey dieser ersten Belagerung, auf 10000 von jedem Alter und Geschlecht den der Spanier. Elftes Kapitel: Aufstand von Catalonien. Jenen Character von Unabhängigkeit und Unbeugsamkeit, der von jeher Catalonien auszeichnete, behauptete dasselbe auch während der Revolution; keine andere Provinz bot zugleich durch ihre natürliche Beschaffenheit für den kleinen Krieg ähnliche Vortheile dar. Nur daß es den Franzosen gleich bey ihrem ersten Einrücken in Spanien gelungen war, durch List und Gewalt sich Barcelonas zu bemächtigen; hemmte eine Zeitlang die Anstrengungen der Catalonier, indem es ihnen an einem gemeinsamen Mittelpuncte gebrach. Die Grausamkeiten der Franzosen — auch hier waren sie es, die zuerst das

Beispiel gaben — machten jedoch bald die Insurrection allgemein; zu Verida, dann zu Tarragona bildete sich eine Junta suprema für Catalonien. Zwölftes Kapitel: Aufstand in den Balearen und weitere Kriegsoperationen in Catalonien. Dreyzehntes Kapitel: Revolution in Andalusien. Daß in dieser Provinz bey dem Ausbruche der Revolution hauptsächlich manche blutige Ausschweifungen vorkamen, war vor allen das Werk des Grafen Lillo, eines verworfenen Menschen, der durch Spiel und Viederlichkeit zu Grunde gerichtet, sich durch Intriguen aller Art bald einen bedeutenden Einfluß in der neu gebildeten Junta zu verschaffen wußte, wobey ihm die Schwäche des in der Provinz commandierenden Generals Castannos trefflich zu Hülfe kam. Vierzehntes Kapitel: Aufstand in Cadix, Ober-Andalusien und Granada. Der General Theodor Reding, der zu Malaga befehligte, war einer der wenigen höheren Befehlshaber, der gleich anfangs und ohne zu zaudern die Sache des Volkes ergriff und dadurch manche Unordnungen verhinderte. Fünfzehntes Kapitel: Fortsetzung der Geschichte der Junta von Sevilla und Anfang der Operationen Duponts. Castannos, obwohl mehr Hoffmann als Feldherr, erwarb sich dennoch unstreitig ein großes Verdienst dadurch, daß er sich von dem Nationalvorurtheil gegen die Engländer frey erhielt und auf jede Weise die engere Verbindung mit England beförderte, was unter den damaligen Umständen von entscheidender Wichtigkeit war. Sechzehntes Kapitel: Operationen Duponts in Andalusien. Siebenzehntes Kapitel: Schlacht von Baylen. Dem General Reding gebührt das Verdienst des Sieges, wiewohl Castannos den Ruhm davon

trug. Daß die Capitulation Duponts von den Spaniern verlest worden, leugnet unser Verf. nicht, zugleich führt er jedoch aber auch an, was eine solche Verletzung wenigstens einigermaßen entschuldigen mochte, vorzüglich den Mangel an spanischen Schiffen, um das französische Corps, wie ausgemacht war, nach Frankreich zu führen und daß die englischen Admirale die Freypässe für die Ueberfahrt verweigerten.

Achtzehntes Kapitel: Aufstand in Badajoz und Estremadura. Die Bewegungen in Estremadura, wiewohl ebenfalls im Anfange durch das Schwanken der oberen Autoritäten aufgehalten, theilten sich bald dem benachbarten Portugal mit und auch hier war es hauptsächlich das unmenschliche Verfahren der Franzosen, namentlich zu Beja und Evora, welches die Insurrection allgemein machte.

Neunzehntes Kapitel: Aufstand in Alentejo.

Zwanzigstes Kapitel: Aufstand von Ciudad Rodrigo und des Nordens von Portugal. Auch in Portugal bildete sich anfangs eine Menge von einander unabhängiger Junten, doch ward hier bald durch die Engländer die Einheit wieder hergestellt.

Ein und zwanzigstes Kapitel: Begebenheiten in Lifsabon, Dispositionen Junots und Rüstungen im Norden Portugals.

Zwey und zwanzigstes Kapitel: Landung der Engländer; Schlacht bey Bimeira und Capitulation Junots. Ueber die Convention von Cintra fällt der Verf. ein strenges Urtheil; daß Dalrymple und Burrard dieselbe schließen konnten, erklärt er hauptsächlich, mit den Worten des Bruders des bekannten Generals Moore, dadurch, daß die englischen Truppen damals noch nicht auf lange Landcampagnen eingeübt, sondern nur Seeexpeditionen zu un-

ternehmen gewohnt gewesen. Die Engländer betrachteten damals Portugal noch wie eine Insel mit einer Flotte, und beides verschaffte ihnen die Convention von Cintra. Nur mit Mühe wurde den Franzosen bey ihrer Einschiffung ein Theil des geraubten, öffentlichen und Privateigenthums wieder abgenommen. Drey und zwanzigstes Kapitel: Revolution in Asturien und Gallizien. Vier und zwanzigstes Kapitel: Aufstand in Alt-Castilien und Leon. Fünf und zwanzigstes Kapitel: Militärische Operationen der Generale Cuesta und Blake. Die von Anfang an herrschende Spannung zwischen Cuesta, dem Generalcapitän von Alt-Castilien und dem zum Oberbefehlshaber in Gallizien ernannten General Blake, führte hauptsächlich zu dem Verluste der Schlacht von Rio secco. Beide Generale gehörten zugleich vorzüglich zu denen, welche unser Verf. Schlachtenlieferer und Schlachtenverlierer nennt, wie denn überhaupt die Insurgenten sich dadurch gar manchen Unfall zuzogen, daß sie immer in offener Feldschlacht die Franzosen besiegen wollten. Sechs und zwanzigstes Kapitel: Joseph Napoleon zu Madrid. Sieben und zwanzigstes Kapitel: Erfolg der Begebenheiten in Valencia und Andalusien. Acht und zwanzigstes Kapitel: Einzug der Spanier in Madrid und Vorbereitungen zur Junta Central. Neun und zwanzigstes Kapitel: Zusammentreten der Junta Central. Nur der Rath einer von ihr zu ernennenden obersten executiven Behörde hatte die Central Junta, nach der Meinung der Provinzial-Junten seyn sollen, welche die oberste legislative Gewalt in ihren Provinzen keinesweges aufzugeben gesonnen waren; statt dessen aber

erklärte sich dieselbe alsbald zur höchsten souveränen Behörde für ganz Spanien und Indien. Dreyßigstes Kapitel: das spanische Corps unter la Romana in Dänemark. Die Art und Weise, wie la Romana von der in Spanien ausgebrochenen Insurrection benachrichtigt worden, wird hier auf eine von der gewöhnlichen Tradition abweichende Art, zugleich aber auch ausführlich und mit allen Nebenumständen erzählt. Mit der Entfernung des Corps von la Romana nach England endigt dieser erste Band. Nach der Ausführlichkeit und der ganzen Einrichtung desselben zu urtheilen, wird das Werk wohl eine ziemliche Reihe von Bänden enthalten. Das soll jedoch keineswegs als Tadel ausgesprochen seyn, vielmehr freut sich Ref. einen so wichtigen Abschnitt der Zeitgeschichte endlich einmahl ausführlich und umfassend behandelt zu sehen. Gerade das Detail allein mag hier manche verkehrte Vorstellung berichtigen und eine klare, richtige Ansicht gewähren und wie vieles hier zu berichtigen war und wie vieles berichtet worden, davon liefert schon dieser Band den überzeugendsten Beweis. Bis wie weit die Geschichte fortgeführt werden soll, ist nirgends angegeben; möchten es dem Vf. die Verhältnisse gestatten, auch über die neuesten Revolutionen der Halbinsel seine Belehrungen und Aufklärungen mitzutheilen! Ein Werk, wie das vorliegende, das so recht eigentlich aus dem Leben hervorgegangen ist, ist in jeder Rücksicht eine wahre Bereicherung unserer geschichtlichen Literatur.

### G ö t t i n g e n.

Einige Nachrichten über die ältesten Schulen Göttingens, besonders über das 1586 gestiftete Gymnasium, dessen Verfassung, Lehrgegenstände, Gesetze und Disciplin, vom M. J. Fr. Ad. Kirsten, Dir. 1827. 23 S. in 8.

Die vorliegende Schrift erschien als Einladung zu der am 15. Oct. d. J. zu haltenden Censurfeyerlichkeit. Gewiß lassen sich, bey der auch nach den Arbeiten eines Kuhkopf und weniger andern, noch immer so mangelhaften Geschichte unsers ältern gelehrten Schulwesens keine passendere Gegenstände zu solchen Einladungsschriften wählen, als die sich auf die frühern Schicksale dieser Lehranstalten beziehen. Das Interesse wird bey dem hiesigen Gymnasium noch dadurch erhöht, daß dessen frühere Celebrität und geräumiges Local in dem vormaligen Paulinerkloster, dem jetzigen Bibliotheksgebäude, nicht ohne Einfluß auf die Wahl Göttingens bey Errichtung der Universität gewesen ist. Die erste Entstehung einer hiesigen gelehrten Schule liegt im Dunkel. Die früheste Spur davon findet sich in zwey Urkunden von den Jahren 1312 und 1339, in denen ein Rector Scholarum Gottingensium, Namens Rudolph, als Zeuge aufgeführt wird. Dieß ist aber auch Alles was wir davon wissen. Im Jahre 1494 ward eine lateinische Stadtschule gestiftet. Sie stand neben der Pfarrwohnung hinter der Johanniskirche, ward aber nachher die Wohnung des Totengräbers. Als diese im Jahre 1774 bey Erbauung der neuen Pfarrwohnung abgebrochen ward, fand man in einem hölzernen Balken eine lateinische Inschrift, welche den Zeitpunkt ihrer Errichtung angab. Die Lehrer waren ein Rector, Conrector, Cantor und zwey Vocati, oder Collaboratores. Der Unterricht beschränkte sich auf die lateinische Sprache. Erst die Reformation führte hier so wie anderwärts auf das Bedürfniß einer umfassendern Lehranstalt; und so ward auf Luthers Betrieb von dem Stadtmagistrat nach Aufhebung des Paulinerklosters in diesem neben der lateinischen Schule ein hö-

heres Institut, unter dem Namen Pädagogium in den Jahren 1529 und 1530 gestiftet, und mit den nöthigen Einkünften aus dem Casland und eingezogenen geistlichen Gütern versehen; wobey 1542 drey Magistri legentes als Professoren angestellt wurden. Aber die Zeiten waren zu ungünstig, und unter den Stürmen des Religionskrieges ging nach der Zertrümmerung des Schmalkaldischen Bundes das kaum gestiftete Pädagogium wieder ein. Doch beschloß der Magistrat es sobald als möglich zu erneuern und zu verbessern. Dieß kam aber erst im J. 1586 zu Stande. Die alte lateinische Schule wurde eingezogen, und mit dem Pädagogium vereinigt; die zusammen, jene die untere und dieses die obere Schule bildeten, von denen jede drey Klassen enthielt. An Heinrich Petreius aus Dransfeld, vorher Rector in Frankfurt, von wo er wegen angeschuldigter Irrlehren sich hatte wegbegeben müssen, fand man einen tüchtigen Vorsteher. Die Lehrer der obern Klassen hießen Professoren; die unteren Klassen bildeten eigentlich eine Bürgerschule. Das damals sehr berühmte Straßburger Gymnasium ward in Beziehung auf die Lehrgegenstände und die Lehrmethode zum Muster genommen. Sowohl darüber, als die Einrichtung der Disciplin, die dadurch erleichtert ward, daß die Lehrer ihre Wohnungen in dem vormaligen Klostergebäude hatten, breitet sich die Schrift des Hn. Directors weiter aus; und gibt dadurch einen sehr lehrreichen Beytrag für die Geschichte des damaligen gelehrten Schulwesens. Sie umfaßt indeß, wie man sieht, nur die früheste Periode; allein am Schluß erregt ihr würdiger Verfasser die Hoffnung, sie auch durch die folgenden Zeiträume durchzuführen; wodurch er sich gewiß den Dank vieler, die auf dieser Lehranstalt den Grund zu

ihrer Bildung legten, auch außer unserer Stadt, erwerben wird. Hn.

### P a r i s.

Dictionnaire français-wolof et français-bambara, suivi du dictionnaire wolof-français; par M. J. Dard, bachelier ès sciences, ancien élève du musée d'histoire naturelle de Paris, ancien instituteur de l'école du Sénégal etc. Imprimé par autorisation du roi à l'imprimerie royale. 1825. XXXII u. 300 S. 8.

Franzosen und Engländer sind vor zehn oder zwölf Jahren fast zu gleicher Zeit auf den glücklichen Gedanken gekommen, die Cultivirung und Bekehrung der Neger durch Anlegung passender Elementarschulen in Afrika selbst zu befördern, und schon haben beide Völker den Anfang des guten Erfolgs dieser Bemühungen gesehen. Hr. Dard reiste im J. 1816 in dieser Absicht von Paris nach St. Louis und hatte bey dem Lehrgeschäft die beste Gelegenheit sich mit den Landes Sprachen Senegambiens bekannt zu machen. Bald konnte er auch Sprachlehren und Wörterbücher dieser Sprachen verfertigen und sandte sie zum Druck auf königl. Kosten nach Paris, da solche Elementarwerke über scheinbar ungebildete und nie von den Negern geschriebene Sprachen dennoch für Europäer, die sich zu Reisen im innern Afrika vorbereiten, für die Lehrer jener Elementarschulen, und, wir dürfen mit Recht hinzufügen, für die allgemeine und philosophische Sprachenkunde einen mehrfachen Nutzen haben. Es ist bekannt, daß wie in Afrika überhaupt sich die größte Mannigfaltigkeit der verschiedensten Sprachen findet, welche im Vergleich mit den wenigen Grundsprachen Asiens und Europas dem Sprachforscher auffallend erscheinen muß, so vorzüglich auch in Senegambien die verschiedensten Sprachen

herrschen. Von diesen scheint die Bambarasprache, über welche die Vorrede und das Werk selbst kein Wort der Erläuterung hinzufügt, nach den Berichten der Reisenden im Innern Senegambiens gesprochen zu werden; die Wolof (Falof)-Sprache, die außer der mit der Religion Muhammeds in ganz Senegambien verbreiteten arabischen Sprache am weitesten herrscht, war schon früher einigen Proben nach bekannt, wie der ungenannte Hrsg. in der Vorrede nachweist. Obgleich diese Sprache noch nie Schriftsprache geworden ist, so hat sie doch eine erstaunliche Regelmäßigkeit und Klarheit der grammatischen Bildungen, deren Reichthum alles übersteigt, was wir in europäischen Sprachen bemerken; und so bestätigt diese Negersprache die Wahrheit, daß die ursprünglichen Bildungen einer Ursprache höchst klar, durchgreifend und unglaublich reich seyn können, bis sie sich allmählich abreiben, verlieren oder durch Sprachenvermischung verwirren. Von jeder Wurzel kann es 11 Variationen geben, z. B. *sopa* lieben, *sopé* mit Zartheit lieben, *sopanté* sich gegenseitig lieben, *sopou* sich selbst lieben, *soplo* lieben lassen, *sopi* lieben wollen, *sopati* noch lieben, *sopadi* wenig lieben, *sopou* nicht lieben, *sopatou* nicht mehr lieben, *sopsopa* beständig lieben. Die letzte Bildung ist durch Verdoppelung des Stammes gebildet, und bestätigt so die Bildung und Bedeutung der hebräischen Steigerungsformen, die Ref. ähnlich erklärt hat. Die Herausgabe der Wolof-Grammatik des Rfs. wäre also zu wünschen. In dem Vericon selbst wäre zu wünschen, daß die fremden arab. Wörter unterschieden wären, z. B. *aloua* S. 147 ist **الواح** Tafeln, *aldiouma* **الجمعة** Freitag; so würde noch deutlicher seyn, daß die Sprache mit keiner europäischen oder asiatischen zusammenhängt.

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

177. Stück.

Den 5. November 1827.

G ö t t i n g e n.

Am 8. October überreichte Hr. Hofr. Gauß der Königl. Societät eine Vorlesung: *Disquisitiones generales circa superficies curvas*. Obgleich die Geometer sich viel mit allgemeinen Untersuchungen über die krummen Flächen beschäftigt haben, und ihre Resultate einen bedeutenden Theil des Gebiets der höhern Geometrie ausmachen, so ist doch dieser Gegenstand noch so weit davon entfernt, erschöpft zu seyn, daß man vielmehr behaupten kann, es sey bisher nur erst ein kleiner Theil eines höchst fruchtbaren Feldes angebauet. Der Verf. hat schon vor einigen Jahren durch die Auflösung der Aufgabe, alle Darstellungen einer gegebenen Fläche auf einer andern zu finden, bey welchen die kleinsten Theile ähnlich bleiben, dieser Lehre eine neue Seite abzugewinnen gesucht: der Zweck der gegenwärtigen Abhandlung ist, abermals andere neue Gesichtspuncte zu eröffnen, und einen Theil der neuen Wahrheiten, die dadurch zugänglich werden, zu entwickeln. Wir werden davon hier anzeigen, was ohne zu große Weitläufigkeit verständlich gemacht werden kann, müssen aber dabey im Voraus

bemerken, daß sowohl die neuen Begriffsbildungen, als die Theoreme, wenn die größte Allgemeinheit umfaßt werden soll, zum Theil noch einiger Beschränkungen oder nähern Bestimmungen bedürfen, welche hier übergangen werden müssen.

Bei Untersuchungen, wo eine Mannigfaltigkeit von Richtungen gerader Linien im Raume ins Spiel kommt, ist es vorthailhaft, diese Richtungen durch diejenigen Punkte auf der Oberfläche einer festen Kugel zu bezeichnen, welche die Endpunkte der mit jenen parallel gezogenen Radien sind: Mittelpunkt und Halbmesser dieser Hülfskugel sind hierbey ganz willkürlich; für letztern mag die Lineareinheit gewählt werden. Dieß Verfahren kommt im Grunde mit demjenigen überein, welches in der Astronomie in stetem Gebrauch ist, wo man alle Richtungen auf eine fingierte Himmelskugel von unendlich großem Halbmesser bezieht. Die sphärische Trigonometrie, und einige andere Lehrsätze, welchen der Vf. noch einen neuen von häufiger Anwendbarkeit beygefügt hat, dienen dann zur Auflösung der Aufgaben, welche die Vergleichung der verschiedenen vorkommenden Richtungen darbieten kann.

Wenn man die Richtung der an jedem Punct einer krummen Fläche auf diese errichteten Normale durch den nach dem angedeuteten Verfahren entsprechenden Punct der Kugeloberfläche bezeichnet, also jedem Punct der krummen Fläche in dieser Beziehung einen Punct der Oberfläche der Hülfskugel entsprechen läßt, so wird, allgemein zu reden, jeder Linie auf der krummen Fläche eine Linie auf der Oberfläche der Hülfskugel, und jedem Flächenstück von jener ein Flächenstück von dieser entsprechen. Je geringer die Abweichung jenes Stückes von der Ebene ist, desto kleiner wird der entsprechende Theil der Kugeloberfläche seyn, und es ist mithin ein sehr natürlicher Gedanke zum Maasstabe

der Totalkrümmung, welche einem Stück der krummen Fläche beizulegen ist, den Inhalt des entsprechenden Stückes der Kugelfläche zu gebrauchen. Der Vf. nennt daher diesen Inhalt die ganze Krümmung des entsprechenden Stückes der krummen Fläche. Außer der Größe kommt aber zugleich noch die Lage der Theile in Betracht, die, ganz abgesehen von dem Größenverhältniß, in den beiden Stücken entweder eine ähnliche, oder eine verkehrte seyn kann: diese beiden Fälle werden durch das der Totalkrümmung vorzusetzende positive oder negative Zeichen unterschieden werden können. Diese Unterscheidung hat jedoch nur insofern eine bestimmte Bedeutung, als die Figuren auf bestimmten Seiten der beiden Flächen gedacht werden: der Vf. nimmt sie bey der Kugelfläche auf der äußern und bey der krummen Fläche auf derjenigen Seite, wo man sich die Normale errichtet denkt, und es folgt dann, daß das positive Zeichen bey convex-converen oder concav-concaven Flächen (die nicht wesentlich verschieden sind), und das negative bey concav-converen Statt hat. Wenn das in Rede stehende Stück der krummen Fläche in dieser Beziehung aus Theilen ungleicher Art besteht, so werden noch nähere Bestimmungen nothwendig, die hier übergangen werden müssen.

Die Vergleichung des Inhalts zweyer einander correspondirender Stücke der krummen Fläche und der Oberfläche der Hülfskugel führt nun (auf dieselbe Art wie z. B. aus der Vergleichung von Volumen und Masse der Begriff von Dichtigkeit hervorgeht) zu einem neuen Begriffe. Der Vf. nennt nämlich Krümmungsmaß in einem Punct der krummen Fläche den Werth des Bruches, dessen Nenner der Inhalt eines unendlich kleinen Stückes der krummen Fläche in diesem Punct, und der Zähler der Inhalt des entsprechenden Stückes der Fläche der Hülfskugel, oder

die ganze Krümmung jenes Elements ist. Man sieht, daß, in dem Sinn des Vf., ganze Krümmung und Krümmungsmaaß bey krummen Flächen dem analog ist, was bey krummen Linien resp. Amplitudo und schlechtthin Krümmung genannt wird; er fand Bedenken, die letztern mehr durch Gewohnheit als wegen Angemessenheit recipierten Ausdrücke auf die krummen Flächen zu übertragen. Uebrigens liegt weniger an den Benennungen selbst, als daran, daß ihre Einführung durch prägnante Sätze gerechtfertigt wird.

Die Auflösung der Aufgabe, das Krümmungsmaaß in jedem Punct einer krummen Fläche zu finden, erscheint in verschiedener Gestalt, nach Maaßgabe der Art, wie die Natur der krummen Fläche gegeben ist. Die einfachste Art ist, indem die Puncte im Raum allgemein durch drey rechtwinkliche Coordinaten  $x, y, z$  unterschieden werden, eine Coordinate als Function der beiden andern darzustellen: dabey erhält man den einfachsten Ausdruck für das Krümmungsmaaß. Zugleich ergibt sich aber ein merkwürdiger Zusammenhang zwischen diesem Krümmungsmaaß und den Krümmungen derjenigen Curven, die durch den Schnitt der krummen Fläche mit Ebenen senkrecht auf dieselbe, hervorgehen. Bekanntlich hat Euler zuerst gezeigt, daß zwey dieser schneidenden Ebenen, die einander gleichfalls unter einem rechten Winkel schneiden, die Eigenschaft haben, daß in der einen der größte, in der andern der kleinste Krümmungshalbmesser Statt findet, oder richtiger, daß in ihnen die beiden äußersten Krümmungen vorkommen. Hier ergibt sich nun aus dem erwähnten Ausdruck für das Krümmungsmaaß daß dieses einem Bruche gleich wird, dessen Zähler die Einheit, der Nenner das Product der beiden äußersten Krümmungshalbmesser wird. — Weniger einfach wird der Ausdruck für das Krümmungsmaaß, wenn die Natur der krum-

men Fläche durch eine Gleichung zwischen  $x, y, z$ , bestimmt ist, und noch zusammengesetzter wird jener, wenn die Natur der krummen Fläche dadurch gegeben ist, daß  $x, y, z$  in der Gestalt von Functionen zweyer neuen veränderlichen Größen  $p, q$  dargestellt sind. Im letzten Fall enthält der Ausdruck funfzehn Elemente, nämlich die partiellen Differentialquotienten der ersten und zweyten Ordnung von  $x, y, z$  nach  $p$  und  $q$ : allein er ist weniger wichtig an sich, als weil er den Uebergang zu einem andern bahnt, der zu den merkwürdigsten Sätzen in dieser Lehre gerechnet werden muß. Bey jener Art, die Natur der krummen Fläche darzustellen, hat der allgemeine Ausdruck für irgend ein Linearelement auf derselben, oder für  $\sqrt{(dx^2 + dy^2 + dz^2)}$ , die Form

$$\sqrt{(E dx^2 + 2F dx \cdot dy + G dy^2)}$$

wobei  $E, F, G$  wiederum Functionen von  $p$  und  $q$  werden; der erwähnte neue Ausdruck für das Krümmungsmaaß enthält nun bloß diese Größen, und ihre partiellen Differentialquotienten der ersten und zweyten Ordnung. Man sieht also, daß zur Bestimmung des Krümmungsmaaßes bloß die Kenntniß des allgemeinen Ausdrucks eines Linearelements erforderlich ist, ohne daß es der Ausdrücke für die Coordinaten  $x, y, z$  selbst bedarf. Eine unmittelbare Folge davon ist der merkwürdige Lehrsatz: Wenn eine krumme Fläche, oder ein Stück derselben auf eine andere Fläche abgewickelt werden kann, so bleibt nach der Abwicklung das Krümmungsmaaß in jedem Punct ungeändert. Als specieller Fall folgt hieraus ferner: In einer krummen Fläche, die in eine Ebene abgewickelt werden kann, ist das Krümmungsmaaß überall = 0. Man leitet daraus sofort die charakteristische Gleichung der in eine Ebene abwicklungsfähigen Flächen ab, nämlich, in so fern  $z$  als Function von  $x$  und  $y$  betrachtet wird,

$$\frac{d d z}{d x^2} \cdot \frac{d d z}{d y^2} - \left( \frac{d d z}{d x \cdot d y} \right)^2 = 0$$

eine Gleichung die zwar längst bekannt, aber nach des Vf. Urtheil bisher nicht mit der erforderlichen Stränge bewiesen war.

Diese Sätze führen dahin, die Theorie der krummen Flächen aus einem neuen Gesichtspuncte zu betrachten, wo sich der Untersuchung ein weites noch ganz unangebauetes Feld öffnet. Wenn man die Flächen nicht als Grenzen von Körpern, sondern als Körper, deren eine Dimension verschwindet, und zugleich als biegsam, aber nicht als dehnbar betrachtet, so begreift man, daß zweyerley wesentlich verschiedene Relationen zu unterscheiden sind, theils nämlich solche, die eine bestimmte Form der Fläche im Raume voraussetzen, theils solche, welche von den verschiedenen Formen, die die Fläche annehmen kann, unabhängig sind. Die letztern sind es, wovon hier die Rede ist: nach dem, was vorhin bemerkt ist, gehört dazu das Krümmungsmaaß; man sieht aber leicht, daß eben dahin die Betrachtung der auf der Fläche construierten Figuren, ihrer Winkel, ihres Flächeninhalts und ihrer Totalkrümmung, die Verbindung der Puncte durch kürzeste Linien u. dgl. gehört. Alle solche Untersuchungen müssen davon ausgehen, daß die Natur der krummen Fläche an sich durch den Ausdruck eines unbestimmten Linearelements in der Form  $\sqrt{E dp^2 + 2F dp \cdot dq + G dq^2}$  gegeben ist. Der Vf. hat gegenwärtiger Abhandlung einen Theil seiner seit mehreren Jahren auf diesem Felde angestellten Untersuchungen einverleibt, indem er sich auf solche einschränkte, die von dem ersten Eintritt nicht zu entfernt liegen und zum Theil als allgemeine Hülfsmittel zu vielfachen weitern Untersuchungen dienen können. Bey unsrer Anzeige müssen wir uns noch mehr beschränken, und uns begnügen, nur einiges als Probe anzuführen. Als solche mögen folgende Lehrrsätze dienen.

Wenn auf einer krummen Fläche von Einem Anfangspuncte ein System unendlich vieler kürzester Linien von gleicher Länge ausläuft, so schneidet die durch ihre Endpuncte gehende Linie jede derselben unter rechten Winkeln. Wenn an jedem Puncte einer beliebigen Linie auf einer krummen Fläche kürzeste Linien von gleicher Länge senkrecht gegen jene Linie gezogen sind, so sind diese alle auch senkrecht gegen diejenige Linie, welche ihre andern Endpuncte verbindet. Diese beiden Lehrsätze, wovon der zweyte als eine Generalisirung des ersten betrachtet werden kann, werden sowohl analytisch, als durch einfache geometrische Betrachtungen bewiesen. Der Ueberschuß der Summe der Winkel eines aus kürzesten Linien gebildeten Dreyecks über zwey Rechte ist der Totalkrümmung des Dreyecks gleich. Es wird hiebey angenommen, daß für die Winkel derjenige, dem ein dem Halbmesser gleicher Bogen entspricht, ( $57^{\circ} 17' 45''$ ), und für die ganze Krümmung, als Stück der Fläche der Hülfskugel, der Inhalt eines Quadrats, dessen Seite der Halbmesser der Hülfskugel ist, als Einheit zum Grunde liegt. Offenbar kann man dieß wichtige Theorem auch so ausdrücken: der Ueberschuß der Winkel eines aus kürzesten Linien gebildeten Dreyecks über zwey Rechte verhält sich zu acht Rechten, wie das Stück der Oberfläche der Hülfskugel, welches jenem als ganze Krümmung entspricht, zu der ganzen Oberfläche der Hülfskugel. Allgemein wird der Ueberschuß der Winkel eines Polygons von  $n$  Seiten, wenn diese kürzeste Linien sind, über  $2n - 4$  Rechte, der ganzen Krümmung des Polygons gleich seyn.

Die allgemeinen in der Abhandlung entwickelten Untersuchungen werden am Schluß derselben noch auf die Theorie der durch kürzeste Linien gebildeten Dreyecke angewandt, wovon wir hier nur ein paar Haupttheoreme anführen. Sind  $a, b, c$  die Seiten eines solchen Dreyecks (die als Größen der ersten

Ordnung betrachtet werden);  $A, B, C$  die gegenüberstehenden Winkel;  $\alpha, \beta, \gamma$  die Krümmungsmaße in den Winkelpunkten;  $\sigma$  der Flächeninhalt des Dreiecks, so ist, bis auf Größen der vierten Ordnung,  $\frac{1}{3}(\alpha + \beta + \gamma)\sigma$  der Ueberschuß der Summe  $A + B + C$  über zwey Rechte. Ferner sind, mit derselben Genauigkeit, die Winkel eines ebenen geradlinigen Dreiecks, dessen Seiten  $a, b, c$  sind, der Ordnung nach

$$A = \frac{1}{12} (2\alpha + \beta + \gamma)\sigma$$

$$B = \frac{1}{12} (\alpha + 2\beta + \gamma)\sigma$$

$$C = \frac{1}{12} (\alpha + \beta + 2\gamma)\sigma$$

Man sieht sogleich, daß das letztere Theorem eine Generalisierung des bekannten von Legendre zuerst aufgestellten ist, nach welchem man, bis auf Größen der vierten Ordnung, die Winkel des geradlinigen Dreiecks erhält, wenn man die Winkel des sphärischen jeden um den dritten Theil des sphärischen Excesses vermindert. Auf einer nichtsphärischen Fläche muß man also den Winkeln ungleiche Reductionen beyfügen, und die Ungleichheit ist allgemein zu reden eine Größe der dritten Ordnung; wenn jedoch die ganze Fläche nur wenig von der Kugelgestalt abweicht, so involviert jene noch außerdem einen Factor von der Ordnung der Abweichung von der Kugelgestalt. Es ist unstreitig für die höhere Geodäsie wichtig, daß man im Stande ist, die Ungleichheiten jener Reductionen zu berechnen, und dadurch die volle Ueberzeugung zu erhalten, daß sie für alle meßbaren Dreiecke auf der Oberfläche der Erde als ganz unmerklich zu betrachten sind. So finden sich z. B. in dem größten Dreiecke der von dem Verf. ausgeführten Triangulierung, dessen größte Seite fast 16 geographische Meilen lang ist, und in welchem der Ueberschuß der Summe der drey Winkel über zwey Rechte fast 15 Secunden beträgt, die drey Reductionen der Winkel auf die Winkel eines geradlinigen Dreiecks  $4''95113$ ,  $4''95104$ ,  $4''95131$ . Uebrigens hat der Vf. auch die in den obigen Ausdrücken fehlenden Glieder der vierten Ordnung entwickelt, die für die Kugelfläche eine sehr einfache Form erhalten; bey meßbaren Dreiecken auf der Oberfläche der Erde sind sie aber ganz unmerklich, und in dem angeführten Beyspiel würden sie die erste Reductio nur um zwey Einheiten der fünften Decimale vermindert und die dritte eben so viel vergrößert haben.

G ö t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

178. 179. Stück.

Den 8. November 1827.

U t r e c h t.

Bey Altheer: *Initia philosophiae Platonicae*, auctore Phil. Guil. van Heusde. Pars prior. 1827. 201 Seiten in 8.

Wenn sich nicht leugnen läßt, daß in jeder originalen Philosophie bis jetzt die ganze Denk- und Sinnesart ihres Urhebers eben so unverkennbar, als die ihm eignen Resultate seiner Forschungen, sich ausgesprochen haben, so gilt diese Bemerkung vorzüglich von der platonischen Philosophie. Was man, nach der neueren Art zu reden, den Geist eines Systems nennt, läßt sich bestreiten auch in der platonischen Philosophie, die sich selbst nirgends in systematischer Form dargestellt hat, vielleicht weniger, als in jeder andern, nachweisen, wenn man das Eigenthümliche des Platonismus auf eine trockene Vergleichung der platonischen Lehren mit den Lehren andrer Schulen zurückführen will. Und diesen Geist des wahren Platonismus richtig aufzufassen, ist noch keinem Schriftsteller, der uns in

die platonische Academie einzuführen versucht hat, unsers Erachtens in einem solchen Grade gelungen, wie dem holländischen Gelehrten; dessen Arbeit wir hier anzeigen. Von ihm darf man sagen; daß er in dieser Philosophie lebt und webt, wenn er auch in einige ihrer speculativen Begriffe nur unvollkommen eingedrungen seyn sollte. Zum Humanisten gebildet in der Schule des trefflichen Wyttenbach, der auch als philosophischer Kopf in einer gewissen Sphäre einen nicht unbedeutenden Einfluß auf den öffentlichen Unterricht in den Niederlanden erhalten, hat er mit entschiedener Vorliebe die Werke Platos zum Gegenstande seiner philologischen und philosophischen Studien gewählt. Diese Vorliebe ist zu einem Enthusiasmus geworden, den man in seiner Art auch einen platonischen nennen kann. Als philologischer Bearbeiter der Werke Plato's ist der Verfasser längst, unter andern durch sein Specimen criticum in Platonem, bekannt. Durch die nun vor uns liegenden Initia philosophiae Platonicae will er uns in das Innere dieser Philosophie einführen, nicht um einen systematischen Abriß von ihr zu geben, auch nicht um zu einer durchgreifenden Prüfung der platonischen Lehren den Grund zu legen, sondern nur um recht lebendig dasjenige hervorzuheben, was man sich, wie wir schon oben bemerkten, als den Geist der platonischen Philosophie zu denken hat. Die ganze Darstellung drückt die Begeisterung aus, von der der Verf. für seinen Plato erfüllt ist, und die sich in einem classischen Latein, hinreißend und ohne Phrasenprunk, jedem für platonische Lehren empfänglichen Gemütthe mittheilen muß. Wir wollen also auch hier nicht mit kritischer Kälte untersuchen, ob der Verf. jede der Lehren, die er zur Erläuterung des ganzen

Platonismus hervorgehoben hat, richtig deutet. Wir wollen nur durch eine genauere Anzeige der Art, wie er seinen Gegenstand behandelt hat, unser schon im Allgemeinen über diese neue Einleitung in die platonische Philosophie ausgesprochenes Gutachten rechtfertigen. Zuerst also sucht der Verf. durch die Erörterung einer Reihe von Stellen aus Plato's Schriften zu beweisen, daß derjenige Begriff, den man jetzt gewöhnlich von der Philosophie in den Schulen aufstellt, und den man den wissenschaftlichen nennt, dem wahren Platonismus fremd sey. Allerdings habe Plato die Resultate seiner Forschungen, die immer auf reine und ewige Wahrheit gerichtet waren, mit wissenschaftlicher Strenge festgehalten und unter einander verbunden; aber Philosophie sey ihm nicht die Summe dieser Resultate, am wenigsten in einer systematischen Form, sondern ganz der Etymologie des Wortes gemäß, jenes rastlose Forschen selbst in allen seinen Richtungen auf Wahrheit und Wissenschaft gewesen; und darauf, nicht auf gewonnene Wissenschaft in der Form eines Systems, gründe sich auch nach Plato die unvergängliche Würde der Philosophie, während in der Reihe der Systeme, die die Wissenschaft für immer in Beschlag genommen haben wollen, eins nach dem andern, oder neben dem andern, hinstürzt, und neuen Ansichten und Meinungen Platz macht. Wir stimmen dem Verf. bey, und wünschen mit ihm, daß dieser alte, liberale Begriff von Philosophie wieder der beliebtere werden möge, da doch das unaufhörliche Pochen auf Philosophie als Wissenschaft nach diesem oder jenem Systeme bey dem unaufhörlichen Wechsel der Systeme, die in die Mode und aus der Mode kommen, fast lächerlich geworden ist, und besonders dazu beygetragen hat, die Philosophie

in unsern Tagen fast um allen Credit zu bringen in den Augen derer, die nicht mitstreiten für das System dieser oder jener Schule. Aber gewiß genug ist doch auch, daß Plato so wenig wie Pythagoras, der das Wort Philosophie erfunden haben soll, und wie die meisten philosophierenden Köpfe nach ihm, die Resultate seiner Forschungen in ihrem folgerechten Zusammenhange nur als subjective Meinungen angesehen haben wollte. Keinem Sterblichen ist es wohl mehr, als ihm, um Wissen und Wissenschaft in der strengsten Bedeutung dieser Wörter zu thun gewesen, so wenig Reizendes auch eine schulmäßig-systematische Form dieses Wissens selbst in unsern Tagen für ihn haben würde, wenn er wieder erstände. Aber vortrefflich hat der Verf. gezeigt, daß die ganze platonische Art zu philosophieren, himmelweit von dem später entstandenen Schul- und Sectengeiste entfernt ist; und in dieser Hinsicht, bemerkt er treffend, unterscheide sich der alexandrinische Neoplatonismus wesentlich von dem echten Platonismus, von dem er auch darin wesentlich abweiche, daß er das eigentliche Wissen auf eine mystische Anschauung des Unendlichen und Ewigen gründen will, während der echte Platonismus von einer solchen Anschauung nichts weiß, und durch scharfe Bestimmung klarer Begriffe zu den Ur-Ideen vom Wahren, Guten und Schönen hinaufführt. Aber der Verf. konnte doch auch nicht unbemerkt lassen, wie die Keime der späteren doctrinalen Zertheilungen der Philosophie in mehrere, auf einander gegenseitig sich beziehende Wissenschaften auch in dem Platonismus liegen. Wir setzen hinzu, daß, sobald diese Keime sich ganz entwickeln, auch der freyeste Forschungsgeist bey der platonischen Art, zu philosophieren, nicht stehen

bleiben kann, und daß dann aus der folgerechten Zurückführung der Resultate des Forschens auf ein gemeinschaftliches Princip am Ende nothwendig Systeme werden. Wenn wir den Verfasser über diesen Punct recht verstehen, ist er auch nicht der Meinung, daß man von einem Systeme der platonischen Philosophie gar nicht reden solle. Nur muß man sich dieses System nicht als ein solches denken, wie es unter Andern von Tennemann aufgestellt ist, oder wie es in der Gestalt eines Lehrbuchs abgefaßt werden könnte. Anstatt also die platonische Philosophie in Logik, Metaphysik u. s. w. zu zerlegen, führt uns der Vf. zu den wesentlichsten Lehren dieser Philosophie auf einem andern, von Plato selbst gebahnten Wege. Vorher aber bemerkt er noch in Beziehung auf das Ganze dieser Lehren, und auf die Richtung, die sie dem freyen Forschungsgeiste geben, daß in dieser Richtung auf das Wahre, Gute und Schöne, und auf das Zusammenfallen des Wahren, Guten und Schönen in dem wahrhaft Göttlichen, der Socratismus mit dem Pythagoreismus sich in dem Platonismus vereinigt hat. Die Einleitung in diese Philosophie hat also, nach dem Vf., zu zeigen, wie Plato das Wahre, das Gute und das Schöne überhaupt sich dachte. Aber dieß läßt sich dem inneren Zusammenhange der platonischen Lehren gemäß nicht ohne Zurückweisung auf die Ideenlehre zeigen, mit welcher die ganze platonische Philosophie, als Wissenschaft betrachtet, steht und fällt; und gerade diese Ideenlehre, als allgemeine Erkenntnißlehre nach Plato's Ansicht, ist der am schwersten gründlich zu erklärende Theil der platonischen Philosophie. Um nun dessenungeachtet das Schwerste bis zuletzt aufzusparen, hat der Verf. dadurch sich zu helfen gesucht, daß er noch ein Kapitel

unter dem Titel *de animo* voranschickt, um aus den Begriffen, die Plato sich vom menschlichen Geiste im Ganzen machte, die Erkenntnißlehre sowohl, als die Sittenlehre und Schönheitslehre, platonisch abzuleiten. Wir können dieß Verfahren nicht mißbilligen, da des Verf. Absicht auch in dieser Beziehung nicht gewesen zu seyn scheint, die Begriffe streng wissenschaftlich zu ordnen. Aber eine gründliche Prüfung der platonischen Lehren wird doch immer einen andern Auslauf nehmen müssen. Unterdessen ist dem Verf. gelungen, den platonischen Begriff vom menschlichen Geiste in dem erhabenen Sinne darzulegen, von dem die ganze platonische Philosophie durchdrungen ist, nämlich nach dem Ausspruche des Socrates: *Ἄνθρωπον γε ψυχὴ τοῦ θείου μετέχει*; und damit ist allerdings der Gesichtspunct bezeichnet, den Plato bey seinen Untersuchungen über das Wahre, Gute und Schöne nie aus dem Auge verlor. Nur war nach der vom Verf. gewählten Zusammenstellung der Begriffe freylich eine Vermischung des Psychologischen, Metaphysischen und Moralischen, wie wir uns jetzt schulmäßig ausdrücken, nicht zu vermeiden. Auch hätten wir gewünscht, daß der Verfasser mit Hülfe seiner Belesenheit in der alten Literatur uns genauere Nachweisung der Gründe für die Meinung gegeben hätte, daß derjenige Theil der Seelenlehre, in welchem die platonische Philosophie mit der pythagorischen übereinstimmt, ägyptischen Ursprungs sey. — Die Wendung, die nach diesem Kapitel des Verf. Darstellung des Platonismus nimmt, ist überraschend. Man erwartet, daß er, wie es üblich ist, zuerst den platonischen Begriff vom Wahren, dann den Begriff vom Guten erläutern, und vom Schönen, gewissermaßen nur anhangsweise, zuletzt reden

werde. Aber wenn man sich erinnert, daß uns der Verfasser nicht sowohl in das System, als in den Geist dieser Philosophie einführen will, muß man diesem Plane ganz angemessen finden, daß er uns zuerst mit der platonischen Schönheitslehre bekannt zu machen sucht, die etwas ganz anderes ist, als unsere jetzt so genannte Aesthetik. Nun ist aber der platonische Begriff vom Schönen unzertrennlich von der Theorie der Liebe im echt platonischen Sinne. Das Kapitel, in welchem der Verfasser diesen Theil des Platonismus erläutert hat, nimmt die zweyte Hälfte des Bandes ein; aber es übertrifft auch, unsers Erachtens, alles, was bis jetzt von den Auslegern geleistet ist, um den Mißdeutungen ein Ende zu machen, denen der Platonismus von dieser Seite besonders ausgesetzt gewesen ist, seitdem man so oft von platonischer Liebe auf eine solche Art gesprochen, daß die Spötter ihre Rechnung dabey finden mußten. Da der Verf. jede Lehre, die er dem Philosophen zuschreibt, für den er begeistert ist, mit Stellen aus dessen Schriften belegt, so bedauert der Recensent um so mehr, daß er in den Grenzen dieser Anzeige nicht umständlicher über das vielbesprochene Thema sich mit dem Verfasser besprechen kann. Denn was für eine Art von Liebe diese platonische Liebe ist, ohne die man auch die Weisheit nicht lieben, also kein Philosoph seyn kann, hat der Verf. vortrefflich entwickelt. Aber der Gegenstand dieser Liebe ist überhaupt alles in sich selbst Vortreffliche und Edle, in dessen Anschauung und Betrachtung der menschliche Geist sich seiner Würde und seiner Verwandtschaft mit dem göttlichen Urgeiste bewußt wird; und eben dieß ist das platonische *καλόν* in der ganzen Bedeutung des Wortes. Nun hätten wir gewünscht, genauer nachgewie-

fen zu sehen, ob die platonische Philosophie entweder gar keinen bestimmten Unterschied zwischen einem καλόν in der engeren und, wie wir jetzt reden, eigentlich ästhetischen Bedeutung, und jenem weit weit mehr umfassenden καλόν, zuläßt, oder worin dieser Unterschied nach Plato's Ansicht bestehe. Denn wenn das platonische καλόν nur die erste und allgemeine Bedeutung hat, also durchgängig auch Weisheit und Tugend in sich schließt, so darf man nicht mehr mit dem Verf. vom Schönen nach platonischen Grundsätzen in einem besonderen Sinne reden, und die Unterscheidung des Schönen von dem Wahren und Guten hebt sich selbst auf. Doch vielleicht wird der zweite Theil des Werks die Lücke ausfüllen, auf die wir hier aufmerksam machen zu müssen glaubten.

Vorgeseht ist dem Buche S. 1 — 43 eine Epistola dedicatoria, die zu viel Interesse hat, als daß wir sie mit Stillschweigen übergehen könnten. Sie ist an den Hrn. G. R. Kreuzer in Heidelberg gerichtet, und ist ein Opfer der Piazät, — in Holland kennt man noch so etwas — dem beiderseitigen Freunde und zugleich Lehrer des Verfs. dem verewigten Wytttenbach dargebracht. Es soll, sagt der Verf., weder eine Lebensbeschreibung, (die wir schon von anderer Hand besitzen) noch ein Elogium seyn. Es ist die Erzählung der persönlichen Verhältnisse des Verfs. mit seinem berühmten Lehrer und Freunde, aber diese in der schönsten Sprache, und mit einer Wärme des Herzens geschrieben, daß man sich, hat man angefangen sie zu lesen, nicht wieder davon losreißen kann. Gewiß ist es der wichtigste und zugleich der rühmlichste Beitrag zu der Charakteristik des berühmten Gelehrten, den sein nicht weniger berühmter Schüler uns

gibt. Wir lernen Wytttenbach hier im Umgange mit seinen jüngeren Freunden kennen; er erscheint hier als der freundlich gutmüthige Mann gegen diejenigen, welchen es ein Ernst mit ihrer Bildung war; wenn gleich der Verf. es keineswegs verhehlt, daß er für andere nicht so leicht zugänglich war. Zwischen W. und dem Verf. war hauptsächlich Plato der Mittelmann; denn auch Wytttenbachs classische Bildung war vorzüglich auf Plato gegründet; verschieden darin waren Ruhnkenius und Valkenaer, deren Studien mehr von Grammatikern und Dichtern ausgegangen waren. So entspann sich zwischen dem Lehrer und Schüler eine Verbindung, die nachmals zwischen den Männern ungeschwächt als enge Freundschaft fortbauerte. Doch den Anfang derselben mag uns der Verf. selber erzählen. (sein Aufsatz ist voll solcher kleinen Anekdoten, die durch die Naivität und Einfachheit der Erzählung einen ganz eigenthümlichen Reiz erhalten). Schon mit großer Erwartung kam der Verf. als Jüngling nach Amsterdam, wo damals W. noch Professor am Athenaeum war. *Hunc igitur ut adii, (vespera erat, tempus et locum memini), quaerere ille continuo de studiis meis et progressibus; ego de scriptoribus narrare a me tractatis, maxime poëtis: ille librum mihi in manus dare qui praesto erat, et locum monstrare, quem legerem et interpretarer; erat locus Thucydidis de peste Athenarum; ego subtimide legere nec probe interpretari. Tum nescio qua opportunitate, sed fiebat Platonis mentio. Hic ille: Tu, inquit, Platonem legisti? Non legi inquam, sed percurri Apologiam et Phaedonem: cuperem autem legere et intelligere; et hac spe Amstelodamum*

veni, ut Tuis uterer lectionibus, et si liceret, monitis item Tuis et sermonibus. Placebat responsum Viro summo; certe extemplo mutari videbatur totus. Nam explicabatur frons contracta; aberat severitas illa, in tironem et male interpretantem; aderat in vultu mira comitas et benevolentiae significatio. Macte, sodes inquit, virtute tua; nam de eo non desperandum, cui semel Plato placere coepit, ut de Cicerone inquit Quintilianus. Nostine hos auctores? Tum ille continuo vinum postulare et pocula; nos autem mensae assidere, et inter Socratica pocula, sic vocabat, confabulari jucundissime. — Discessi tandem a viro optimo triumphans, et nescio quid magni et excelsi animo volvens, et spe praecipiens. Sed domum redux, et animo repraesentans, quae videram, quae audiveram, quae dixeram omnia, stupore paulatim defixus sum. Dolor successit exsultanti gaudio. Nam cogitans, qualis quantusque ille esset, quem adspexeram et adspicere etiamnunc mihi videbar, et in me respiciens, qui vix quidquam scirem, in legendo adeo et interpretando haesissem: haec animo volvens prorsus mihi metipsi displicebam. Sed dolor ille, quamvis gravis illa nocte et molestus, idem ille deinceps profuit mihi, imo vero solatium attulit. Ab illo inde die coepi me cognoscere, intelligere quid mihi deesset, inquirere quo illud possim pacto assequi. Quid quaeris? Vivere ab hoc inde tempore coepi, si quidem vivere non est spiritum ducere, sed animum explicare ad percipienda praeclara omnia, in iisque felicitatem quaerere.’ — Gern geschrieben wir mehr ab;

aber wozu? Reicht es nicht hin den Lehrer und den Schüler kennen zu lernen? Kein Wunder also, daß ein so geknüpftes Band für das Leben dauerte. Nur Eine Stelle sey es uns erlaubt noch auszuheben, die den Geist bezeichnet, der jetzt auf den Niederländischen Universitäten herrscht, um zu zeigen, wie der von Wytttenbach und seinen Gehülffen ausgebreute Saame aufgegangen ist, und Früchte trägt. *Exortum est, heißt es, Wytttenbachii aetate novum quoddam Jureconsultorum et vero Theologorum genus, humanum, cultum, litteris perpolitum. Quum ego ante hos duodetriginta annos Amstelodamum venire, mirabatur vir summus, adire ipsum adolescentem Platonis legendi cupidum. Nunc in Academiis nostris et Athenaeis non tantum lectiones habentur Platonicae, frequentes discentium numero, sed iungunt etiam sua sponte iuvenes sodalitia, in quibus Platonem legant invicem, et interpretentur. — Wer vermag es also den Wirkungskreis eines Wytttenbachs und ihm ähnlicher Männer der Berechnung zu unterwerfen? Eben das ist aber der würdige Lohn großer Lehrer, daß ihr Kreis weit über die Grenzen hinausgeht, den sie selber zu überblicken vermögen.*

### S t t i n g e n .

In der Dieterichschen Buchhandlung: *De argentariis et nummulariis commentatio; scripsit Wilh. Theodor. Kraut. 1826. VIII und 136 S. in 8.*

Die Gründe, welche den Verf. zu dieser Abhandlung veranlaßten, sind in der Vorrede angegeben. Die Einleitung bezeichnet die Argentarien genauer, deren rechtliche Verhältnisse in

dieser Schrift erörtert sind, und enthält außerdem die Angabe der bisher noch sehr dürftigen Literatur über dieß in rechtlicher und mercantilscher Beziehung höchst wichtige Institut. Im Cap. I. (de argentariorum nominibus) zeigt der Verf. gegen die Ansicht der meisten neueren Schriftsteller, daß bey den Römern ein Unterschied zwischen argentarii und nummularii bestand, und untersucht die Bedeutung der übrigen Benennungen, mit welchen diese Personen bezeichnet werden. Das Cap. II. (argentarium et nummulariorum brevis historia) läßt sich nicht gut in einen Auszug bringen. Cap. III. argentarium et nummulariorum negotia. Die Hauptgeschäfte der Argentarien bestanden darin, daß sie für Andere Zahlungen leisteten, Geld auf Zinsen ausliehen, Mäcclerdienste versahen, und Auctionen, besonders von Erbschaften, besorgten. Die Geschäfte der Nummularien waren größtentheils dieselben wie die der Argentarien; besonders beschäftigten sie sich auch mit dem Umwechseln des Geldes, welches wahrscheinlich die Argentarien gleichfalls betrieben, obgleich sich dieß aus keiner Stelle der Alten geradezu ergibt. Cap. IV. de tabernis et mensis argentarium et nummulariorum. — Cap. V. de argentarium societatis. Um ihre Geschäfte in einem größeren Umfange betreiben zu können, traten häufig mehrere Argentarien in eine Gesellschaft zusammen. Eigenthümlich dabey war, daß die einzelnen socii als plures rei credendi et debendi betrachtet wurden. Dieß führt auf die Erklärung der l. 27. pr. D. de pact. l. 31. §. 1. D. de novat. l. 34. pr. de recept. und l. 28. pr. D. de jurejur. — Cap. VI. de argentarium et nummulariorum in imperio Romano externa conditione eorum-

que collegiis. — Cap. VII. de codicibus argentariorum et nummulariorum. Die Argentarien und Nummularien führten über ihre Geschäfte genaue Bücher, welche eine besondere Beweiskraft hatten. Da deshalb einem jeden, welcher mit ihnen oder unter ihrer Mitwirkung Geschäfte abgeschlossen hatte, sehr viel daran liegen mußte, ihre Bücher einzusehen, so zwang sie der Prätor zur Edition derselben. Hiervon handelt das Cap. VIII. (de editione rationum argentariorum et nummulariorum). In diesem Kapitel wird zuerst untersucht, welchen Personen die Verbindlichkeit zur Edition obliegt; darauf, welche Personen das Recht haben, diese zu verlangen; dann, auf welche Weise sie geschehen muß; und zuletzt, durch welche Mittel und Wege sie erzwungen werden kann. Cap. IX. de literarum obligatione. Wurde eine Forderung oder Schuld in dem Codex des Argentarius eingeschrieben, so entstand dadurch eine literarum obligatio, jedoch nicht unbedingt, sondern nur wenn mehrere Erfordernisse vorhanden waren, die in diesem Kapitel genauer angegeben werden. Zu denselben gehörte auch, wie Gajus ausdrücklich sagt, daß die eingeschriebene obligatio nicht re contracta war. Warum gerade eine solche Obligation durch das Einschreiben in den Codex nicht in einen Literalcontract verwandelt wurde, das hat der Verf. in dem Folgenden zu erklären versucht. (Er hebt gerade dieß hier deshalb besonders hervor, weil ein Beurtheiler seiner Schrift, indem er einen von ihm aufgestellten Zweifelsgrund als einen Entscheidungsgrund betrachtet, ihn hierin mißverstanden hat). Die alte literarum obligatio, quae nominibus fiebat, kam zu Justinians Zeit auch bey den Argentarien nicht mehr vor. Daß aber

diejenige, quae syngraphis fiebat, damals noch überhaupt im Gebrauch war, sucht der Verf. in dem übrigen Theil des Kapitels zu zeigen. Cap. X. de constituto ab argentariis inito. Der Vertrag, welchen die Argentarien am häufigsten abschlossen, war das constitutum. Hieraus entsprang im älteren Rechte eine den Argentarien eigenthümliche Klage, die actio receptitia, welche sich von der actio de constituta pecunia in mehreren Stücken unterschied, im Justinianischen Rechte aber nicht mehr vorkömmt. Cap. XI. De privilegio, quo ii, qui apud argentarium nummulariumve pecuniam deposuerant, fruebantur. Diejenigen, welche bey einem Argentarius oder Nummularius Geld deponiert hatten, waren in dem Concurse dieser Personen besonders bevorzugt; welche Stelle sie aber unter den bevorzugten Gläubigern einnehmen, das hängt von der Erklärung der l. 7 u. 8 D. depositi und l. 24. §. 2. D. de reb. auct. jud. poss. ab, womit sich dieses Kapitel vorzüglich beschäftigt. Cap. XII. De compensatione apud argentarios. Die Argentarien dürften immer nur den Saldo einflagen. Cap. XIII. De privilegiis, quae Justinianus argentariis dedit.

Dr. Kraut.

### W e i m a r.

Im Großherzogl. Industrie = Comptoir: P. A. Treille's natürliche Familien des Thierreichs. Aus dem Französischen mit Anmerkungen und Zusätzen von Dr. Arnold Adolph Berthold. 1827. X u. 604 Seiten in 8.

Der Verf. vorliegenden Werkes, den Naturforschern im Allgemeinen, ins Besondere aber den Amphibio = und Entomologen als tüchtiger

Arbeiter bekannt, sah sich genöthigt zur Zeit, als Lamarck ihn zu seinem Nachfolger im Pflanzengarten ernannte die Natur der gesammten wirbellosen Thiere zu studieren. Nachdem er sich dann auch noch das Studium sämmtlicher Wirbelthiere hatte angelegen seyn lassen, gab er im J. 1825 das Werk, von dem die gegenwärtige Uebersetzung vorliegt, unter folgendem Titel heraus: 'Familles naturelles du règne animal, exposées succinctement et dans un ordre analytique, avec l'indication de leurs genres. Par M.-Latreille. Paris, chez J. B. Baillière.' — Latreilles Idee war gut, auch wurde dieselbe im Ganzen genommen sehr scharfsinnig ausgeführt. Das ganze Thierreich läßt er in Reihen, Stämme, Zweige, Klassen (denen mitunter noch besondere Abtheilungen vorhergehen, mitunter aber folgen), Ordnungen, Familien und Gattungen zerfallen, worauf dann jedesmal die dem Verf. bekannten Geschlechter aufgeführt werden. Drey Reihen sind vorhanden, nämlich: 1. Wirbelthiere, mit den sieben Klassen: Säugethiere, Manotremen und Vögel; Reptilien, Amphibien, Ichthyoderen und Fische. 2. Kleinkopftiere, enthaltend die zwölf Klassen: Cephalopoden, Pteropoden, Gasteropoden, Peltocochliden, Brachiopoden und Schalthiere (Conchiferen); Cirripeden und Anneliden; Crustaceen, Arachniden, Myriapoden und Insecten. 3. Acephalen, aus den zehn Klassen: Helminthogamen, Helminthoprocten, Scheidenwürmer, Holothuriden, Stachelhäuter, Helianthoiden, Quallen und Polypen; Cryptogenen und Gymnogenen gebildet. So die Klassen einzeln, d. h. nicht um die dazwischen liegenden höhern Abtheilungen sich bekümmern, aufgeführt, sieht man recht deutlich wie unbestimmt der Verfasser

bey der Bestimmung der Klassen war; wie klingt es z. B. nicht so merkwürdig die Samenthierchen (Cryptogenen) mit demselben Eintheilungsnamen zu bezeichnen, womit die ganze Reihe der Säugethiere bezeichnet wird, nämlich mit dem einer Klasse, und wie muß man auf der andern Seite nicht erstaunen, Schnabelthier nebst Echidne (Monotremen) und das ganze Heer der (sechsfüßigen) Insecten mit gleichem Namen belegt zu sehen? — Dem sey nun wie ihm wolle; man wird sich dadurch nicht leicht irre führen lassen, sondern die drey großen Reihen als mehr isoliert, einzeln für sich bestehend, betrachten können, und die Ungleichartigkeit der Klassen mit der Leichtigkeit der Methode, die der Verf. gewählt hat, wodurch man nämlich in den Stand gesetzt wurde, mittelst wenig zahlreicher Characteres zu den niedern Abtheilungen zu gelangen, entschuldigen müssen.

Die Uebersetzung anlangend, so ist Alles dem Original gemäß treu und bündig wiedergegeben; Zusätze und Verbesserungen wurden da angebracht, wo es dem Uebersetzer nothwendig schien; ein Register, welches dem Original fehlt, ist hier beygefügt, wodurch unstreitig der Werth des Werkes bedeutend gestiegen ist. Was die fernern Hauptunterschiede zwischen dem Original und der Uebersetzung anbetrifft, so beschränken wir uns hier darauf, auf das, was in der Vorrede des Uebersetzers S. VI u. f. darüber gesagt worden ist, zu verweisen.

Berthold.

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

180. Stück.

Den 10. November 1827.

---

London und Calcutta.

Fortsetzung der Anzeige der über Asien dort erschienenen Societätschriften: Transactions of the literary Society of Bombay. Vol. III. vergl. St. 120 dieses Jahrg. — VIII. Account of the present state of the township of Lony: in illustration of the institutions, resources etc. of the Marratta cultivators. By Thomas Coats Esq. S. 172 — 264. Eine so ausführliche Beschreibung einer kleinen Stadt mit ihrem Gebiet im ehemaligen Mahrattenstaat, wie sie wenige Städte Europa's aufweisen können. Der Verfasser beschreibt nach seinen fleißigen Beobachtungen das Klima, die verschiedenen Einwohner, deren Beschäftigungen, Kleider u. s. w., den Ackerbau und dessen Vortheile; aber fast alle seine Beschreibungen haben einen mehr localen und temporellen Nutzen und wir enthalten uns daher der genauern Anzeige des Inhalts. — IX. An account of the caves of Ellora, by Cap-

tain VV. H. Sykes S. 265 — 323. Jeder Freund des indischen Alterthums wird dem Vf. für die 13 Zeichnungen, in denen einzelne Gruppen und Hallen aus den berühmten Felsengrotten zu Elora dargestellt hat, und die Copie einiger nicht erklärten Inschriften von den Wänden der Felsentempel danken müssen, da die bisherigen Zeichnungen nicht genügten; aber ob sich die Kenner mit den Ansichten des Verfs. über die beschriebenen Kunstwerke befreunden werden, muß Ref. bezweifeln. Offenbar ist es auch nichts leichtes, die wahre Bedeutung der vielen Grotten, Tempel, Statuen und Gruppen im Einzelnen und Ganzen einzusehen, zumal wenn man, wie es dem Vf. widerfahren ist, sich bloß von spätern Quellen und den falschen Aussagen der jetzigen Brahmanen leiten läßt, ohne auf die alten epischen Gedichte, den besten Schlüssel der Mythologie und Kunstgeschichte, Rücksicht zu nehmen. Außerdem reicht, wie der Vf. auch am Schlusse gesteht, eine Woche oder auch ein Raum von 14 bis 20 Tagen nicht hin, um diese großen und weiten Wunderwerke genau zu untersuchen. Auf Malets Abhandlung in den *Asiat. res.* Vol. VI. nimmt der Vf. bisweilen Rücksicht; aber das besondere Werk von J. B. Seely, welches bloß der Beschreibung der wonders of Elora gewidmet ist (s. Götting. gel. Anz. 1826. St. 133) konnte er noch nicht kennen. Die Hauptabweichung der Vorstellungen des Vfs. besteht darin, daß er fast überall *Buddha* in den Bildern des Hauptgottes findet, welches andere Reisende wohl mit Recht nicht so finden und zu dessen Annahme der Vf. vielleicht bloß durch die jetzigen Brahmanen verführt ist. Er erlaubt sich indeß umfassendere Resultate über das Alter und die Folge der altindischen Culte aus seinen Beobachtungen zu ziehen; und zählt S. 319. 320 elf Gründe zu dem

Beweise auf, daß der Buddhadienst der früheste in Indien war und daß sich aus ihm erst der Brahmaismus entwickelte. Ref. glaubt, daß die viel bestrittene Frage über das Alter des Buddhismus so lange schwankend bleiben muß, als man den spätern oder heutigen Indern ihre unchronologischen und unhistorischen Aussagen glaubt und nicht auf die ältesten Quellen, die jedoch fast alle noch ungedruckt sind, zurückkehrt. Wer möchte z. B. mit dem Vf. das höhere Alter des Buddhismus daraus beweisen, daß nach der Versicherung der Buddhisten Wischnu ein Urheber des Buddha war? oder die Buddhisten in Tibet ihren Ursprung von Benares ableiten? oder der Dienst des Fo (d. h. Buddha) schon vor mehreren tausend Jahren nach China gebracht seyn soll? — X. Description of the Pandoo Coolies in Malabar, by J. Babington Esq. S. 324 — 330. Eine kurze Nachricht über aufgefundenene Alterthümer, besonders ausgegrabene eiserne Instrumente, von denen einige jetzt in Indien ganz außer Gebrauch gekommen sind. Vier Kupfertafeln erläutern die Beschreibung. — XI. A statistical account of the Pergunna of Jumboosur, by Thomas Marshall Esq. S. 331 — 390 enthält eine genaue Beschreibung des Bodens, der Pflanzen, des Ackerbaues, der Einwohner und der Steuern dieses Landes. Es hat auf 240 — 250 Quadratmeilen 900,000 Einwohner, ist also stärker bevölkert als Frankreich oder England. Unter der Herrschaft der Mahratten sehr verwüstet, hebt sich seine Cultur wieder durch die englische Herrschaft in den letzten Jahren. Der Pflug ist wohl nirgends so sehr auf der Stufe seiner Kindheit geblieben als in diesem Lande. Der Landbau ist völlig nach den Bedürfnissen eines jeden Fleischnahrung verachtenden Volks eingerichtet. Die Einwohner selbst sind dem Ursprunge und

den Sitten nach sehr verschieden: Muhammedaner in geringer Zahl, zum Theil entartet, Hindu's, durch häuslich gute Sitten ausgezeichnet, Radschputen, die ihre Rohheit allmählich ablegen, Charuns, die sich mit Hefigkeit jede Abgabe zu zahlen weigern. Zuletzt spricht der Vf. von den zum Theil eigenthümlichen Krankheiten des Landes. — XII. Translation of a grant of land in the Concan, by Dr. Taylor of Bombay. S. 391 — 397. Eine merkwürdige, aus drey großen Kupferplatten bestehende Schenkungsurkunde. Voran gehen Sloka's, in denen der Stammbaum des damaligen Königs gepriesen wird, so daß auch diese Inschrift historischen Nutzen hat; dann folgt in Prosa die ausführliche Lobpreisung des damaligen Königs Rhodschadeva, im zwölften Jahrhundert, aus dem Geschlecht der Sagararadschas. Die Copie der schönen und leicht lesbaren Sanskritschrift in vier Tafeln ist sehr deutlich; die Uebersetzung zu frey. Ueber die Lage der Städte Lagara und Pluthana macht der Vf. im Vorwort gegen Wilford gegründete Einwendungen. XIII. Remarks on the character of Muhammed, by Major Vans Kennedy. S. 398 — 448. Der Vf. geht von einer strengen, zwar etwas unpoetischen, aber im Ganzen nicht ungegründeten Kritik des Voltairschen Schauspiels 'Muhammed' aus und zeigt darin eben so große moralische als historische Fehler. Den Character Muhammeds und seiner Religion befreyt er mit gutem Erfolg von mehreren mehr aus Leidenschaft und Sectenhaß als aus der Wahrheit geflossenen Vorwürfen; beurtheilt man Scenen und Bewegungen des Alterthums, vorzüglich weniger cultivierter Völker, nicht nach dem Lichte unserer jetzigen völlig verschiedenen Ansichten, so läßt sich von jenem Religionsstifter noch genügender zeigen, wie er nach seiner Zeit nicht wohl anders

handeln und lehren konnte und wie er sogar für seine Zeit nützlich wirkte. Mehrere Vermuthungen des Vf. indeß, z. B. daß Muhammed seine Lehre von der Einheit Gottes, die höchste und unterscheidendste für jene Zeit der christlichen Dogmenstreitigkeiten, nur von Juden gelernt haben könne (S. 448), entbehren der historischen Begründung. Die aus Thabari, einem der frühesten Historiker (wahrscheinlich nach einer persischen Uebersetzung) hier mitgetheilte Nachricht über die Anfangsperiode des Auftritts Muhammeds schildert, wenn auch nicht ganz historisch, doch viel einfacher und natürlicher, als die spätern Historiker, das allmälige Keimen prophetischer Gedanken in Muhammeds Seele. — XIV. Account of a journey from Katif on the Persian Golf to Yamboo on the Red Sea, by Captain G. F. Sadlier. S. 449—493. Ein sehr unterrichtender Aufsatz. Seit Niebuhr hat kein Reisender die Wüsten des innern Arabien untersucht; denn auch Burkhardt, dessen Tagebuch über die arabischen Reisen noch nicht gedruckt ist, scheint nicht tief in Arabien eingebrungen zu seyn. Von der ostindischen Compagnie abgesandt in Handelsgeschäften und um Ibrahim Pascha zu seinem vollständigen Sieg über die Wahabiten Glück zu wünschen, reiste der Verf. im J. 1819 zuerst nach Maskat, dann zurück nach Katif am persischen Meerbusen. Seine Richtung führte ihn weiter mitten durch den mittlern Theil von Arabien, durch Nedschd und Hedschaz; die vorzüglichsten Städte, die er traf, sind Mahsa (Lahissa), Deriah, Schakrah, Anizeh, Kus, Medina, in dessen Mauern er aber als Christ nicht treten durfte, Dschambu. Die geographische Lage vieler Dörter ist berichtigt; einige bis jetzt unbekannte werden hier zuerst beschrieben. Ueberall traf der Vf. die traurigsten Spuren von der großen Verheerung, welche sich

Die Türken in dem blutigen Krieg gegen die Wahabiten 1815 — 1819 erlaubten; Deriah, die blühende Hauptstadt der Wahabiten in Nedschd, ist mit vielen andern gänzlich zerstört und keine Stadt hat noch Mauern oder Thürme. Angehängt ist die Lebensbeschreibung des Ibrahim-Pascha, ältesten Sohns des Vicekönig von Aegypten, der sich durch die gänzliche Besiegung der Wahabiten ungeachtet ihrer tapfersten Gegenwehr, großen Ruhm erworben hat; auch die Reformation des muhammedanischen Glaubens scheint sich mit dem Waffenglück der Wahabiten sehr schnell zu verlieren. — XV. Observations on the remains of the Buddhists in India, by William Erskine Esq. S. 494 — 537. In einer Durchreise durch Dekhan glaubte der schon durch mehrere antiquarische Untersuchungen über Indien und Persien bekannte Vf. zu entdecken, daß fast alle alte Tempel in dieser Gegend buddhistisch seyen. Er nimmt davon Gelegenheit, überhaupt über das Alter und die Unterscheidungslehren der Buddhisten ausführliche Untersuchungen anzustellen, und wer sollte nicht wünschen, daß der Ursprung des Buddhismus, der nach der Meinung mehrerer Reisenden mehr Bekenner zählt als irgend eine andere Religion, einmal gründlich nachgewiesen würde? Indes sieht man die großen Schwierigkeiten dieser Untersuchung bey dieser Abhandlung selbst sehr deutlich ein, welche ungeachtet des gezeigten großen Scharffsinns des Vfs. doch mehr Zweifel anregt als das Gewisse oder Wahrscheinliche gründlich beweist. Für den besten Theil der Abhandlung hält Ref. den Abschnitt S. 503 — 517, in welchem der Vf. nach seiner Erfahrung die unterscheidenden Lehren der Buddhisten und Brahmanen kurz aber trefflich erläutert; zwischen beiden Secten stehen die Jainas in der Mitte. Es folgen die Merkmale, von denen man die

Buddhatempel von den Brahmatempeln unterscheiden kann; im Brahmadienst herrscht das Sinnliche vor, im Buddhadienst das Geistige und Metaphysische. Ueber das Alter des Buddhismus stellt der Vf. neue Vermuthungen auf, die indeß die Vorstellung, daß der sinnliche Bramadienst älter sey, noch nicht widerlegen; gründlich ist jedoch aus dem Alterthum erwiesen, daß der jetzige Haß der Brahmanen gegen Buddha erst allmählich entstanden sey. Ob aber das persische بت bot 'Idol' aus buddha (im Sanskr. 'gelehrt, weise') entstanden sey und so eine alte Verbreitung des Buddhismus über Persien beweise (vgl. dasselbe Resultat bey F. S. Schmidt, Forschungen S. 244); ob der Buddhismus noch im ersten Jahrh. n. Ch. in Indien herrschte; ob die Felsengrotten von Ellora, die der Vf. hier ausführlich beschreibt, fast alle von Buddhisten ausgehauen seyen. — dieß und anderes ist noch sehr zweifelhaft. — Dieser ganzen reichen Sammlung von Abhandlungen wäre noch zu wünschen, daß eine Schreibart der altindischen Namen durchweg herrschte; und gewiß ist die alte reine Sanskritausssprache der aller spätern verdorbenen Dialecte vorzuziehen. Wie leicht entstehen Verwirrungen, wenn ganz verschiedene verdorbene Aussprachen, wie Meissasoor, Muresasoor für Mahischā-sura (Name eines Giganten in der Mythologie) zusammentreffen!

3. Asiatick researches; or Transactions of the Society, instituted in Bengal, for inquiring into the history and antiquities, the arts, sciences, and literature of Asia. Calcutta. Volume the thirteenth 466 S. the fourteenth 489 S. in fl. Fol. Beide Bände enthalten mehr Aufklärungen über das jetzige als über das alte Asien.

1) Ueber das alte Indien: XIV, 1: Account of a Discovery of a modern imitation of the

Vedas, with Remarks on the Genuine Works, by F. Ellis. S. 1—59. Daß das durch Franzosen aus Pondichery nach Frankreich gebrachte, von Voltaire und Anquetil Duperron empfohlene und als ein echtes Stück des indischen Alterthums im J. 1778 gedruckte Buch Ezour-Vedam (eigentlich Tadschurvedam) eine untergeschobene Nachahmung sey, ahneten schon viele Gelehrte aus dem Inhalt und Sonnerat hatte schon im J. 1782 in seiner Reisebeschreibung nachdrücklich vor dem Betrage gewarnt. Indeß war es doch der Mühe werth, der Verfälschung bis auf die letzte Spur nachzuforschen, und diese Untersuchung stellt hier Hr. Ellis, wohl bewandert im Sanskrit und in den Vedas, mit großer Vorsicht und Gelehrsamkeit an, so daß der Betrug auch dem Schwergläubigen klar werden muß. Johnston fand in Pondichery während der englischen Besiznahme die Handschriften zu jenem Ezurvedam und zu den übrigen eben so nachgeahmten Vedas und lud den Vf. zu einer genauern Prüfung ein. In diesen Handschriften ist das Sanskrit in bengalischer schlechter Aussprache mit französischen Buchstaben geschrieben und eine französische Uebersetzung beigefügt. Der Inhalt zeigt leicht, daß jesuitische Verfälschung im Spiel gewesen ist; denn es leuchtet aus allen diesen Vedas nur zu deutlich die Absicht hervor, das Christenthum heimlich zu empfehlen, indem ein Lehrer sich mit seinem Schüler unterhält und den Brahmaismus widerlegt. Nach alter Ueberlieferung in Pondichery soll der Jesuit Robert de Nobilis, Stifter der Madura's Mission in Indien (um 1620), ein sehr gelehrter und gewandter Mann, der auch andere offene Streitschriften gegen die Brahmanen herausgab, und sich mit meisterhafter Verstellung wie ein Brahmane kleidete und aufführte, der Verfasser gewesen sey. Hr. Ellis hält es für möglich, daß

er die Sanskritverse gemacht habe, leitet aber die schlechte Uebersetzung von einem spätern Vf. ab und möchte überhaupt die pia fraus von dem Jesuiten entfernen; ob mit Erfolg, muß man sehr bezweifeln. Die Unechtheit zeigt Hr. Ellis mit tiefer Sachkenntniß aus dem Inhalt und der Eintheilung der Vedas, die beide in diesem Nachwerke gänzlich verschieden sind, aus der Verschiedenheit der Sprache, da diese Pseudovedas den Puranen, wie in allem, so in der Sprache nachgebildet sind, die echten aber eine alte rauhere Sprache haben (doch ist dieß hier nicht im Einzelnen bewiesen, obgleich es überhaupt noch nicht genau geprüft ist), und aus der Verschiedenheit des Metrum. Ueber letzteres spricht der Vf. S. 47 — 53 ausführlicher, aber nicht mit wissenschaftlicher Klarheit; so viel ist daraus gewiß und war dem Ref., weil wir noch nicht durch den Druck die Vedas kennen, etwas Neues, daß sich in den meisten Theilen der Vedas nicht der gewöhnliche Sloka findet, sondern ein älteres jambisches Metrum von acht Sylben, welches man wohl mit Recht für das einfachere, ältere, ja für den wahren Grund des gewöhnlichen sechszehn-sylbigen Sloka halten muß. — XIV, 7. On the ancient Geography of India, by Lieut. Col. F. Wilford S. 373 — 470. Es ist bekannt, aus welchen meist sehr trüben Quellen der Vf. die Nachrichten geschöpft hat, aus denen er in den frühern Theilen dieser Untersuchungen die alte Geographie aufzuklären suchte. Nachdem er selbst endlich die Trübheit seiner Quellen und das schwankende Gebäude seiner Forschungen erkannt hat, versucht er hier aufs neue denselben Gegenstand zu beleuchten und beschreibt zuvörderst S. 373 — 380 die (nicht sehr alten) handschriftlichen Sanskritbücher über Geographie, die er außer den Puranas für jetzt als Quellen gebrauchte. Etwas sicherer tritt

der Vf. also jetzt auf und beschreibt in dieser ersten Abhandlung die alte und neue Geographie der Sangesländer, besonders die Berge und Flüsse, mit einer sonst nicht gekannten Ausführlichkeit, so daß man schon die Aufzählung so vieler Namen schätzen muß. Aber auch jetzt noch ist der Vf. zu kühn und uncritisch in der Vergleichung der griechischen Mythologie (z. B. von Dionysius S. 376) und in dem Aufsuchen indischer Ortsnamen bey Ptolemäus und Plinius in den indischen Namen; einige solcher Vergleichen sind auf den ersten Anblick täuschend, z. B. Hima-Imaus; andere sehr hart und unmöglich, wie Devanad; Antomatis (S. 402). Unbedingt wird man also auch dieser Darstellung nicht folgen können. — Dazu noch: XII, 14: On the Binominal Theorem; as known to the Arabians, by J. Tytler Esq. S. 456 — 466. Dieses mathematische Theorem führt man gewöhnlich auf Newton als den Erfinder zurück; der Vf. zeigt aber aus sichern Quellen, daß es sich schon in frühern arabischen Schriften demonstriert findet, z. B. in dem Mistach-ahisab d. h. Schlüssel der Rechenkunst von Dschemschid ben masud unter der Regierung des Alugh-beg; der Text ist hier abgedruckt.

2) Ueber das neuere Indien: XIII, 2. On the existence of the Hindu Religion in the Island of Bali, by J. Crawford Esq. S. 128 — 170. Die Insel Bali östlich von Java ist vorzüglich deswegen merkwürdig, weil sie jetzt die einzige im indischen Archipelagus ist, in welcher die Hindureligion von der muhammedanischen noch nicht verdrängt ist; vielmehr wird der Muhammedanismus hier allgemein gehaßt. Der Siva-kultus ist vorherrschend; die Anhänger des Buddhismus sind sehr beschränkt, aber merkwürdig werden die Priester beider Parteien Brahmanen genannt, als ob die Buddhisten auch früher diesen ehrenden Namen getra-

gen hätten, was man sich freylich denken kann. Der Cultus ist sonst ganz dem in Vorderindien gewöhnlichen gleich; es herrscht nur in Bali größere Freyheit in den Speisegesetzen und Fakire werden nicht geduldet; der Eölibat, welchen der Vf. unter den Brahmanen bemerkt haben will, ist doch wohl auch hier den Buddhisten eigen. Die Brahmanen sind hier nicht bloß Priester, sondern auch Richter und Magistratspersonen. Ueber die allmälige Einwanderung der Brahmanen lassen einige Inschriften, deren sich viele auf Bali finden, und die Tradition der Einwohner keinen Zweifel. Die Auswanderungen aus Kling (Kalinga, ein alter Name für den nördlichen Theil von Coromandel) sängen etwa 100 n. Chr. an und dauerten über 300 Jahr; höchst wahrscheinlich wurden sie also durch die großen Revolutionen jener Zeiten verursacht, welche der Sturz und die Vertreibung der Buddhisten aus Vorderindien bewirkte; wie auch die frühesten Einwanderer in Java und Bali Buddhisten gewesen seyn sollen. Als heilige Bücher verehren die Brahmanen in Bali den Mahabharata (aber nicht nach Wjasa's Bearbeitung) mit einigen andern Sanskritbüchern; daß sie die Vedas gar nicht kennen, fiel dem Verf. sehr auf, erklärt sich indeß, wenn die ersten Einwanderer Buddhisten waren. Die Sprache dieser heiligen Bücher, welche jetzt nur die Gelehrten verstehen, wird Kawi (Dichtersprache?) genannt und verhält sich zu der jetzigen Sprache wie Sanskrit zum Prakrit. Nach den hier mitgetheilten Proben besteht sie aus einer Vermischung des Sanskrit und der Ursprache des Landes.

3. An Account of a Journey to the Sources of the Jumna and Baghirathi Rivers, by J. B. Fraser Esq. S. 171 — 249. Ein wichtiger Aufsatz. Die Quellen des Ganges kannte man bisher nicht; denn der für sie gewöhnlich ange-

nommene Ort beruhte auf falscher Angabe tibetischer Priester, wie Colebrooke schon früher gezeigt hatte. Hn. Frazer bleibt das Verdienst, zuerst unter allen Europäern, von 60 Personen, unter denen auch Brahmanen, begleitet bis nahe an die Quellen vorgedrungen zu seyn, wohin Tausende von Pilgern aus allen Theilen Indiens strömen, obgleich sehr wenige die geheiligte Reinigungstätte erreichen. Mit unglaublich vielen Gefahren hatte H. F. zu kämpfen: mit ungebahnten Wegen unter Schneelavinen und den steilsten Felsen; mit den religiösen Vorurtheilen der Hindus seiner Begleiter, welche die Himalajagebirge als Sitz ihrer Gottheiten verehren und vor den höchsten Spitzen eine auch durch die Mythologie tief gewurzelte unüberwindliche Scheu haben, die sie hindert selbst den Versuch ihrer Besteigung zu wagen (S. 189. 190); mit einem gerade damals durch die Herrschaft der wilden Ghorlas ganz verödeten Lande, in welchem H. F. die meisten Plätze von Einwohnern verlassen fand. Als er sich wegen des nach Jumnotri (aus Samunavtri, Samunavatari d. h. Herabkunft der Samuna, corrumpiert) führenden Wegs erkundigte, hörte er die Versicherung, daß der Weg vergiftet und gänzlich unwegsam sey; und als er ihn dennoch einzuschlagen wagte, merkte er aus den großen Beschwerden der verdünnten Atmosphäre, was unter jenem Gift gemeint sey (S. 197). Als die Gesellschaft einige Meilen von Gangotri entfernt war, verlangte der Brahmane, alle Muhammedaner zu entfernen, alle Waffen abzulegen und barfuß zu dem Heiligthum zu gehen, und nur mit Mühe konnte H. F. dieß ablehnen (S. 220). Der Weg führte H. F. zuerst zu den Quellen der Samuna, nordwestlich von denen des Ganges; mit dem ewigen Schnee und Eis des Himalaja (d. h. Schnee- oder Eiswoh-

nung, von hima:hiems) hat die Natur auch hier glühend heiße Quellen (S. 196) verbunden. Auf die zwölf höchsten Spitzen hat die Mythologie die Rishi's versetzt, welche Mahadeva begleiten; überhaupt ist der Himalaja der uralte Olymp der indischen Götter und wie sehr die Mythologie die höchsten Berge durch Namen und Sagen aus den epischen Gedichten geheiligt hat, zeigt diese Reiseschreibung sehr deutlich. Nachdem H. F. die Trennung der zwey Flüsse Bhagirathi (Ganges) und Dschahnavi beobachtet hatte, verfolgte er den ersten unter großen Lebensgefahren bis nach Gangotri auf dem Rudrahimala, wo nach alter Sage die Stromgöttin Ganga vom Himmel herabstieg und wo noch jetzt ein Heiligthum ist, bey dem durch Baden sich von allen Sünden reinigen zu können der höchste Wunsch der Pilger ist. Die Gebräuche bey dieser Ablution beschreibt H. F. nach eigener Beobachtung. Rings sind die fünf höchsten Spitzen Rudra:himala, Brahmapura, Vishnupuri, Udgari:Canta, Swargarohini (S. 226), alle nach indischer Mythologie genannt. Als Hr. F. noch weiter seine Reise bis zu den letzten Quellen des Ganges, von denen er nur einige Meilen entfernt seyn konnte, fortsetzen wollte, widersehten sich seine Gefährten aus heiliger Scheu vor dem weitem Vordringen in diesen von Menschen nie besuchten heiligen Orten, und vielleicht würde er auf diese Vorurtheile nicht geachtet haben, wenn ihn nicht andere Schwierigkeiten zum Rückzuge bewogen hätten. Angenehm war die Ueberraschung, wenn er unter diesen öden Bergen oft die üppigste Blumenvegetation fand, wie sie nur in den fruchtbarsten Ebenen Asiens angetroffen werden kann. Eine Charte vermißt man ungern. Was dieser Reisebeschreibung an mathematischer Bestimmtheit mangelt, ergänzt außer den Abhandlungen Hodgson's (Vol. XIV), der noch weiter vordrang, im

XIII. Th. der Auffatz №. 5. S. 293 — 310, in welchem Hr. Webs die geographische Breite, Länge und Höhe mehrerer höchsten Spitzen des Himalaja und der Berge in Butan nach genauen Messungen bestimmt, woraus sich der schon bekannte Satz bestätigt, daß die Gangesgebirge die höchsten der Erde sind. — 4. On the Murderers called P'hasingars, by Dr. Sherwood S. 250 — 281. Die P'hasingar's d. h. die mit dem Seil fangenden, geben das Beyspiel einer fürchterlichen Entartung der menschlichen Natur. Sie treiben das Morden und Rauben als ein Handwerk, weihen ihre und fremde Kinder früh in ihre Geheimnisse ein und morden mit einer Gleichgültigkeit, welche fast zweifeln läßt, ob das Gewissen laut genug zu einer menschlichen Gesellschaft rede. Muhammedaner der Religion nach sind sie dennoch mehr als heidnisch abergläubig und verehren die Dschaji (Siegsgöttin, Durga) gleich den Hindus. In Mysore und Carnatik waren sie besonders in den unruhigen Zeiten von 1790 — 1806 sehr häufig und gefährlich; im nördlichen Indien, besonders in Bundhalkund, werden diese Mörder Bhadel oder Thegs genannt, wie J. Shakespear in einem Anhang S. 282 — 292 weiter ausführt. Eine solche Entartung der Menschennatur konnte nur in dem jetzigen Indien entstehen, in dieser Vermischung der verschiedensten sich befeindenden Völker, Religionen und Regierungen. — 6. Ceremonies observed at the Coronation of a Hindu Raja, by Mr. Brown S. 311 — 316. Der Vf. sah im J. 1778 eine solche Krönung zu Maday auf Malabar, und die Ceremonien sind schon deshalb bemerkenswerth, weil wir in dem jetzigen Indien das alte fast unverändert wieder erkennen. In einer von den Astrologen bestimmten Stunde zeigte sich der Radscha mit der Tiare (nicht Krone) dem ver-

sammelten Volk und der Oberbrahmane goß dreymal aus silberner Schüssel ungekochten Reis auf sein Haupt; während der Ceremonie tiefes Stillschweigen des Volks, nach ihr lautes Geschrey und Huldigung. Der Vf. bemerkt eine Aehnlichkeit des indischen Feudalsystemes mit dem germanischen. Was er ferner bemerkt, daß das aus Palästina stammende Salben den Hindus unbekannt sey, ist zwar wahr, hätte aber doch begründet werden müssen. Der Reis ist Indien das, was der Delbaum für Palästina ist. — 9. *The Ruins of Prambanan in Java*, by J. Crawfurd. S. 337 — 368. Es kann nicht zweifelhaft seyn, daß Java um dieselbe Zeit oder etwas früher von Kalinga (Telinga) aus eben so indischen Cultus und indische Cultur erhalten hat als das Nr. 2 beschriebene Bali; auch hier finden sich neben Buddha vorzüglich die Bilder von Siwa, Durga und Ganesa in den Pagoden; daher der Verfasser glaubt, daß ursprünglich ein mit Buddhismus gemischter und gemilderter Simaismus aus Indien nach Java verpflanzt sey, wofür man, da dieses ohne Analogie wäre, eher annehmen könnte, daß zuerst Buddhisten einwanderten, bis die Brahmanen sie auch bis Java verfolgten. Was jetzt Java von Bali am meisten unterscheidet, ist daß in Java die Hindutempel verödet und verfallen sind, theils wegen der häufigen Erdbeben, theils weil der Islam schon längst hier herrschend geworden ist und die wenigen Anhänger der Hindureligion nach Bali geflohen sind. Daß Fremde die Tempel erbaut haben, ist aus vielen Spuren deutlich. Bey Prambanan fand der Verfasser eine große Menge von Tempeln, theils einzeln, besonders einen sehr großen S. 352, theils in großen Gruppen, z. B. die 1000 Tempel S. 340; einige Tempel waren noch nie von Europäern besucht (S. 343), da die Holländer wenig um Alterthümer besorgt waren. Die Bauart dieser Tempel, von der der Verfasser hier jedoch keine Probezeichnungen gegeben hat, hat nach ihm nicht das Majestätische, welches wir in der ältern indischen bewundern; das Fehlen von Säulen macht nach seinem Geschmack einen übeln Eindruck; Sculpturen und Decorationen sind zu reichlich, unter ihnen Löwen und Elephanten (S. 360), die in Java nicht einheimisch sind; merkwürdig ist die Pyramidalform der meisten Tempel. Indes zeigen alle Bauten von ungeheurem Kraftaufwand. — 13. *An Account of Bijapur in 1811*; by Captain Sydenham. S. 433 — 456. Bijapur im Süden des West-

mahrattenstaats bildete im 16ten und 17ten Jahrhundert ein besonderes Reich, dessen Sultane sich durch Prachtliebe und mehr als gewöhnliche Pflege der Gerechtigkeit auszeichneten. Die Hauptstadt Bijapur war von Europäern bis zum Jahr 1800 fast nie besucht und man ahnete nicht, welche prächtige Ruinen hier verborgen seyen; der Verfasser, der diese Ruinen als einer der ersten Europäer besuchte, versichert, daß sie einen stärkern Eindruck machen als die von Delhi und Agra. Er selbst gibt hier nur eine kurze Beschreibung einiger vorzüglich in die Augen fallenden wohl erhaltener Gebäude, mehrerer prächtigen Mausoleen von Jusuf Abdilschah, Ibrahimschah, Muhammedschah, und der größten Moschee, in der ein großer Rubin selbst die Nacht erleuchten soll; Spuren von indischen Pagoden finden sich in dieser Gegend, wo der Islam so lange herrschte, sehr selten. Zeichnungen fügt der Verfasser nicht hinzu, weil er bloß das Daseyn der Ruinen melden und Künstler zum Besuch einer so merkwürdigen Stadt anreizen wollte. Zur Geschichte des Reichs finden sich mehrere Bemerkungen. — 11. An Account of a new species of Tapir, found in the Peninsula of Malacca, by Major Farquhar. S. 417 — 427. Wenn man bisher glaubte, daß der Tapir ein der neuen Welt eigenthümliches Thier sey, so lehrt uns dieser Aufsatz (mit dem man einen ähnlichen in Abel Remusat mel. as. vergleichen kann), daß er auch, obgleich in geringer Anzahl und mit einigen Unterschieden, in dem südöstlichsten Theil von Asien sich aufhalte. Herr Farquhar beschreibt einen hier abgebildeten Tapir von Malakka, die Herren Sibbons und Diard einen jungen auf Sumatra gefangenen; beide unterscheiden sich aber wesentlich, indem der eine das Wasser liebt, der andere es verabscheut. In jenen Ländern wird das Thier Tan-noh genannt. Man glaubt es leicht zähmen zu können. — XIV, 10. An account of the Inscriptions on the Cootub Minar, and on the Ruins in it's Vicinity, by Walter Ewer Esq. S. 481 — 489. Nur wenige arabisch = persische Inschriften von einem merkwürdigen Gebäude, welches künftig weiter beschrieben werden soll.

(Die Anzeige von B. XV. nächstens.)